

Jubiläumsband | Landesstelle für Alltagskultur

feld&wege

100 Jahre Forschung und Dokumentation – von der Volkskunde zur Alltagskultur



Landesmuseum
Württemberg

1923



2023

feld&wege

Der vorliegende Jubiläumsband der Landesstelle für Alltagskultur, der anlässlich ihres 100-jährigen Bestehens herausgegeben wird, ist inspiriert vom Thema Wandern. Im Rückblick, im Kontext von Perspektivwechseln, in Bezug auf Personen, Wege, Orte und die dazugehörigen Projekte wie auch durch Ausblicke in die Zukunft wird die Breite und Vielfalt der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Arbeit am Landesmuseum Württemberg präsentiert.



▲
Naturfreunde Rohracker bei einer Wanderpause, ca. 1922–1925
Signatur F 8117

Inhalt

	➤ Grußworte	
06	Arne Braun	
08	Christina Haak	
10	Markus Speidel	
	➤ Einleitung	
12	Sabine Zinn-Thomas	
	➤ Kapitel 01	
	Personen, Perspektiven und Wege	
16	Anne Dippel Wilhelm Heinrich Riehl – Wandern als Methode der Kulturanthropologie	3
24	Lioba Keller-Drescher Karl Bohnenberger – Gesammeltes, erwandertes und geteiltes Wissen über Sprache und Kultur	
32	Bernadette Gramm Die August-Lämmle-Schule in Leonberg wird umbenannt	
38	Martin Blümcke Exkursionen – Lehrgänge mit Helmut Dölker	
46	Brigitte Heck 285 Kilometer Aussicht – Die Anfänge des Westwegs	
54	Karin Bürkert Exploration per pedes – (Zu)Gänge zu, in und um Neckarwestheim als Forschungsfeld	
64	Kai Engelmann „Ein Technikerlebnis für die ganze Familie“ – Werbung für Atomkraftwerke in den 1980er-Jahren aus dem J. F. Schreiber-Verlag	
72	Katharina Wahl und Christine Herdin Eine Neujahrswanderung in Neckarwestheim	
76	Elisabeth Haug She’s a wanderer	

82 **Unterwegs sein I**
Ausgewählte Objekte der Archäologie sowie der Kunst- und Kulturgeschichte
aus der Sammlung des Landesmuseum Württemberg

➤ **Kapitel 02**
Orte

120 **Gustav Schöck**
Erinnerungen an die Landesstelle für Volkskunde

126 **Martin Scharfe**
„Meine“ Landesstelle

134 **Gerhard Prinz**
Volkskunde und die technische Welt

140 **Thomas Thiemeyer**
Wandern wie die andern

146 **Gisela Lixfeld**
Ergun Can als Maskenschnitzer

152 **Manfred Waßner**
Vom Fürstensitz zum „Hochgehberg“

164 **Michael Simon und Anne-Christin Lux**
Der Schatz der Morloks

170 **Michael Fischer**
Warum das Schöne betrübt – Wanderung durch Metzingen

178 **Rudolf Bühler**
Busfahren

180 **Unterwegs sein II**
Ausgewählte Objekte der Populär- und Alltagskultur
aus der Sammlung des Landesmuseum Württemberg

➤ **Kapitel 03**
Ansichten und Aussichten

- 196 **Ira Spieker**
Alltag // Kultur
- 206 **Raffaella Sulzner**
Sammeln, Forschen, Dokumentieren und Verknüpfen
- 214 **Angelika Merk**
Ein neuer Name als Wegmarke
- 218 **Maike Lehmann**
Alles online?!
- 220 **Angelika Merk**
100 Jahre Archiv für Populär- und Alltagskultur
- 230 ➤ **Zeitschiene**
- 239 ➤ **Ausblick**
- 240 ➤ **Impressum**





„Die Fragen des Alltags scheinen uns alltäglich und ‚alltäglich‘ wird zum Synonym für ‚banal‘. Der Alltag aber ist die Zeit, in der wir unser Leben verbringen!“ Diese Worte des Kulturwissenschaftlers und Buchautors Frank Berzbach bringen es auf den Punkt. Wir alle erfahren Alltag als etwas, das unser Leben prägt, oft ohne groß darüber nachzudenken. Dabei stehen wir tagtäglich in einem Sinnzusammenhang mit Menschen, Gegenständen und Orten, die ihren Einfluss auf uns ausüben und auf die wir wiederum handelnd einwirken.

Dass Alltag und Alltagskultur auch im wissenschaftlichen Diskurs nicht leicht zu greifen sind, konstatierte bereits Hermann Bausinger. So fiel Alltagskultur lange Zeit durch das Sieb der wissenschaftlichen Disziplinen. Für die etablierte Kulturwissenschaft war sie zu banal, für die Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft passte sie nicht in das Tableau pittoresker Artefakte, zu dem das Fach lange Zeit die Volkskultur gerinnen ließ.

Genau hier setzt die Landesstelle für Alltagskultur an. Sie nimmt mit volkskundlich-kulturwissenschaftlichem Blick das alltägliche Leben der Menschen im Südwesten in Vergangenheit und Gegenwart in den Blick. Von den volkskundlichen Anfängen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich insbesondere auf das Sammeln und Bewahren „volkstümlicher“ Überlieferungen in Schrift und Bild konzentrierten, hat sich das Themenspektrum im Verlauf der letzten 100 Jahre enorm erweitert. Im Zentrum stehen noch immer die sich wandelnden Lebensumstände der Menschen in ihrem täglichen Umfeld. Es geht dabei um kulturelle Ausdrucksformen, die unmittelbar von menschlichem Wissen und Können getragen, von Generation zu Generation weitervermittelt und dabei doch

Grußwort

Arne Braun

Staatssekretär

Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg

stetig neu geschaffen und verändert werden. Hierzu gehören Themen wie kulturelles Erbe und Tradition in der modernen Gesellschaft, das Spannungsverhältnis zwischen urbanen und ländlichen Räumen sowie die sich im Wandel befindlichen Beziehungen zwischen den Generationen. Und auch die Einflüsse von Digitalisierung, Mobilität und Migration, die aus einer zunehmend globalisierten Welt nicht mehr wegzudenken sind, gehören zur Alltagskultur.

Als wissenschaftliche, aber nicht universitäre Einrichtung des Landes ist die Landesstelle für Alltagskultur *die* zentrale volkskundliche Dokumentations- und Beratungsstelle für den württembergischen Landesteil. Als solche bildet sie eine wichtige Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und hat somit eine Vermittlungs- und Vernetzungsfunktion für Forschende, Vereine, Verbände, Institutionen und interessierte Laien inne.

Projekt- und themenbezogen liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf dem Alltagsleben in Württemberg in Vergangenheit und Gegenwart, das in Form von Bild- und Tonzeugnissen dokumentiert und mit Online-Angeboten, Veranstaltungen und Workshops zugänglich gemacht wird. Ausgehend von einem erweiterten Kulturbegriff, der nicht nur die hochkulturellen Ausdrucksformen in den Blick nimmt, sondern jegliches menschliche Handeln als kulturelles Handeln begreift, werden dabei die Alltagsphänomene der Vielen in einer diversen Gesellschaft untersucht – mit einem besonderen Augenmerk auf die jeweiligen Transformationsprozesse.

Die Zugehörigkeit zum Landesmuseum Württemberg erzeugt wertvolle Synergien mit den anderen Fachabteilungen, insbesondere dem Museum der

Alltagskultur im Schloss Waldenbuch. Sammeln, Erforschen und Dokumentieren gehen hierbei eine kongeniale Verbindung ein.

Mit der Umbenennung zum 100-jährigen Jubiläum in Landesstelle für Alltagskultur trägt die Einrichtung der dynamischen Entwicklung unserer Gesellschaft wie auch der fachlichen Weiterentwicklung in den Kulturwissenschaften Rechnung. Gleichzeitig lassen sich hieran Zukunftsperspektiven festmachen, die Arbeit im Bereich der Beratung für das immaterielle Kulturerbe in der Region und damit einhergehende Angebote weiterzuentwickeln.

In diesem Sinne gratuliere ich sehr herzlich zum 100-jährigen Bestehen und wünsche der Landesstelle für Alltagskultur für die künftigen Herausforderungen viel Erfolg!



Grußwort

Prof. Dr. Christina Haak
Direktorin Landesmuseum Württemberg

Museen werden meist an ihren Ausstellungen gemessen, an dem, was sie öffentlich präsentieren. Dabei hängt die Fähigkeit, sich an aktuellen Diskursen zu beteiligen, auch stark davon ab, welche Wissensbestände innerhalb der Einrichtung vorhanden sind. Museen sind per se Forschungsinstitutionen und generieren aus sich heraus kontinuierlich Wissen und Informationen zu ihren Beständen. In dieser Funktion sind Museen mehr als bloße Dienstleister in der Bereitstellung von Objekten für andere Forschungseinrichtungen. Sie sind Partner auf Augenhöhe, um gemeinsam und interdisziplinär neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Mit der Landesstelle für Alltagskultur haben wir am Landesmuseum Württemberg eine außeruniversitäre Forschungsstelle in unseren eigenen Reihen, die inzwischen auf 100 Jahre Expertise zurückblicken kann. Zwar haben sich Methoden, Theorien und Forschungsansätze geändert, dass aber der Erkenntnisgewinn im Mittelpunkt steht, ist seit 100 Jahren gesetzt. In Zusammenarbeit mit den anderen Wissenschaftler*innen am Landesmuseum können so Fragestellungen bearbeitet werden, die weit über die Historie einzelner Objekte hinausweisen. Die Landesstelle setzt sich mit der Vergangenheit und Gegenwart unserer Gesellschaft auseinander und eröffnet so auch neue Kontexte für historische Objekte. Ihr gelingt es damit, die vielen Informationsschichten, die ein vermeintlich „alltägliches“ Objekt birgt, freizulegen.

So leichtfüßig das Thema des Wanderns innerhalb des Jubiläums daherkommt, so ertragreich ist das Nachdenken über diese Kulturform und deren Bedeutung für Individuen wie auch für die gesamte Gesellschaft. Das zeigt dieser Jubiläumsband ganz hervorragend. Denn Wandern erzählt uns nicht nur etwas über unser

Verhältnis zur Natur, sondern beispielsweise auch über unsere Strategien, uns Raum anzueignen und zu strukturieren. Dieser explorative, forschende Zugang zu Alltagsphänomenen ist die Stärke der Landesstelle für Alltagskultur. Und von den Ergebnissen dieser Arbeit profitieren alle Kolleg*innen im Haus, die auf diese Wissensbestände zurückgreifen.

In diesem Sinne ist die Landesstelle für Alltagskultur ein wichtiger Bestandteil in der Forschungsarbeit des Landesmuseums Württemberg mit einer langen Geschichte. Ich bin überzeugt, dass es der Landesstelle für Alltagskultur auch in Zukunft gelingen wird, die Transformationsprozesse unserer Gesellschaft und deren zunehmende Komplexität zu dokumentieren, zu erforschen und auch späteren Generationen zugänglich zu machen.

Grußwort

Markus Speidel

Leitung der Abteilung Populär- und Alltagskultur

Landesmuseum Württemberg

Leitung Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch

Die Abteilung Populär- und Alltagskultur am Landesmuseum Württemberg hat dieses besondere Geschenk, wandern zu können, weil sie zwei Beine hat: das Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch und die Landesstelle für Alltagskultur in Stuttgart. Während das Museum versucht, den materialisierten Alltag zu sammeln, zu präsentieren und zu hinterfragen, setzt sich die Landesstelle mit dem Immateriellen auseinander, indem sie forscht, dokumentiert und archiviert. Das Immaterielle scheint zunächst weniger greifbar zu sein, und sehr schnell wird es mit Begriffen wie Traditionen, Ritualen oder Bräuchen verbunden und wirkt dadurch recht antiquiert. Dabei umfasst die deutsche Liste des Immateriellen Kulturerbes aus Baden-Württemberg eben nicht nur die Schwäbisch-Alemannische Fastnacht, sondern eben auch den Heidelberger Hip-Hop. Und hier setzt auch die Arbeit der Landesstelle an: Was bewegt die Menschen in diesem Bundesland? Wie gestalten sie gemeinsam das gesellschaftliche und kulturelle Miteinander?

Was für ein Glück, die materielle Sammlung des Museums der Alltagskultur und die Dokumentation des Immateriellen der Landesstelle für Alltagskultur unter einem Dach zu wissen! So können alltagskulturelle Phänomene vielfältig analysiert und im Rahmen von Ausstellungen, Veranstaltungen oder Fachbeiträgen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Dafür ist es immanent wichtig, dass die Landesstelle 100 Jahre nach ihrer Gründung von der Volkskunde zur Alltagskultur wechselt und sich damit auch zugänglicher macht und vom exkludierenden Begriff des Volkes löst. In einer superdiversen Gesellschaft, wie sie in Baden-Württemberg existiert und gelebt wird, muss diese Diversität nicht als Ergänzung oder

Erweiterung, sondern als konstituierendes Element unserer Gesellschaft verstanden werden. Die Aufgabe der Landesstelle kann also nicht wie in ihren Gründungsjahren das Aufzeichnen, „Festhalten“ und das daraus resultierende Festschreiben von Bräuchen und Traditionen sein, sondern das Beschreiben der Veränderung und die Analyse der damit verbundenen Auseinandersetzungen.

Die grundsätzliche Aufgabe der Landesstelle für Alltagskultur bleibt aber bestehen: die Kenntnis und das Wissen über die kulturelle Vielfalt im Land zusammenzutragen und sichtbar zu machen. Dafür wünsche ich der Landesstelle und allen, die heute und in Zukunft an ihr arbeiten, immer ein gutes Gespür dabei, die richtigen Themen aufzugreifen, um den Menschen, die hier wohnen, ein Angebot schaffen zu können, sich selbst und ihr Handeln besser zu verstehen, und den Horizont über Menschen, die anders leben als man selbst, zu erweitern.



für Alltagskultur | 100 Jahre | Forschung & Dokumentation | Landesstelle

Einleitung

Prof. Dr. Sabine Zinn-Thomas
Leitung der Landesstelle für Alltagskultur
Landesmuseum Württemberg

Jubiläen haben oft eine besondere Bedeutung, da sie ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte oder Entwicklung einer Institution markieren. Sie bieten die Möglichkeit, auf die Vergangenheit zurückzublicken, aber auch auf die Gegenwart zu schauen und die Zukunft zu planen. Das tun wir mit diesem Band zum 100-jährigen Bestehen der Landesstelle für Alltagskultur, vormals Landesstelle für Volkskunde.

Mit dem Fokus auf das Thema Wandern, das auch für die Veranstaltungen in diesem Jubiläumsjahr den Rahmen bildet, soll ein Bogen gespannt werden, der von den Anfängen des Fachs Volkskunde und der Gründung der Landesstelle 1923 bis zur Gegenwart reicht. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts haben frühe Forscher*innen wie Wilhelm Heinrich Riehl – bekannt sind überwiegend Männer – Wanderungen unternommen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen mit dem „Land und den Leuten“ aufgezeichnet und publiziert. Diese Berichte gelten als früheste volkskundliche Arbeiten und bieten Einblicke in das Alltagsleben der Menschen.

Im vorliegenden Band, der – inspiriert vom Wandern – einteilt in „Personen, Perspektiven und Wege“ (Kapitel 1), „Orte“ (Kapitel 2) sowie „Ansichten und Ausichten“ (Kapitel 3), berichten Kolleg*innen nicht nur über ihre wissenschaftliche Arbeit, sondern lassen uns auch teilhaben an ihren Erfahrungen und Erinnerungen mit der Region oder ihrem Bezug zur Landesstelle für Alltagskultur.

Deren Neukonzeption – die durch die Umbenennung unterstrichen wird – wie auch gemeinsame Projekte insbesondere mit dem Museum der Alltagskultur in Schloss Waldenbuch werden weiterführend in den Blick genommen.

Neben Aspekten der Naturverbundenheit oder der Gesundheitsförderung assoziieren viele mit dem Wandern auch eine gemeinschaftliche Aktivität, bei der sich Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und kultureller Hintergründe zusammenfinden und eine gemeinsame Erfahrung teilen. Daher kann dieser Band auch als eine Wanderung verstanden werden, die überraschende Einsichten und wechselnde Perspektiven bietet sowie ein Ziel verfolgt, ohne jedoch die obligatorische Vesperpause zu vergessen.

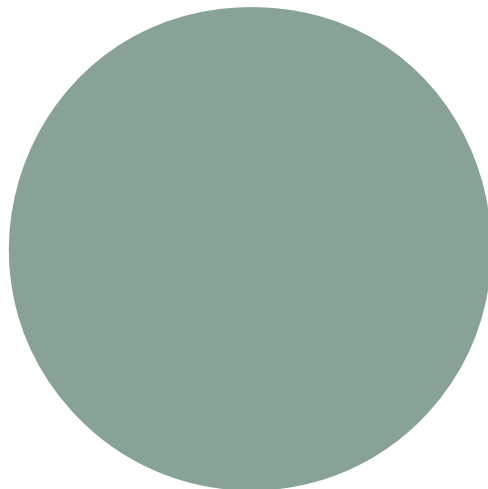


Kapitel 01

Personen,
Perspektiven
und Wege



***Wilhelm
Heinrich ...
wer?***



► Wilhelm Heinrich Riehl – Wandern als Methode der Kulturanthropologie

Anne Dippel

Wilhelm Heinrich ... wer?

Wie jedes Mal, wenn wir miteinander ins Gespräch kommen, sollten auch heute ein Blick und eine Geste reichen, um mir auf eine längere Zeit zu Denken zu geben. „Kennst Du Wilhelm Heinrich Riehl?“, frage ich eine der Grandes Dames der außereuropäischen Ethnologie. Auf der Kante eines Sessels sitzend, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Hände gefaltet, schauen mich ihre aufmerksamen Augen prüfend an. In ihnen drückt sich vollkommene Unkenntnis aus, unmerklich schüttelt sie ihren Kopf: „Nein“, entgegnet sie. „Wer ist das?“

Jetzt gilt es, Riehl in Windeseile auf den Punkt zu bringen. Ich nehme ein paar kahle Äste und ein wenig Morgenhimmel wahr, die durch das Fenster der Altbauwohnung zu sehen sind, und fasse zusammen: „Riehl lebte im 19. Jahrhundert (1823–1897) und gilt als einer der Begründer der Volkskunde. Er hat ein Buch über das Wandern geschrieben und darin die Grundlagen der Beobachtung empirischer Feldforschung inklusive der Ethnografie als Prosaform aufgezeichnet. Vieles darin schildert aufs Genaueste den Zusammenhang von Hermeneutik und Empirie, wie wir sie heute lehren und lernen. Wenn ich es mit aktuellen Arbeiten zum Sensing (vgl. Schwanhäuser, 2021) und Spurenlesen (vgl. Napolitano, 2015) parallel führe, erscheint die Arbeit methodisch zeitlos und modern zugleich. Sogar die heutige Gewohnheit, an den Anfang eines Textes eine Vignette zu stellen, um die Leser*innen auf alles vorzubereiten, was kommen wird, kann in den ‚Individualisierungen‘ wiedererkannt werden, die Riehl als verdichtete Szenen in seinen Schriften einstreut. Und nicht zuletzt setzt er sich konstruktiv und kritisch mit der Statistik auseinander, deren vor allem wirtschaftliche Dynamiken fördernde Datenerfassung er das einsame Wandern mit Tagebuch und seine darauf auf-

bauende langsame Deutung von Welt entgegensetzt.“ Die Klassiker der Ethnologie, die machtvolle Diskurskraft der englischsprachigen Literatur im Regal ihres Arbeitszimmers kommen mir in den Sinn und ich fahre fort: „Er wirkt präzise und weitaus systematischer als Franz Boas oder Bronisław Malinowski¹ in seiner Art, Land und Leute durch teilnehmende Beobachtung zu verstehen. Gerade auch in seinen Rechtfertigungen, wie er aus der wandernd gewonnenen Beobachtung letztendlich Geschriebenes werden lässt. Es scheint mir symptomatisch nicht nur für unser Fach im deutschsprachigen Raum, dass er Dir heute kein Begriff ist.“ Ich denke in diesem Augenblick: Vermutlich kannte Boas die Arbeiten Riehls sehr gut. Aber ich beschließe, diese Gedankenabzweigung nicht zu nehmen. Gleichzeitig vergewissere ich mich ihrer Aufmerksamkeit.

Dann führe ich aus, was mir an diesem alten weißen Mann wichtig ist: „Seine Schriften mit dekolonialer und posthumanistischer Perspektive während der Corona-Pandemie zu lesen, stachelte mich innerlich auf. Es war gerade der Sommer 2021, in dem die Ahre Hochwasser führte, und ich las seine Ethnografie über die Pfälzer (2007/1857). Die zerstörten Landschaften im Fernsehen waren jene Landschaften, die Riehl durchwanderte. Freilich beschrieb er, wie der Mensch die Landschaft gestaltet. Er benutzt das Wort Ethnografie ...“ Und so erzähle ich weiter und weiter über kleine Kinder ohne Schuhe, die dem Wanderer Riehl an trockengelegten Ufern Tabak feilbieten; über ein vierbändiges Werk, das brillante Einsichten mit unerträglich bornierten, heteropatriarchalen, völkisch-konservativen Deutschtümel-Perspektiven verbindet und den geheimnisvollen Titel „Naturgeschichte des Volkes“ trägt. „Ach interessant – Naturgeschichte ... Was er damit meint?“ Mein Herz schlägt schneller: „Ja genau,

ein Titel, den er zu einer Zeit wählt, als zwischen Naturvolk und Kulturvolk geschieden wird.“

Wir sprechen bald über „NaturenKulturen“ (Gesing u. a., 2019), über Ureinwohner*innen und Indigene, bald über Spurenlesen und Wahrnehmung – und als ich wenig später zum Zug muss, denke ich wieder allein mit mir darüber nach, dass für mich jemand wie Riehl kaum auszuhalten ist, darüber, wie ein Text zugleich die Luft zum Atmen abschnüren und die Weite des Horizonts aufreißen kann. Mein Rucksack wiegt schwer, das Semester ist in vollem Gange. Es hat gerade so viel geschneit, dass auf den Straßen in der Stadt eine fleckenfreundliche Mischung aus Schneematsch, Splitt und Streusalz liegt. Ich gebe Acht auf Schritt und Tritt. Ein leichter Handschuh genügt, um die feuchte Winterluft nicht mehr in den klammen Gelenken zu spüren. Hier und dort bedeckt nasses Laub die städtischen Grünflächen. Der Straßenboden ist geteert für die Autos, mit Platten verlegt für die Fußgänger*innen, ein Grünstreifen ist für Fahrradfahrer*innen angelegt. Die Ordnung des Staates hat meinen Weg zum Bahnhof gut verwaltet und ich fühle mich durch die Regulierungen im Straßenverkehr sicher in dieser Großstadt. So fühlt sich die kleine Stadtwanderung im Winter 2022 an, irgendwo innerhalb des langgezogenen europäischen Mittelgebirgswalls, der bei den „Oderquellen am Westende der Karpathen beginnend unter häufig wechselnden Formationen und Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend“ (Riehl, 1883: 135).

Zur Aktualität des Wanderns

Riehls Versuch, eine sozialpolitisch wirksame Ethnografie als einen ambivalenten Beitrag zur Fachgeschichte zu beschreiben, drückt bloß milde aus, wie explosiv die Arbeiten dieses populärwissenschaftlich so erfolgreichen Autors an der Schnittstelle von Romantik und Rationalismus, von Geschichtswissenschaft und Politikwissenschaft zu bewerten sind. Seine vierbändige „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik“ (erschie-

nen 1851–1869) kann für eine Kulturanatomie moderner Diskurse im deutschsprachigen Raum herhalten. Insbesondere tun sich darin ihre Abgründe auf. Gleichzeitig sind Riehls volkskundliche Wanderungen und methodische Beschreibungen für eine empirische Alltagskulturwissenschaft bis heute grundlegend. Nicht bloß, weil er sich in und durch das Wandern von einer Geschichte der „Großen Männer“ abwendet und eine romantische ebenso wie nomadische Form der Bewegung zur Grundlage für wissenschaftliche Beobachtungen macht, sondern weil er das Verhältnis von Land und Leuten zu beschreiben versucht, indem er die Menschen in und aus ihren klimatischen, geografischen, mehr-als-menschlichen und biotopischen Besonderheiten heraus relational zu verstehen trachtet (vgl. Welz, 2021), die Welt als eine „world of many worlds“ beschreibt (De la Cadena/Blaser, 2018).

Heute werden angesichts einer von Klimawandel, menschlicher Überbevölkerung, von techno-sozialen Dingen und Gefügen geprägten Welt jene Fragen wieder wirksam, die sich durch das gesamte Werk Riehls ziehen. Ihnen wurde durch die gegensätzliche Dynamik von Naturverbundenheit und Industrialisierung im 19. Jahrhundert Ausdruck verliehen und sie trieben mannigfaltige Naturschutz- und Gesellschaftsbewegungen an: 1. Welche neuen Möglichkeiten der Vergesellschaftung lassen sich beim Blick auf Natur gewinnen (vgl. Schmoll, 2004; 2022: 13) und posthuman weitergedacht, wenn der Blick vom Menschen abgewendet und auf das komplexe Beziehungsgefüge von Menschen und Mehr-als-Menschlichem gerichtet wird? 2. Wie lässt sich dem Topos des Verfalls begegnen?

Empirische Kulturwissenschaften untersuchen heute mit intersektionalem und posthumanistischem Fokus auf *multispecies*-Fürsorge (vgl. Murawska, 2020, Fenske/Peselmann, 2020), vernetzt in einer digitalen, postkolonialen Welt des Anthropozäns, auch lebensreformatrische Bewegungen, von *Fridays for Future*

„Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk, ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht.“

bis *Extinction Rebellion* (Kühne u. a., 2021). Sie analysieren beispielsweise wie Zucker, Fleisch und Massentierhaltung systematisch reduziert werden, was Menschen dazu bringt, neue Formen der Holzwirtschaft zu suchen und sich in Wäldern einem Digital-Detox zu unterziehen (vgl. Fehr, 2021; Heimerdinger, 2022; Kanz, 2022; May, 2018; Poehls, 2016; Winterberg, 2021) oder engagieren sich in der Analyse von Landwirtschaft (vgl. Peselmann, 2021; Stowe, 2022). Dabei gehen sie ins Land und unter Leute. Sie gehen auf Wanderschaft. Dass sie sich damit in einen langen Menschenzug von Volkskundler*innen, bzw. Kulturanthropolog*innen einreihen, ist den Wenigsten im Vollzug bewusst oder von Bedeutung. Das liegt nicht bloß an der Verdrängungskultur einer Gesellschaft, die sich vor allem darin hervorgetan hat, zum Trauern unfähig zu sein, und einer volkskundlichen Wissenschaft, die ihre eifrigste Gehilfin und große Profiteurin dabei war. Volkslieder und Wanderschaft wurden so mit Marschmusik und Soldatengesängen verschränkt, dass man neue Namen brauchte und die Schriften eben jener Modernen gerne vergessen möchte, die sich größtenteils mit fragwürdigen politischen Ansichten auf den Weg gemacht hatten, in Europa „Eingeborene“, wie Riehl schrieb, und ihre indigene Kultur und Lebensweise in und aus dem Land selbst heraus zu verstehen freilich blind für das Verhältnis von Dominanzgesellschaften und koloniale Fragen.

Auch wenn die sozialpolitische „Naturgeschichte des Volkes“ aus heutiger Perspektive größtenteils verquer und unlesbar wirkt, erlaubt die Lektüre kontrastiv Ideen zu fassen, sowohl methodisch als auch kulturtheoretisch. Der zeitenthobene Anteil in Riehls Arbeiten ist gut herauszulesen. Das erlaubt „sein leichter, eher feuilletonistischer als streng wissenschaftlicher Stil, die auf Humor, Pointierungen und antithetischen Denkstrukturen basierende Ausdrucksweise – das alles, was Riehl als Volkstumsforscher und Kulturhistoriker der gelehrten Welt immer suspekt machte“; sein Werk ist voll „illustrativen Zitatenguts“ (Kałużny, 2005: 60). Die stilistischen Überlegungen erlauben es, historisch zu beleuchten, was *Writing Anthropology* (McGranahan, 2021) heißen kann, und helfen bei der Suche nach Verständigung, welche Schreibweisen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, zwischen Fachjournal und Blogpost sich heute entwickeln (vgl. Dippel, 2022).

Die meisten Schriften Riehls lassen sich online für wenig Geld antiquarisch erwerben oder sind als Digitalisate im Netz zu finden. Eine kommentierte Ausgabe gibt es noch nicht, allerdings stellt dieser Beitrag

zugleich ein Prolegomenon für eine solche Ausgabe dar, deren Veröffentlichung ein wichtiges Vorhaben für eine von Namensfragmentierung und Dominanzkämpfen um Benennungen zersplitterte Wissenschaft darstellt.

Riehls Wanderbuch wurde zu einer Zeit verfasst, als es noch keinen einzigen Lehrstuhl für Volkskunde gab. Kulturwissenschaft existierte nicht als Konzept, die Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften war noch nicht zur Gänze vollzogen, volks- und völkerkundliche Untersuchungen dienten je nach Position des selbstverständlich männlichen Autors der optimierten Verwaltung von autoritär regierten Subjekten. Demokratische Ideen sprachen zwar aus dem Thema der Wissenschaft und den bürgerlichen Erfolgsgeschichten ihrer Protagonisten. Das in und durch sie zutage geförderte Wissen jedoch war im „Aufschreibesystem 1800“ (Kittler, 1985) eingebettet und bediente noch durch die Rhetorik des modernen Verfalls und den Impetus des Bewahrens autoritaristische Strukturen. Dieser Hintergrund darf bei der im Folgenden vorgestellten Auswahl von methodischen Beobachtungen Riehls nicht unerwähnt bleiben.

Einsame Wanderschaft und literarische Wanderung nach der Heimkehr

Bald 170 Jahre nach ihrer Niederschrift erinnern Riehls „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums“ jede*n empirisch arbeitende*n Feldforscher*in an das Verallgemeinerbare in der eigenen Felderfahrung – und gemahnen die Kulturwissenschaftler*innen, die sich zwar empirisch nennen, aber nie lange Zeit am Stück Feldforschung gemacht haben, dass ihnen ein zentrales Werkzeug und die Begegnung mit ihrem Selbst schlichtweg fehlen. Riehl zu lesen heißt, seine Weltanschauung zu relativieren, ohne zu vergeben oder zu vergessen – und sich selbst kritisch seiner eigenen Vorurteile angesichts des vor einem liegenden diachronen Zerrspiegels zu befragen. Nicht zuletzt zeigt das Wanderbuch von Riehl heute digital vernetzten Forscher*innen, was sie gewonnen haben und was ihnen fehlt, weil sie mit Smartphones und PCs ausgestattet, teamethnografierend und sozialmedial verflochten im World Wide Web neue Arten von Wanderschaft erleben. Die „Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums“ motivieren dazu, Riehls Einsichten als Analogie und Allegorie erneut zu rezipieren und das Gewesene nicht zu vergessen, sondern für das Kommende neu zu interpretieren. Denn schon Riehl schreibt: „Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk, ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andre, oft sehr ver-

„Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Thatsachen gefunden hat und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein.“

20

lockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gespräch zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründliche Bücherstudium am Schreibtische“ (Riehl, 1892: 5).

Wohlgemerkt, Riehl schreibt diese Arbeit zu einer Zeit, die gerne als die Zeit der „Lehnstuhlethnologie“ bezeichnet wird. Die Handwerksgeheimnisse sind meiner Kenntnis nach das einzige konsistente Dokument eines Ethnografen, der sich darin auch aufmacht, eine Methode für jene Kollegen zu vermitteln, die ebenso von ihrem Machtanspruch überzeugt sind, Geschichte und Identität einer Gesellschaft mitzugestalten: die staats- und politisch wirksame Geschichtswissenschaft des Deutschen Kaiserreichs. Riehl adressiert das Bürgertum, politisch tätige Eliten, denen „Land und Leute“ aufgrund ihrer Berufsfelder und der existierenden Infrastruktur von Eisenbahn und Straßen oftmals unbekannt bleiben müssen.

Jede*r, der*die Feldforschung gemacht hat, kennt das Gefühl absoluter Ermattung nach einem langen Tag teilnehmender Beobachtung und Interviews. Nicht jedes Mal gelingt es, Beobachtungen im Tagebuch sofort niederzuschreiben. Mit dem *Backlog* an unerledigten Feldnotizen wächst das Schuldgefühl, kein*e perfekte*r Forscher*in zu sein. So, als ob wir gleich der Künstlichen Intelligenzen, die uns dank Smartphone begleiten und mit der passenden Werbung versorgen, jederzeit aufzeichnen könnten. Wir haben noch ein Gespräch mit einer Freundin zu Hause zu führen, wir müssen uns um einen Forschungsantrag kümmern, die Unterkunft organisieren, ein Aufsatz ist abzugeben, eine Telekonferenz steht an. Und zu all dem ist man ermüdet von der An-

strengung, „seine Gedanken gespannt zu halten“ und sich auf die „Hauptgesichtspunkte“ zu konzentrieren. Ist es nicht die Abweichung, die das Eigentliche in sich trägt? Sollten wir nicht gleich „quick and dirty“ (Vindrola-Padros/Vindrola-Padros, 2018) forschen? Und stellt das Gedächtnisprotokoll nicht sowieso ein Phantasma dar – so als ob das, was ein*e Beobachter*in wahrgenommen hat nur deshalb ist, weil es niedergeschrieben wurde? Nein, lässt sich dank Riehl schon sagen: „Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Thatsachen gefunden hat und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Thatsachen unseren Ideen zu beugen“ (Riehl, 1892: 6).

Die Arbeit beim Wandern dient dem „Beobachten, Individualisieren und Generalisieren, welche unseren letzten Reisezweck bildet“ (ebd.: 9). Heute ermöglicht das Gefüge der interdisziplinär arbeitenden Kulturanthropologie „in der Digitale“ (Dippel, 2021), komparativ und kontrastiv (vgl. Amelang/Beck, 2010) die eigenen Beobachtungen zu relationieren, was Riehl „Litterarische Wanderung nach der Heimkehr“ nennt. Riehls Individualisierungen versteigen sich zu fantastischen Mutmaßungen, auch weil es schlichtweg kaum Vergleichbares gibt.

Margaret Mead² soll einmal das Bonmot formuliert haben: „Was die Menschen sagen, was sie tun und was sie sagen, was sie tun, sind drei verschiedene Dinge.“ – Riehl veranschaulicht die Schattenseite dieser Ansicht, fundamental für eine Kulturanthropologie, nämlich die Kunst, „den Leuten hinterrücks eine Weisheit abzulisten, welche sie selber gar nicht für mitteilens-

wert halten“, und er meint zurecht, das gelinge freilich nur dem*der Forscher*in und Frager*in, die schon zur Hälfte wisse, was sie zu erfahren begehre (Riehl, 1892: 15). Selbstreflexiv vermerkt Riehl: „Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit, welcher dem eingeborenen Spezialisten nur allzu oft völlig gebricht, er muß sein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteristik, auf den Zusammenhang des kleinen Landes mit dem größeren Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günstigen Boden zum Wettstreite mit dem sonst überall bevorzugten Spezialisten gewinnen will“ (ebd.: 19 f.).

Die Beobachtungen, die Kulturanthropolog*innen gewinnen, sind, wie Riehl zurecht zeigt und was ich in der eingangs gewählten literarisch-ethnografischen Vignette veranschaulichen wollte, keine Anekdoten, die Einzelphänomene verallgemeinern. Riehl erklärt: „Man soll Anekdoten nicht generalisieren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeiner Kenntnis und Beobachtung individualisieren durch die Anekdote. Der oberflächliche Tourist macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unschätzbares, unübertreffliches Mittel, weil sie künstlerisch, plastisch, in einem Zuge ganze Gedankenreihen versinnbildet und den Leser in fremde Zustände mitten hineinversetzt, als hätte er sie mit eigenen Augen gesehen. Darum hat man der volkschildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht sogar einen Platz in wissenschaftlichen Handbüchern eingeräumt [...] nicht um aus der Anekdote generalisierend zu beweisen, sondern um durch die Anekdote individualisierend zu schildern“ (ebd.: 26).

Wenn das nicht postmoderne *After-Writing-Culture avant la lettre* ist ... In dieser Passage schildert Riehl auch, weshalb er – so wie viele Ethnograf*innen heute, in Ichform schreibt, anstatt das Erlebte in die dritte Person zu umschreiben. Es geht um das Miterleben, das gedankliche Umherwandeln, die Peripatie beim Lesen; um die Situiertheit (vgl. Haraway, 1988) des Wissens. Verallgemeinerungen von Erlebtem, all das, was wir heute durch Anonymisierung dem genauen Raum und seiner Zeit entheben, öffnet erst die ethische Dimension der Ethnografie, freilich müssen die Leser*innen darauf vertrauen, dass der*die Autor*in dabei dem treu bleiben, was Riehl „innere Wahrheit“ nennt – und was aus psychoanalytischer Sicht stets phantasmagorische Züge tragen wird. Seit jeher verlangt Ethnografie von dem*der Wissenschaftler*in jene Aufrichtigkeit, die sich durch Tagebuchführen, teilnehmendes Beobachten, bescheidene Zeugenschaft (vgl. Haraway, 1997) herstellt: „Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keine Namen, und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu können. Nur durch diese goldene Regel wird es möglich, scharf, konkret und rücksichtslos zu zeichnen, und die Leute des Landes in ihren eigenen Worten reden zu lassen, ohne in unseren öffentlichen Zeiten die Diskretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen“ (Riehl, 1892: 27).

Aschenputtels goes Ethnography

Wenn Riehls methodische Arbeiten einmal dezentriert von ihm und seinem gut dokumentierten *self-fashioning* als volksnahe Wanderer und Kulturhistoriker gelesen werden, so typisch für weiße Männer der Moderne, lassen sich Selbstvergewisserungen einer methodisch jenseits von einer objektiv-subjektiv operierenden Wissenschaft gewinnen. Die frühe Volkskunde war stets auch gegen einen gewissen Zeitgeist

„Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keine Namen, und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu können.“

orientiert, der, wie Bruno Latour feststellte, auf Trennung aus war (vgl. Latour, 1993). Eine Relektüre Riehls hilft in posthumanistischen und dekolonialen Zeiten, Aneignungen, Erfindungen und Verdrängungen von Fachtraditionen neu auszuhandeln. Nur so werden die Transformationsprozesse sichtbar, die diese Disziplin mit angestoßen hat, und nur so schöpft das Fach aus dem Wandel Kraft zum Wandeln.

Utz Jeggle³ soll im Seminar gesagt haben, Empirische Kulturwissenschaftler*innen seien Erbsenzähler*innen, nicht Erbsendeuter*innen. Riehl und auch seine Zeitgenossen und Nachfolger*innen zu lesen, hat durchaus auch etwas von Aschenputtels Strafaufgabe: nämlich die verdorbenen Erbsen von den guten zu trennen. Wenn man einmal die Aschenputtelposition der Disziplin akzeptiert hat, eröffnen sich eben posthumane *multispecies*-Horizonte, sprechen die Tauben und Toten, erscheint die Welt aus molekularer Perspektive (vgl. Wark, 2015), beginnen Vögel zu singen, werden Pilze, Bäume, Pflanzen, Tiere und Steine neu belebt (vgl. Dippel, 2022). Aschenputtel (der*die Ethnograf*in) erinnert die Mutter (Gaia) und findet ihr

Glück, indem sie, als Fremde erkannt, zu Festlichkeiten (eines Feldes) antanzt – um doch von dort verschwinden zu müssen. Weil Prinzen und Prinzessinnen seit der Postmoderne nur noch etwas für Hollywood sind, ist Aschenputtel frei zu ziehen, wohin sie möchte, auch frei vom eigenen Haus und dem Gesetz des Vaters. Auch wenn heute viele „Ethnografie“ auf ihre Fahnen schreiben, pfeifen die Spatzen von den Dächern und gurren die Tauben am Wegesrand zu Recht, dass bestimmte Schuhe nun einmal einzig der Kulturanthropologie wie angegossen passen, weil sie eine wandernde Disziplin ist und sie diese Schuhe vor allen anderen schon zu schnüren wusste.

¹ Franz Boas (1858–1942), deutschamerikanischer Ethnologe; Bronisław Malinowski (1884–1942), polnischer Sozialanthropologe.

² Margaret Mead (1901–1948), US-amerikanische Ethnologin.

³ Utz Jeggle (1941–2009) Professor für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen.

Amelang, Katrin/Beck, Stefan: Comparison in the Wild and More Disciplined Usages of Epistemic Practice Incollection. In: Scheffer, Thomas/Niewöhner, Jörg (Hg.): Thick Comparison: Reviving the Ethnographic Aspiration. Leiden 2010, 155–179.

De la Cadena, Marisol/Blaser, Mario: A World of Many Worlds. Durham 2018.

Dippel, Anne: Schwindel in der Digitale. Re/Visionen einer Kulturanalyse des Alltags. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur. Themenheft „Code“. 2021, 6–10.

Dippel, Anne: Stein-Zeit. Was heißt Ethnografie schreiben heute? In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 2 (2022), 193–231.

Fehr, Lukas: Auf dem Holzweg? Gestaltung neuer Wirtschafts- und Lebensweisen von Bioökonomie. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 13 (2021), 224–234.

Fenske, Michaela/Peselmann, Arnika (Hg.): Wasser, Luft und Erde. Gemeinsames Werden in NaturenKulturen. Alltag, Kultur und Wissenschaft. Beiträge zur Europäischen Ethnologie 7 (2020).

Gesing, Friedrike u. a. (Hg.): NaturenKulturen Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien. Bielefeld 2019.

Haraway, Donna: Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. Feminist Studies, 14/3 (1988), 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>.

Haraway, Donna: Modest Witness@Second_Millennium.Femaleman©_Meets_Oncomouse™. New York 1997.

Heimerdinger, Timo: Bescheidenheit, Genügsamkeit, Verzicht. Praktiken der Unterlassung in alltagskultureller Perspektive. In: Praktische Theologie. Zeitschrift für Praxis in Kirche, Gesellschaft und Kultur 57/2 (2022), 76–81.

May, Sarah: Holz. Ökonomien, Politiken, kulturwissenschaftliche Potenziale. In: Zeitschrift für Volkskunde 114/2 (2018), 236–258.

Murawska, Oliwia: Kashubian Lake Calling the Posthuman as Care and Stimmung.
In: *Ethnologia Fennica* 47/2 (2020), 77–102.

Kałużny, Jerzy: „Caviar Fürs Volk“ oder Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) Als Popularisator der Volkskunde und Kulturgeschichte. In: *Zeitschrift für Germanistik* 15/1 (2005), 48–60.

Kanz, Hannah: Contested Digital Futures: Disconnection as a Future-Oriented Practice.
Tagung: Digital Futures in the Making. Imaginaries, Politics, and Materialities.
Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft.
Universität Hamburg, 15.–16. September 2022.

Kittler, Friedrich: *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985.

Kühne, Franziska u. a.: (F)Acting Green. In: *Jenaer Anmerkungen zur Alltagskultur* 1 (2021), 2–45.

McGranahan, Carole (Hg.): *Writing Anthropology: Essays on Craft and Commitment*. Durham 2020.

Napolitano, Valentina: Anthropology and traces. In: *Anthropological Theory* 15/1 (2015), 47–67.

Latour, Bruno: *We Have Never Been Modern*. Cambridge, MA 1993.

Peselmann, Arnika: Der Eigensinn des Apfels: Menschen-Pflanzen-Beziehungen in ländlichen Ökonomien. In: Fenske, Michaela/Peselmann, Arnika/Best, Daniel (Hg.): *Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten*. Würzburg 2021, 51–86.

Poehls, Kerstin: Material und Moral: Das Handels- und Konsumgut Zucker.
In: *Zeitschrift für Volkskunde* 112/1 (2016), 57–75.

Riehl, Wilhelm Heinrich: *Land und Leute. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage der deutschen Social-Politik*, Band 1. Stuttgart 1883.

Riehl, Wilhelm Heinrich: *Wanderbuch. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage der deutschen Social-Politik*, Band 2. Stuttgart 1892.

Riehl, Wilhelm Heinrich. *Die Pfälzer: ein rheinisches Volksbild*. Ludwigshafen 2007/1857.
Schwanhäußler, Anja: *Sensing the City: A Companion to Urban Anthropology*, Berlin/Boston 2021.

Stowe, Elisa: *Erdweisen in Badolato*. Masterarbeit eingereicht am Institut für Ethnologie
Freie Universität Berlin, Ko-Betreuung durch Lehrstuhl für Volkskunde, Universität Jena 2022.

Schmoll, Friedemann: *Erinnerungen an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im Deutschen Kaiserreich*.
Frankfurt am Main 2004.

Schmoll, Friedemann: *Wildnis, Landschaft, Relikte. Nationale Kulturen des internationalen Naturschutzes*.
Manuskript 2022, 1–17.

Vindrola-Padros C./Vindrola-Padros B.: Quick and Dirty? A Systematic Review of the Use of Rapid Ethnographies in Healthcare Organisation and Delivery. *BMJ Qual Saf.* 27/4 (2018), 321–330.
doi: 10.1136/bmjqs-2017-007226.

Wark, McKenzie: *Molecular Red. Theory for the Anthropocene*. London 2015.

Welz, Gisela: More-Than-Human Futures: Towards a Relational Anthropology in/of the Anthropocene.
In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)* 13 (2021), 36–46.

Winterberg, Lars: „Where’s the beef?“ (Bio-)Ökonomien und Politiken im Umgang mit Fleisch,
in: Jöhler, Reinhardt/Fehr, Lukas (Hg.): *Bioökonomie(n). Ethnografische Forschungszugänge und Felder*.
Tübingen 2021, 23–51.

▼ Karl Bohnenberger unterwegs, ca. 1929



► Karl Bohnenberger – Gesammeltes, erwandertes und geteiltes Wissen über Sprache und Kultur

Lioba Keller-Drescher

Ein beträchtlicher Teil der Sammlungen im Archiv der Landesstelle für Alltagskultur Stuttgart geht direkt oder indirekt auf das Wirken von Karl Bohnenberger (1863–1951) zurück. Die Landesstelle für Alltagskultur, vormals Volkskunde und davor die Abteilung Volkstum im Landesdenkmalamt, verdankt ihm zu einem ebenfalls nicht unbeträchtlichen Teil ihre Existenz, ihr wissenschaftliches Kapital und ihren Verbleib in Stuttgart. Die Entwicklung der Volkskunde in Württemberg insgesamt ist ohne seine Tätigkeiten und sein Ansehen nicht zu denken, und vieles davon hängt mit seinen bei seinen Wanderungen erhobenen und gesammelten Wissensbeständen zusammen.¹

¹ Der Beitrag basiert auf meinen Forschungen und Publikationen zur Wissensgeschichte regionaler Ethnografie. Es findet kein Einzelnachweis statt. Die Literatur ist im Verzeichnis aufgelistet.



2

Diese Spezifikation enthält das Schreiben des Württembergischen Ministerium des Kirchen- und Schulwesens vom 2. März 1921. Der Lehrstuhl von Bohnenberger sollte so von den Lehrgebieten des bereits neu besetzten Lehrstuhls der Nachfolge Hermann Fischers durch Hermann Schneider abgegrenzt werden. Vgl. LVS N Bohnenberger B5.

Bohnenberger war nach dem Studium der Evangelischen Theologie, der Germanistik und der Orientalistik, den ersten Vikarsjahren und einer germanistischen Promotion („Die Ortsnamen des schwäbischen Albgebiets nach ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte“) an der Universität Tübingen zunächst als Bibliothekar (ab 1888) tätig, nach erfolgter Habilitation dann als Privatdozent (ab 1891) und Honorarprofessor (ab 1912), ehe er 1921 einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur mit den Schwerpunkten Geschichte der älteren deutschen Literatur und älteren deutschen Sprachgeschichte und Mundartkunde sowie Volkskunde erhielt.²

Den Lehrstuhl bekleidete er bis zu seiner Zuruhestandssetzung 1930 und führte danach noch ein reges Forscherleben bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Bereits während des Studiums war er als „Helfer“ für Arbeiten am Schwäbischen Wörterbuch tätig und wurde so in die historische Sprachforschung und deren Anwendung eingeführt. Die Wörterbucharbeit ging nach dem Tod des Gründers Adelbert von Keller (1812–1883) an Hermann Fischer (1851–1920), den etwas älteren Tübinger Kollegen. Hier war für Bohnenberger zwar Mitarbeit, aber keine Karriere in Aussicht. Er musste sich andere Felder suchen, um

seinen wissenschaftlichen Interessen zu folgen und seinen Status zu sichern. Den sicheren Weg von Pfarrdienst und Lehramt hatte er verlassen, die Stelle als Bibliothekar war vermutlich eine Notlösung, führte ihn aber immerhin langsam die Karriereleiter bis zum Direktorenposten der Universitätsbibliothek empor.

In den Jahren 1898 und 1899 konnte er zwei bedeutende Projekte im Bereich der historischen Sprachforschung und Volkskunde lancieren, die ihn über Jahrzehnte beschäftigen sollten und zu den bereits erwähnten Sammlungen führten: „die Flurnamensammlung“ und „die Sammlung volkstümlicher Überlieferung in Württemberg“. Für beide Sammlungsunternehmen geht er umfangreiche Zusammenarbeit mit Behörden und Vereinen ein bzw. gründet einen Unterstützungsverein: die Württembergische Vereinigung für Volkskunde. Im Fall der Flurnamensammlung ist es das Statistische Landesamt und der Schwäbische Albverein, in dessen Vereinszeitschrift die Initiative ihren Ausgangspunkt nimmt. Hier schrieb der begeisterte Wanderer und zugleich Vereinsmitglied Bohnenberger 1889 einen Beitrag über die unzureichende Schreibung von Flurnamen in den neuen amtlichen Karten,



die das Statistische Landesamt herauszugeben begonnen hatte. Bohnenberger schlug darin vor, dass der Albverein bzw. seine Mitglieder unter seiner Anleitung eine Flurnamensammelaktion beginnen sollten, um diesen Sprachschatz zu bewahren. Das Statistische Landesamt wies die Kritik zwar zurück, machte Bohnenberger aber zum nebenamtlich tätigen Sachverständigen für die richtige Schreibung auf den amtlich herausgegebenen Karten. Bohnenberger machte sich, unterstützt durch freiwillige Mitarbeiter im Verein und darüber hinaus, ans Werk und auf den Wanderweg zu den Flurnamen.

Wandern, um zu wissen

In das Werk und Leben Karl Bohnenbergers sind das Wandern und das Sammeln als zwei seiner Praktiken, die Bewegung und Wissenschaffen zusammenbringen, fest eingeschrieben: Alle Lebensbeschreibungen, Nachrufe und Ehrungen nehmen darauf Bezug und schildern ihn und seine Arbeitsweise als kräftefordernde Unternehmungen. Als Person war er letztlich eratisch, distanziert und nur einem kleinen Freundeskreis zugänglich, obwohl gleichzeitig wohlützig und im bestimmten Umfeld auch leutselig und von einem Netzwerk von Leuten umgeben, die sich auf ihn verlassen konnten und auf die er sich verlassen konnte. Eine graue Eminenz, meist in graugrunder Kleidung und zu Fuß unterwegs.³ Ein merkwürdiger Mensch im besten Sinne.

Bohnenberger war kein Mann großer Worte, er lieferte keine Programmatiken für die entstehende Wissenschaft Volkskunde, er war kein Schüler Wilhelm Heinrich Riehls. Seine Interessensgebiete waren Mundartforschung und regionale Ethnografie in der württembergisch-statistisch-topografischen Tradition. Bohnenberger lieferte Material und Netzwerke, ergriff Initiativen entlang bestehender Strukturen und wirkte an der Gelegenheitsstruktur mit, die Volkskunde institutionalisierte und als Wissenschaft in Württemberg möglich machte. Wandern ist Teil seiner Erhebungsmethoden und Teil seiner Lebensführung, es wird nicht überhöht, es schien ihm wissenschaftlich notwendig

und es war ihm wohl ein physisches Bedürfnis. Er ist als Sprachforscher auch in der wissenschaftlichen Tradition der sogenannten Junggrammatiker seines akademischen Lehrers Eduard Georg Sievers (1850–1932) zu verstehen. Hier galt das direkte „Abhören“ der Sprache als eine wichtige Grundlage für die Erforschung von angenommenen Lautgesetzen. Naturwissenschaftliche Herangehensweisen leiteten die neu entstehende Phonetik an, die für die Erforschung von (regional) sprachlichen Grenzen wichtige methodische Impulse gab. Wenn man auf die Geschichte der Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Regionalsprachen schaut, so entfalteten sich bereits im 19. Jahrhundert zwei methodische Schulen: die der direkten und die der indirekten Erhebung. Indirekt arbeiteten die Wörterbuchunternehmungen von Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) (Deutsches Wörterbuch) und Adelbert von Keller (1812–1883) (Schwäbisches Wörterbuch) während Johann Andreas Schmeller (1785–1852) (Bayerisches Wörterbuch) bereits die direkte Methode favorisierte, wenn er auch zusätzlich auf Gewährsleute und schriftliche Erhebungen und die Auswertung älterer Literatur angewiesen war (vgl. Schmeller, 1827: V–XVIII). Bohnenberger begibt sich wie Schmeller zu den Leuten, bringt sie zum Sprechen und hört ihrem Sprechen zu. Dazu durchwandert er die alemannischen Sprachgebiete und ihre angrenzenden Regionen. Er nimmt Gruppen von Studenten und später, nach ihrer Zulassung zum Studium, auch Studentinnen mit auf Wanderungen, die er mit der Methode vertraut macht und die ihm auch beim Aufzeichnen assistierten (vgl. Engel, 1964). Bei diesem Erwandern der Sprache geht es nicht nur um die gesprochene Sprache, sondern auch um die Aufmerksamkeit für die Inhalte im Sinne des Grimm’schen Merksatzes „Wörter um der Sachen willen“. Sprachwissenschaftliches und ethnografisches Interesse mischen sich.

Ein weiteres Interesse bei diesen Exkursionen gilt der Landschaft und ihrer Bezeichnungen, den sogenannten Flurnamen. Sprach-, Siedlungs- und Kultur-

³ Ulrich Engel, sein letzter studentischer Mitarbeiter und Betreuer bis zum Tod, beschreibt es so in seinem biografischen Bericht in der Festschrift für Helmut Dölker (Engel: 1964). Im Nachlassinventar von Bohnenberger sind die grauen Anzüge und die Wanderkleidung auch aufgelistet.

geschichte haben sich, so die Annahme, in den Namen der außerhalb der menschlichen Ansiedlungen gelegenen Flur erhalten – wenn auch oft in einer in Gebrauch und Umgangssprache veränderten Form, die es auf ihre sprachlichen Ausgangsform zurückzuführen gilt, um den Ursprüngen näher zu kommen. Dafür braucht es auch die Anschauung der natürlichen Gegebenheiten, der Lagen der Orte und ihrer Flurstücke und Landschaftsformationen, aber auch der Geschichte, um zu verstehen, was ihre Bezeichnung einst meinte. Auch diesem Zweck dienen Bohnenbergers Wanderungen. Er verfolgte dabei viele Ziele, und manche davon waren wissenschaftliche. Diese standen in Verbindung mit seinen beiden Großprojekten, seiner Didaktik und seinen Lautungsstudien, die anderen mit seiner Persönlichkeit, die auf diesen körperlichen Ausgleich, teils auch die körperliche Überforderung, angewiesen zu sein schien. In Meßstetten auf der Schwäbischen Alb hatte er dafür ein Refugium, das beiden Zwecken diene.

Das Wissen wandert

Die beiden großen Forschungsprojekte Bohnenbergers waren von Anfang an als ein Gemeinschaftsunternehmen staatlicher (auch kirchlicher, soweit es die Belange der Lehrerschaft berührte, die damals noch über konfessionelle Schulämter organisiert war), bürgerschaftlicher und universitärer Institutionen und Akteur*innen angelegt. Das sicherte Finanzierung, Organisation, Reichweite und Mitarbeiter*innen. Jede Institution oder Gruppe war mit einem spezifischen „Gewinnversprechen“ zur Unterstützung und Beteiligung eingeladen worden. Vor allem ging es dabei um einen exklusiven oder zumindest regelmäßigen Zugang zum jeweils zu erzeugenden Wissen. Bohnenberger selbst war das organisatorische und wissenschaftliche Zentrum des Ganzen. Bei ihm liefen die Materialien ein und er verteilte sie zur Weiterbearbeitung oder zur Weiternutzung weiter. So war zum Beispiel mit dem Statistischen Landesamt die gemeinsame Nutzung der Flurnamenmaterialien vereinbart, die der Arbeit an den Karten nutzen, aber auch die Arbeit an den Publikationen der amtlichen Lan-

desbeschreibung unterstützen sollten. Auch das Statistische Landesamt verfügte seinerseits über Material, das in Anspruch genommen werden konnte. Die Projekte wurden mit sich wiederholenden Aufrufen über Jahre verfolgt und das Material, so gut es ging, der Auswertung zugeführt. Bei den Flurnamen ist es in der Hauptsache Bohnenberger selbst, der die eingesandten und beim wandernden Forschen erkannten Befunde bearbeitete, er lieferte daraus auch beständig Daten an das Landesamt bzw. konnte daraus für seine Korrekturarbeit zu historisch richtigen Bezeichnungen auf den Karten Erkenntnisse entnehmen. Er erstellte für die amtlichen Publikationen wie für die Vereinspublikationen des Albvereins entsprechende Berichte über einzelne Aspekte der Flurnamenforschung und den Fortgang der Arbeiten. Entsprechend viele Materialien davon sind noch in der Landesstelle für Volkskunde erhalten, wohin sie aus verschiedenen Institutionen schlussendlich gelangt sind (davon weiter unten mehr). Langsam kann er für diese Arbeiten aus dem Kreis seiner ehemaligen Studierenden Nachwuchskräfte ziehen, die im Laufe der Zeit Arbeiten übernehmen und später seine als Sachverständige weiterführen.

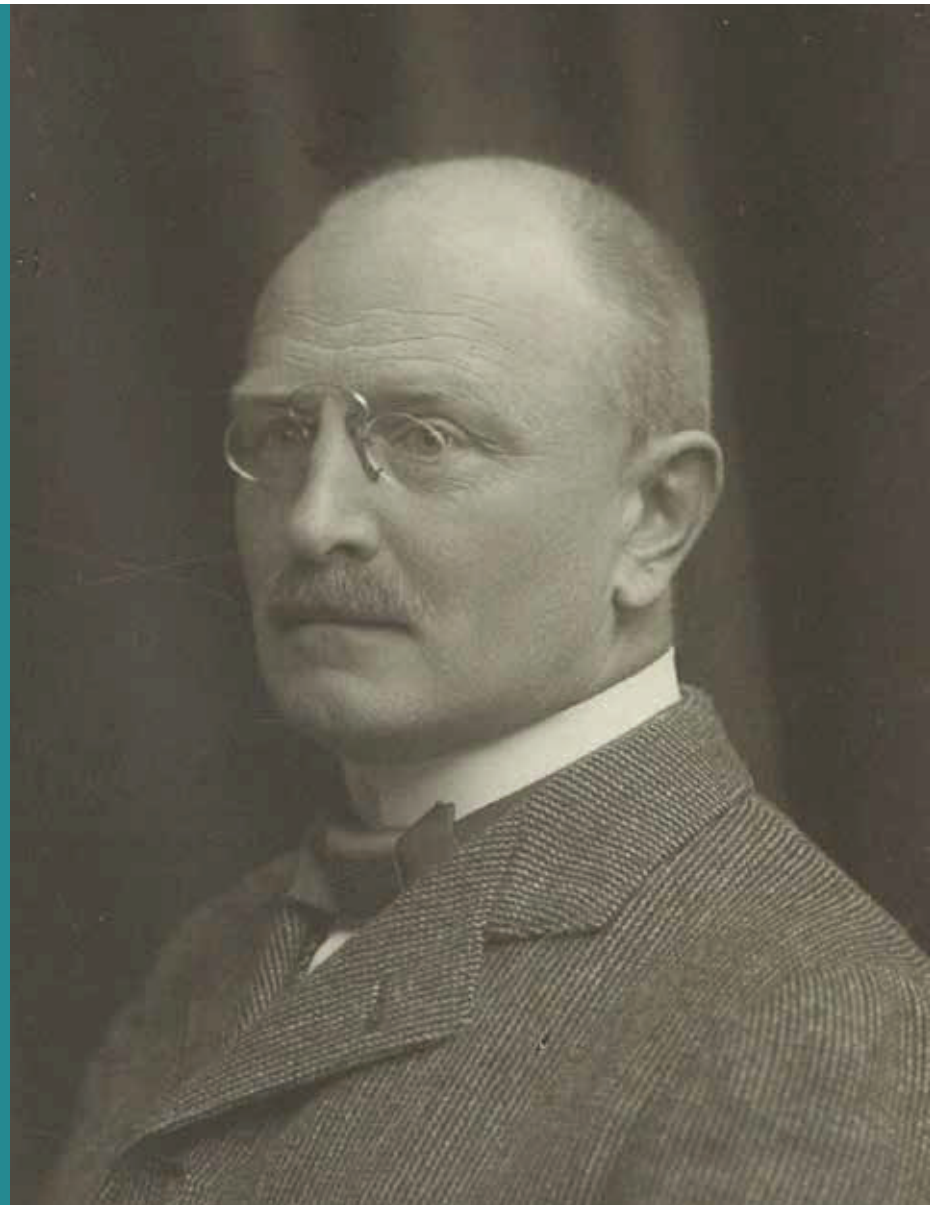
Bei der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen kann man eine ähnliche Vorgehensweise beobachten, was die Einbeziehung öffentlicher Stellen und die Finanzierung sowie die Gewinnung von namhaften Unterstützer*innen angeht. Ein Verein zur Unterstützung wird als „Vereinigung für Volkskunde“ und eine Publikationsreihe in Form der „Volkskunde-Blätter aus Württemberg und Hohenzollern“ gegründet. Die Sammlung kam durch Sammlungsaufrufe und durch die Möglichkeit zustande, die sogenannten Konferenzaufsätze der württembergischen Lehrerschaft zu diesem Thema zu verfassen. Ausgewertet werden sollte das Material im Wesentlichen über die Vereinigung für Volkskunde. Fachwissenschaftler*innen waren zu diesem Zeitpunkt an Universitäten noch nicht ausgebildet worden. Bohnenberger hatte dafür eigentlich eine Systematik erarbeiten wollen, was ihm aber nicht gelang. Er lehnte sich an das Verfahren der

Abteilung Landesbeschreibung im Statistischen Landesamt an und versuchte, Bearbeiter*innen zu rekrutieren, und wenn diese gefunden waren, wanderten die entsprechenden Materialien zu ihnen nach Hause und die Ergebnisse entsprechend als Manuskripte wieder an Bohnenberger nach Tübingen zurück. Heute findet man davon in der Landesstelle nicht nur die Konferenzsätze, sondern auch als Nachlässe die Sammlungen und Manuskripte der damaligen Mitarbeiter*innen. An den Einschlagpapieren, den Umschlägen und handschriftlichen, teils farbigen Signaturen der Bearbeiter kann man diese Zirkulation wie auch die sorgsame Papierverwendung immer noch nachvollziehen. Das Wissensmaterial wanderte also erst eine Weile unter den Beteiligten, bis es ab Ende der 1920er-Jahre in die Landesstelle für Volkskunde bzw. die Abteilung Volkstum im Landesdenkmalamt gelangte.

Wesentlich für die Wanderung der Sammlungen hierhin ist zunächst die 1920 erfolgte Gründung des Landesdenkmalamtes unter der Leitung von Peter Goessler. Sie war als eine umfassende Heimatschutzbehörde konzipiert worden und konnte neben anderen dann 1923 auch eine Abteilung „Volkstum“ einrichten. Diese wiederum realisierte ab 1928 eine Unterabteilung als „Landesstelle für Volkskunde“ zur Vorbereitung der Arbeiten am „Atlas der Deutschen Volkskunde“, ein wissenschaftliches Großprojekt der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft, die dafür reichsweit 38 Landesstellen einrichten ließ (vgl. Schmoll, 2009). Zur Unterstützung dieser Arbeit wurde Bohnenberger um die Überlassung seiner Sammlungen gebeten.

Die Abteilung Volkstum (zwischendurch auch als „Gruppe Volkstum“ firmierend)

▼ Porträtbild von Karl Bohnenberger
J. W. Hornung, Königl. Hofphotograf, Tübingen



ihrerseits begann ca. 1926 Aktivitäten zu entwickeln, um die Flurnamensammlung nochmals aufzulegen. Der Anstoß kam vom Leiter der Behörde, vermutlich in Absprache mit den bisher Beteiligten, und sollte von der Abteilung Volkstum und dessen Mitarbeiter, dem Schriftsteller August Lämmle, durchgeführt werden. Lämmle war eigentlich als „PR-Abteilung für Heimatschutz“ eingestellt worden, brauchte aber weitere Aufgaben, um die Abteilung besser zu legitimieren. Die seit Bohnenberger vorhandene Expertise samt ihrer Vernetzung in Behörden, Öffentlichkeit und Wissenschaft sollte hier zusammengezogen und durch neue Aktionen aktualisiert werden. Bohnenberger sollte somit entlastet werden, aber weiterhin als wissenschaftlicher Garant einem Unterstützerkreis vorstehen. Die ganzen komplexen Konstellationen, die Württemberg bisher schon aufgebracht hatte, wurden weitergeführt, daher konnten auch Sammlungsbestandteile aus dem Statistischen Landesamt und aus dem Besitz der Historischen Kommission zusammengezogen werden. Ebenso wurden Finanzierungsanträge beim Land und bei der Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft eingereicht. Neue Sammlungsanleitungen und Formblätter wurden erstellt und die Tätigkeiten in diesem Sammelgebiet auch an überregional agierende Organisationen angebunden.

„[A]uf mühevollen weiten Wanderungen gesammelte[n] reiche[n] Aufzeichnungen erheblichen Wertes“

Genau dokumentiert wurden die Wanderungen der Sammlungen zunächst nicht, weil die Beteiligten sich einig waren und daher der Mitarbeiter der Abteilung nichts außer den Schriftwechsel dokumentierte. Spätestens in dem Moment, als der für den NS-Gleichschaltungskommissar Gustav Bebermeyer (1890–1975) 1933 eingerichtete Lehrstuhl für Volkskunde und das dazugehörige Institut an der Universität Tübingen sich entsprechend ausstatten wollte, wirkte sich das fatal aus. Bebermeyer, unterstützt vom Ministerpräsidenten und Kultminister Mergenthaler (1894–1980), wollte die Landesstelle 1937 nach Tübingen an die Universität holen und for-

dert die Sammlungen mit ein (vgl. Besenfelder, 2002). Diese Abwanderung wollten die Kreise um den inzwischen entlassenen Direktor Goessler und insbesondere Bohnenberger nicht hinnehmen. Bohnenberger hatte bereits, als Lämmle 1937 in den Ruhestand wechselte, angemahnt, dass Protokolle über die Sammlungsübergaben erstellt werden müssten, vielleicht, weil er ahnte, dass die Sammlungen gefährdet waren und die Abteilung überhaupt abgesichert werden musste, nachdem die Stellennachbesetzung gescheitert war. Um die Tübinger Absicht abzuwehren, wendet er sich 1939 an die zuständige Ministeriumsabteilung, um die Vorgänge darzulegen und insbesondere auch die Besitzverhältnisse zu klären und zu erklären, dass diese keineswegs bei der Landesstelle lägen und einfach nach Tübingen wandern könnten. Gegen die NS-Institution halfen aber keine Argumente, die Sachen sollten nach Tübingen überstellt werden. Durch den Kriegsbeginn kam der Transfer dann doch nicht



zustande. Um den Bestand der Abteilung Volkstum und der Landesstelle zu sichern und die Abwanderung an die Universität dauerhaft zu unterbinden, unternahm Bohnenberger während der NS-Zeit nochmals einen Vorstoß beim Ministerium und argumentierte dabei, dass er, wenn die Stelle wieder fachlich besetzt würde, seine „auf mühevollen weiten Wanderungen gesammelten reichen Aufzeichnungen erheblichen Wertes“⁴ zur Verfügung stellen werde, als deren Eigentümer er sich nach wie vor sah. Das zeigte keine Wirkung, die Abteilung Volkstum/Landesstelle für Volkskunde wurde wieder nicht nachbesetzt, die Materialien wanderten aber auch nicht nach Tübingen, sondern wurden letztlich nach Marbach ausgelagert und gelangten von dort nach dem Ende des Krieges wieder zurück nach Stuttgart, wo sie dann in den nächsten Versuchen zur Re-Etablierung der Landesstelle nach 1945 wieder eine Rolle spielten. Das Gewicht der Bohnenberger'schen Expertise und die „in mühevollen

weiten Wanderungen gesammelten reichen Aufzeichnungen“ wurde noch einmal – und dieses Mal wieder mit Erfolg – in die Waagschale geworfen. Die Landesstelle konnte wieder eingerichtet werden, Bohnenbergers Schüler, Helmut Dölker, wurde deren Leiter und die Bohnenberger'schen Vor- und (Teil)Nachlässe wanderten endgültig in die Landesstelle nach Stuttgart, wo sie heute noch sind.

⁴ Vgl. Nachlass Bohnenberger in der Landesstelle für Volkskunde (N/Karl Bohnenberger B 10).

Archiv der Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart: N/Karl Bohnenberger
Nachlass Arno Ruoff, darin: Testament und Nachlassangelegenheiten Karl Bohnenberger (privat).

Besenfelder, Sabine: „Staatsnotwendige Wissenschaft“. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren. Tübingen 2002.

Engel, Ulrich: Karl Bohnenberger. In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag. Tübingen 1964, 210–242.

Keller-Drescher, Lioba: Sammlungen als Handlungen verstehen. Die württembergische Landesstelle für Volkskunde als Beispiel. In: Bauer, Kathrin/Hänel, Dagmar/Leßmann, Thomas (Hg.): Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände. Münster 2019, 65–76.

Keller-Drescher, Lioba: Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 215). Stuttgart 2017.

Keller-Drescher, Lioba: Sammeln, Horten, Verhandeln. Der Wissens-Schatz als Ressource. In: Jöhler, Reinhard u. a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. Münster u. a. 2013, 122–130.

Keller-Drescher, Lioba: Aus Schwabens Hain und Flur. Das Württembergische Flurnamenarchiv. In: te Heesen, Anke u. a. (Hg.): Wortschatz. Vom Sammeln und Finden der Wörter. Katalog zur Ausstellung im Stadtmuseum Tübingen, 6.4. bis 6.7.2008. Tübingen 2008, 97–105.

Keller-Drescher, Lioba: „Auf diese Weise vorbereitet“. Praktiken des Wissensmanagements zwischen Volkskunde und Landesbeschreibung. In: Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken. Münster 2009, 15–26.

Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. 4 Bd. Erste Auflage, Tübingen/Stuttgart 1827, 1826, 1836, 1837.

Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. Stuttgart 2009.



▲
August Lämmle, Schriftsteller und erster Leiter der Abteilung Volkskunde
(heute Landesstelle für Alltagskultur)

► Die August-Lämmle-Schule in Leonberg wird umbenannt

Bernadette Gramm

Eine Schule für den Ramtel: Die August-Lämmle-Schule

Nach den Sommerferien 1965 konnten die Schüler*innen des Stadtteils Ramtel endlich ihre eigene Schule beziehen. Der rasante Anstieg der Bevölkerung im jüngsten Leonberger Stadtteil hatte die Errichtung einer zusätzlichen Volksschule notwendig gemacht. 553 Schüler*innen besuchten die Schule (Klasse 1 bis 8). Die Zeiten der weiten Schulwege nach Eltingen und Leonberg und der sehr beengten räumlichen Verhältnisse waren endgültig vorbei. Die neue Schule erhielt den Namen eines berühmten Bewohners des Ramtels: Der Schriftsteller August Lämmle hatte von 1943 bis zu seinem Tod 1962 im oberen Teil des Ramtels gewohnt. Die Einzugsfeier im Oktober 1965 fand in Anwesenheit seiner Witwe Albertine statt. Sie hatte der Namensgebung nach einigem Zögern zugestimmt.

Die Umbenennung im Jahr 2021

Am 19. November 2020 beschließt der Gemeinderat, die August-Lämmle-Schule umzubenennen. Seit dem Beginn des Schuljahres 2021/2022 trägt die Schule im Ramtel den Namen „Marie-Curie-Schule“.* Die Gemeinschaftsschule zählt 514 Schüler*innen und umfasst die Klassen 1 bis 10.

August Lämmle in Leonberg

Mit dem Kauf eines Gartenlandes im Jahr 1937 beginnt die engere Beziehung Lämmles zur Stadt Leonberg. Lämmle hatte dem Bürgermeister seinen Wunsch mitgeteilt,

¹ Vgl. StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 13.4.1937, S. 71 § 47, Bürgermeister Spindler teilt dem Gemeinderat mit, dass er 60 ar Grundstücke von Generaldirektor Dr. h.c. Heilner zum Preis von 2,50 M kaufen möchte. „Er sei hierauf gekommen, da der Heimatdichter August Lämmle hieher bauen wolle und gerade in jener Gegend einen Bauplatz mit einer Fläche von ca. 30 ar wünsche.“ Die Gemeinderäte befürworten den Kauf, der Bürgermeister verfügt „das vorgenannte Gelände um den Betrag von 2,50 RM für den qm zu erwerben.“

² Vgl. StadtAL Bestand Leonberg Fl 9895 „Wiedergutmachung Dr. Heilner“: Schreiben Lämmle an die Stadt Leonberg vom 19.12.1949 mit der Forderung der Rückerstattung der Wiedergutmachungssumme von 3000 DM; Gemeinderatsprotokoll 13.1.1950, S. 17 § 14: „Da die Rückerstattungspflicht der Stadt einwandfrei geklärt ist, wird beschlossen: August Lämmle [...] die von ihm an Dr. Heilner zu bezahlende Wiedergutmachungssumme in Höhe von DM 3000 zu ersetzen.“

in der Nähe des Golfplatzes ein Garten-
grundstück zu erwerben. Schon 1936
hatte ein Immobilienmakler im Auftrag
des jüdischen Besitzers Dr. Richard Heilner
aus Stuttgart der Stadt Grundstücke
beim Golfplatz angeboten. Auf Lämmles
Anfrage hin beschloss die Stadt, auf das
Angebot einzugehen.¹ Dass Lämmle das
Grundstück von der Stadt erwarb und nicht
direkt vom jüdischen Vorbesitzer, erwies
sich für ihn als Vorteil. So konnte er für die
1949 von Dr. Heilner eingeklagte Wieder-
gutmachungssumme die Stadt erfolgreich
in Regress nehmen.²

33



▲ August Lämmle im Gartenhaus

* Die Landesstelle für Alltagskultur Stuttgart begleitete diesen Prozess mit einem Dokumentationsprojekt zum Thema Erinnerungskultur.

Lämmle ließ auf dem Grundstück ein Haus bauen, sein „Gartenhaus“, das ab 1943 zu seinem ständigen Wohnsitz wurde. 1943 vertrieben wohl die Luftangriffe das Ehepaar Lämmle aus Stuttgart, 1944 schließlich wurde ihre Wohnung zerstört.³ Das „Gartenhaus“ war zum dauerhaften Wohnen eigentlich nicht ausgelegt und vorgesehen. Lämmle bemühte sich daher um eine Wohnung in Esslingen.⁴ Die angespannte Wohnungslage im Krieg und in der Nachkriegszeit verhinderten einen Umzug. Die Stadt Leonberg war stolz auf den prominenten Mitbürger und ehrte ihn auf vielfache Weise. Am 3. Dezember 1951 ernannte die Stadt Lämmle anlässlich seines 75. Geburtstags zum Ehrenbürger „für seine Verdienste um die schwäbische Heimatdichtung, die Darstellung und Deutung der schwäbischen Geschichte und ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Grundlagen, wie auch für sein Streben unserem Schwabenlande über seine Grenzen hinaus Geltung zu verschaffen“⁵. Als 1953 die noch namenlose Straße, in der Lämmle wohnte, einen Namen erhalten sollte, wurde sie nach ihm benannt.⁶ August Lämmles Adresse lautete nun nicht mehr „Ramtel 22“, sondern „August-Lämmle-Weg 18“. Das Verhältnis des Schriftstellers zu seiner Wohngemeinde wird in der Ansprache von Bürgermeister Otto Rexer bei

3 Lämmle meldet am 23.9.1943 in Leonberg einen Zweitwohnsitz an (vgl. StadtAL Bestand Leonberg, Anmeldungen 1943). Im Spruchkammerverfahren gibt er im Meldebogen als Wohnort an: „1913–1943 Stuttgart-Bad Cannstatt“, „1943–dato Leonberg“ (StAL EL 902/14 Bü 5249, Schriftstück 20, Meldebogen 26.4.1946).

4 Vgl. StadtAL Bauakte August-Lämmle-Weg 18. Anfrage des Oberbürgermeisters von Esslingen am 4.10.1944 an den Leonberger Kollegen über die Wohnverhältnisse von August Lämmle.

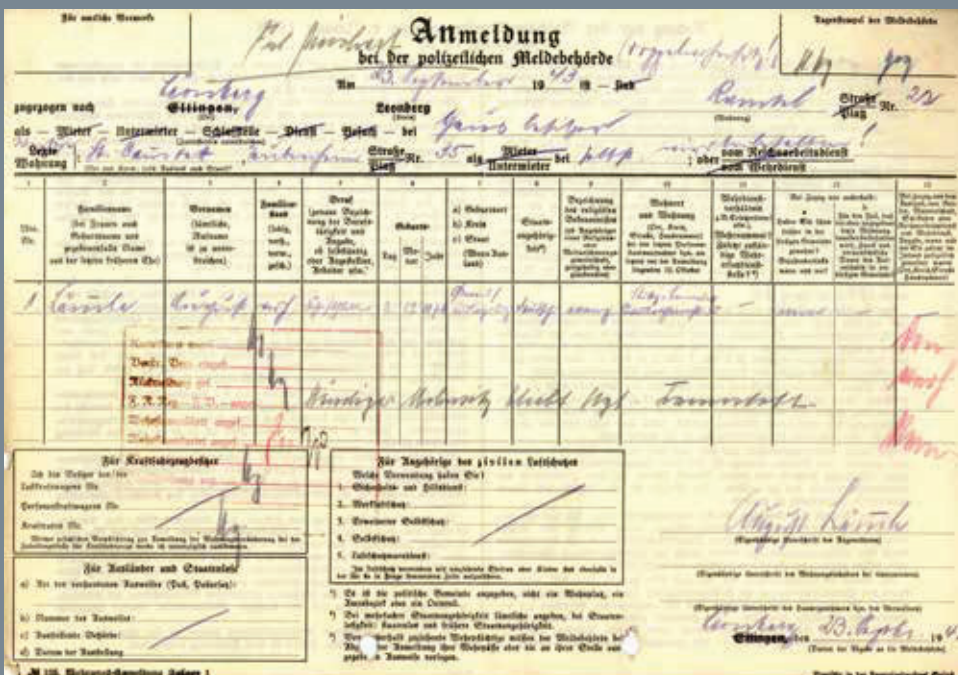
5 StadtAL Bestand Hauptamt AZ 10.26.03: Leonberger Kreiszeitung 4.12.1963, Amtliche Bekanntmachungen (Urkundentext); Beschluss im Gemeinderat am 22.11.1951, S. 290 § 221.

6 Vgl. StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 27.3.1953, S. 81 § 49.

der feierlichen Veranstaltung zum 80. Geburtstag am 15. Dezember 1956 im Evangelischen Gemeindehaus deutlich: „Und deshalb sind wir Leonberger in diesen Tagen ganz besonders stolz darauf, August Lämmle nicht allein als unseren Ehrenbürger, sondern auch zugleich als unseren Mitbürger unter uns zu haben, der stets Anteil nimmt an den Geschicken unserer Stadt und ihrer Bevölkerung.“ Einstimmig beschloss der Gemeinderat 1964, die im Stadtteil Ramtel entstehende Volksschule nach August Lämmle zu benennen.⁷ Um die vorherige Zustimmung der Witwe musste allerdings gerungen werden, war doch noch 1962 die im Bau befindliche Mittelschule für Lämmle im Gespräch gewesen.⁸ Albertine Lämmle war schließlich mit der Namensgebung einverstanden und stiftete der Schule sogar einen Flügel. Der 100. Geburtstag des Ehrenbürgers wurde im Januar 1977 noch mit einer Feierstunde sowie einer Ausstellung in der August-Lämmle-Schule gewürdigt (vgl. Leonberger Kreiszeitung, 18.1.1977).

Die Sicht auf Lämmle verändert sich

Im Oktober 1998 erschien im Schwäbischen Tagblatt der Artikel „Blut und Schwabenboden. Die Entnazifizierung des Heimatdichters August Lämmle vor der Leonberger Spruchkammer 1947“ (Schwä-



◀ Anmeldung bei der Meldebehörde 1943



▲
Albertine Lämmle (1. Reihe, rechts) freut sich über die Darbietung der Schüler

bisches Tagblatt, 24.10.1998). Der Journalist Ulrich Stolte zitiert darin auch die „Leonberger Stadtarchivarin“. Durch seine Anfrage zum Grundstückskauf Lämmles im Februar 1998 hatte sich die Autorin dieses Beitrags erstmals intensiver mit den Leonberger Archivalien zu Lämmle beschäftigt. Noltes Artikel stand im Zusammenhang mit der Debatte um den Namen der August-Lämmle-Schule in Kusterdingen, was in der Stadtverwaltung Leonberg aufmerksam verfolgt wurde. Der 125. Geburtstag des Ehrenbürgers sollte kritisch gewürdigt werden. Die gemeinsamen Veranstalter Stadtarchiv, Stadtmuseum und Stadtbücherei gewannen für diesen Vortrag am 3. Dezember 2001 den damaligen Leiter der Landesstelle für Volkskunde, Dr. Gustav Schöck.⁹ Das Fazit der Veranstaltung für die Verwaltung und Schule: Der Namen bleibt erhalten. Das Verhalten des Na-

7
Vgl. StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 30.10.1964 § 204.

8
Vgl. StadtAL Bürgerakte Lämmle, Postkarte von Albertine Lämmle an Bürgermeister Rexer, 11.5.1963: „[E]ine August Lämmle Mittelschule gibt es nun nicht. Wer das wohl verhindert hat? Vorigen Herbst besuchten Sie mich mit Ihrer lieben Frau u. wir haben da über die Schule gesprochen [...]. Erstaunt war ich weniger über die Änderung Ihrer Disposition als über die Lautlosigkeit, mit der dies geschah, d. h. daß ich weder eine offizielle Information noch eine Bedauerung für wert befunden wurde.“

mensgebers in der NS-Zeit soll die Schüler*innen zur kritischen Auseinandersetzung mit Person und Zeit anregen.

Auf dem Weg zur Umbenennung

2004 wurde der VVN/Bund der Antifaschisten in Sachen Lämmle aktiv. Auslöser war die Schlusstrich-Bemerkung eines CDU-Stadtrats bei der Verhandlung von Anträgen der KZ-Gedenkstätteninitiative Leonberg im Februar 2004. Der VVN forderte von der Stadt die Umbenennung der Schule und der Straße sowie die Aberkennung des Ehrenbürgerrechts. Mit verschiedenen Veranstaltungen in den Jugendhäusern warb der VVN um Unterstützung dieser Forderung. Der Chefredakteur der Leonberger Kreiszeitung griff, die Forderung unterstützend, das Thema am 20. Juli 2004 im Hinblick auf die 60. Wiederkehr des missglückten Hitler-Attentats auf

(vgl. Leonberger Kreiszeitung, 20.7.2004). Er zitierte den Leonberger Oberbürgermeister Bernhard Schuler: „Lämmles Leben, die Zeit, in der er lebte, steht auch für eine bittere Lehre. Sie gehört zur Auseinandersetzung auch in Schulen. Lämmle ist kein Jonathan Schmid.“¹⁰ Zu seinem 125. Geburtstag im Jahr 2001 haben wir kritisch geprüft: Es gibt keinen Anlass, den Namen der Schule zu ändern.“ Die Pro- und Contra-Leserbriefe folgten in großer Zahl. Auch der Vortrag „Die zwei Gesichter des August Lämmle“ von VVN-Mitglied Conny Renkl in der Volkshochschule am 7. März 2005 löste viele gegensätzliche Reaktionen aus. Der Vortrag wurde 2010 in einer Broschüre vervielfältigt. Ab 2015 wiederholte Dieter Rebstock, ein Mitglied der KZ-Gedenkstätteninitiative, bei verschiedenen Anlässen immer wieder die Forderungen der VVN/Bund der Antifaschisten in Leserbriefen, Flugblättern und Anfragen. Nach seinem Vortrag beim Bücher-Café der KZ-Gedenkstätteninitiative am 3. November 2019 forderte die Initiative im Namen aller Zuhörer*innen am 10. November in einem offenen Brief an Oberbürgermeister, Presse, Gemeinderatsfraktionen etc. die „Überprüfung von Ehrenbürgerschaft und Ehrung als Namensgeber der Leonberger Gemeinschaftsschule“. Durch Beschluss des Ältestenrats vom 16. März 2020 wurde der

⁹ Der Vortrag wurde durch den Heimatgeschichtsverein für Schönbuch und Gäu e. V. veröffentlicht: 2004 in der Beilage zur Kreiszeitung Böblinger Bote und 2007 im Jahrbuch „Leben mit Vergangenheit“, Band 5, 379–389.

¹⁰ Der württembergische NS-Innenminister Dr. Jonathan Schmid (1888–1945) erhielt 1937 das Leonberger Ehrenbürgerrecht. Sein Name wurde auf Gemeinderatsbeschluss 1997 aus der Ehrenbürgerliste gestrichen.

¹¹ Das Gutachten ist auf der Internetseite der Stadt Leonberg abrufbar.

Historiker Dr. Peter Poguntke mit dem Gutachten über die NS-Belastung von August Lämmle beauftragt.¹¹

Am 19. November 2020 beschloss der Gemeinderat aufgrund des Gutachtens, die August-Lämmle-Schule umzubenennen, die Ehrenbürgerschaft abzuerkennen, den Straßennamen beizubehalten, aber das Straßenschild mit einer Erläuterungstafel zu versehen. Der Beschluss und das Gutachten riefen den Freundeskreis August Lämmle auf den Plan. Das Gutachten wurde von den Mitgliedern in der Presse und im Internet massiv kritisiert, der renommierte Gutachter verunglimpft. Das verhinderte jedoch nicht, dass in der Folge des Leonberger Gutachtens und des Gemeinderatsbeschlusses die Gemeinden Kusterdingen, Rudersberg und Ludwigsburg ihre August-Lämmle-Schulen umbenannten.

Die Umbenennung

Unter der Federführung des Kulturrats wurde eine Projektgruppe „Namensfindung ALS“ mit Vertreter*innen der Verwaltung und der Schule gegründet. In der Schule war das Interesse mäßig. Es meldeten sich in der Schulkonferenz im Dezember 2020 sechs Interessent*innen (Schüler*innen, Lehrer*innen, Elternbeirat*innen). Unerwartet groß war die Teilnahme der Bevölkerung bei der



▲ Deutsche Kennkarte von August Lämmle

Suche nach einem neuen Namen. Auf den Aufruf in der Presse gingen über 70 Vorschläge ein, darunter auch Mehrfachnennungen. Nach einem mehrstufigen Auswahlverfahren favorisierten die Vertreter*innen der Schule – nur sie waren stimmberechtigt – den Namen „Claire-Heliot-Schule“, mit deutlichem Abstand vor der zweitplatzierten „Gemeinschaftsschule Leonberg“. Der Vorschlag erschien vorab in der Lokalzeitung und löste in Leserbriefen und in den sozialen Medien Erregung aus (vgl. Leonberger Kreiszeitung, 27.4.2021). Claire Heliot, die nach ihrer internationalen Karriere als Löwendompteuse mehrere Jahre auf dem von ihr erworbenen Leonberger Landgut „Rappenhof“ lebte, stieß auch im Gemeinderat als Namensgeberin weitgehend auf Ablehnung. Die Gruppe, erweitert um Gemeinderat*innen, tagte noch einmal. Die Zahl der Vorschläge war mittlerweile auf 94 gestiegen. Am 23. Juli 2021 beschloss der Gemeinderat mit

23 Ja-, fünf Nein-Stimmen und zwei Enthaltungen den von der Projektgruppe favorisierten Namen: Marie-Curie-Schule. Der Name gilt seit dem Schuljahr 2021/2022.



Mein Schluss

Während 20 Jahre meiner Archivzeit tauchte immer wieder das Thema „Lämmle“ auf. Meine persönliche Sicht auf ihn änderte sich. 1997 wurde der württembergische NS-Innenminister zu Recht aus der Leonberger Ehrenbürgerliste gestrichen. Aber Lämmle? Das abwägende Zeugnis von Albrecht Goes für August Lämmle im Spruchkammerverfahren beeindruckte mich. Das Fazit aus dem Vortrag von Dr. Schöck, Beschäftigung mit Lämmle statt Tilgung aus der Geschichte, war auch meines. Der Aktivität des VVN stand ich zugegebenermaßen misstrauisch gegenüber. Die Sprache, das Konstruieren von Zusammenhängen und Zitate, die nicht eindeutig belegt waren, ließen mich am Wahrheitsgehalt zweifeln. Dr. Poguntke hat in seinem Gutachten auch die Quellen überprüft und die Zitate bestätigt. Das war mir auch eine Lehre! Die Umbenennung der Schule war folgerichtig.

Leonberger Kreiszeitung, 18.1.1977, 16, „Ein Mundartpoet von Rang“.

Leonberger Kreiszeitung, 20.7.2004, Leonberg, 6, Karl Geibel, Leitartikel „Mitläufer“ und der 20. Juli“, Artikel „Kein Nazi-Poet als Ehrenbürger“.

Leonberger Kreiszeitung, 27.4.2021, Leonberg I, Arnold Einholz, „Aus August Lämmle wird Claire Heliot“.

Schöck, Gustav: „M'r hent so onsr Mödele“. August Lämmle – Mundartdichter, Erzähler, Lehrer und Volkskundler. In: Heimatgeschichtsverein für Schönbuch und Gäu e.V. (Hg.): Leben mit Vergangenheit (= Jahrbuch des Heimatgeschichtsvereins für Schönbuch und Gäu 5 (2006), 2007, 379–389.

StAL EL 902/14 Bü 5249, Schriftstück 20, Meldebogen 26.4.1946.

StadtAL Bauakte August-Lämmle-Weg 18, Anfrage des Oberbürgermeisters von Esslingen an den Leonberger Kollegen über die Wohnverhältnisse von August Lämmle 4.10.1944.

StadtAL Bestand Hauptamt AZ 10.26.03: Leonberger Kreiszeitung 4.12.1963, Amtliche Bekanntmachungen (Urkundentext); Beschluss im Gemeinderat am 22.11.1951, 290 § 221.

StadtAL Bestand Leonberg, Anmeldungen 1943.

StadtAL Bestand Leonberg Fl 9895 „Wiedergutmachung Dr. Heilner“: Schreiben Lämmle an die Stadt Leonberg vom 19.12.1949 mit der Forderung der Rückerstattung der Wiedergutmachungssumme von 3000 DM.

StadtAL Bürgerakte Lämmle, Postkarte von Albertine Lämmle an Bürgermeister Rexer, 11.5.1963.

StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 13.1.1950, 17 §14.

StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 13.4.1937, S. 71 § 47, Bürgermeister Spindler teilt dem Gemeinderat mit, dass er 60 ar Grundstücke von Generaldirektor Dr. h.c. Heilner zum Preis von 2,50 M kaufen möchte.

StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 27.3.1953, 81 § 49.

StadtAL Gemeinderatsprotokoll Leonberg 30.10.1964 § 204.

Schwäbisches Tagblatt 24.10.1998, 41 Kusterdingen. Ulrich Stolte, Blut und Schwabenboden. Die Entnazifizierung des Heimatdichters August Lämmle vor der Spruchkammer 1947.



Mittagsrast bei einer Wanderexkursion
mit Prof. Helmut Dölker, Samstag 1. Nov. 1955
Von links: N. N., Hede Zeller, Hannelore Roth, mit Baskenmütze
Martin Blümcke, Prof. Helmut Dölker

► Exkursionen – Lehrgänge mit Helmut Dölker

Martin Blümcke

Im März 1955 hatte ich in Rheydt – heute ein Stadtteil von Mönchengladbach – das Abitur abgelegt. Dort hatten die Schwester meiner Mutter und ihr Mann in der turbulenten Nachkriegszeit dafür gesorgt, dass das Flüchtlingskind eine höhere Schule besuchen konnte. Mein Vater hatte schon längst eine Anstellung als Dozent an der Textilingenieur-Schule Reutlingen gefunden und es war klar, dass aus dem Ferienkind wieder ein Mitglied der Familie werden sollte. Ein vorheriger Wechsel war wegen der unterschiedlichen Folge der Fremdsprachen nicht möglich gewesen.

Mit dem Studienziel Lehramt fahre ich mit der Eisenbahn ins nahe Tübingen, lasse mich beim Hauptpedell in der Neuen Aula als stud. phil. einschreiben und kaufe mir ein Vorlesungsverzeichnis. Ich habe mich für die Fächer Deutsch und Volkskunde, Englisch und Geschichte entschieden und bin reichlich verunsichert, denn nach der Geborgenheit im Schulalltag beginnt nun eine völlig neue Lebensphase, örtlich und inhaltlich. Das Sommersemester 1955 startet am Montag, dem 2. Mai. Am Donnerstag suche ich gegen 11 Uhr in der Neuen Aula einen kleinen Hörsaal, in dem Prof. Dr. Helmut Dölker – damals 50 Jahre alt – mit seiner einstündigen Vorlesung „Volkskunde des Südwestens“ anfangen will. Zehn oder zwölf Zuhörer*innen sitzen schon in den Holzbänken, bis der Professor erscheint und mit beherzten Schritten zum Pult geht: Im Anzug samt Weste und einer dick gebundenen Krawatte beginnt er im reinsten Honoratiorenschwäbisch – das damals noch weithin verbreitet war – mit seinen Ausführungen.

Der Donnerstag ist Dölkers Universitätstag als Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts. Er kommt mit dem Zug von seinem Wohnort Esslingen den Neckar hinauf und bleibt bis zum Abend auf dem Schloss im

Haspelturm, wo ihn in seinem Büro im Dachgeschoss die Doktorand*innen und der gerade angestellte Assistent Dr. Hermann Bausinger aufsuchen. Ihn hat noch Professor Hugo Moser engagiert, bevor er auf den germanistischen Lehrstuhl in Saarbrücken und bald in Bonn wechselt. Ab 15:15 Uhr ist die Zeit stets dem Seminar, damals „Dichtung und Volksglaube“, vorbehalten. Als Neuling will ich mich noch nicht in alle Angebote stürzen und besuche am sonst vorlesungsfreien Donnerstagnachmittag, dem „dies academicus“, lieber die allgemein gehaltenen Vorträge universitärer Koryphäen.

Für Mitte des Sommersemesters wird von Donnerstag, den 16., bis Sonntag, den 19. Juni, eine Exkursion ins Bayerische Franken angeboten. Ein für Professor Dölker eher ungewöhnliches Ziel. Vermutlich hat Assistent Bausinger¹ – hb – die Route festgelegt, Fahrer, Führer und Übernachtungen in Jugendherbergen organisiert. Er selbst ist nicht mit von der Partie. Ein mit der Ormig-Matrize vervielfältigtes Protokoll liegt vor, geliefert von Siegfried Greiner, ein Lehrer aus der Calwer Gegend und häufiger Gast. Ich melde mich sofort begeistert an, denn Reisemöglichkeiten sind damals noch sehr beschränkt auf Bahn und Bus. Man fährt mit dem Rad und läuft zu Fuß – auch größere Strecken –, ein Auto oder Motorrad besitzt kaum einer.

Abfahrt in Tübingen um 6:30 Uhr mit einem kleinen Bus und 23 „Volks- und andren Kundlern“ mit dem Ziel Nürnberg. Erster Halt: das Zisterzienserkloster Heilsbrunn, Grablege der Hohenzollern, die im hohen Mittelalter als Burggrafen des Reichs in Nürnberg fungierten, bevor sie mit der Mark Brandenburg und

¹ Hermann Bausinger (1926–2021), Professor für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen.

Berlin belehnt wurden. Ohne besondere Informationen bewundern wir die gotische Kirche. In Nürnberg Besuch des Germanischen Museums und Stadtrundgang, wobei wir von Dölkers historischem Wissen und knappen Tafeltexten zehren und den Augen vertrauen. Die heutigen Nachschlagemöglichkeiten und Internetauskünfte gibt es noch nicht, man vertraut dem Kunstführer Dehio und in Württemberg den Oberamtsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts. Eine gewisse Hilfe bieten die örtlichen Prospekte, um die man bei Anfragen immer nachsucht.

Bei der Fahrt in die Jugendherberge in Lauff an der Pegnitz überholt uns bei einem Bremsvorgang vor einer Ampel einer der doppelten Hinterreifen wegen lockerer Schrauben. Dann wird die Fränkische Schweiz erkundet und die Stadt Forchheim. Ihr ist im Süden das Waberla in der Ebene vorgelagert, eine auffallende Berghochfläche mit einem Heimatfest am 1. Mai. Am Freitag warten Bamberg, das Kloster Erbach und der Wallfahrtsort Dettelsbach auf uns. In Würzburg treffen wir auf den Volkskunde-Professor Josef Dünninger und seine Mitarbeiter; sie führen uns zu Residenz, Dom, Neumünster und hinauf zum Käppele. „Ein fröhlicher Abschluss mit fröhlichen Gesprächen bei Bocksbeutel und fränkischem Wein wird hoch über Würzburg in einer einladenden Gartenwirtschaft gefeiert.“

Am Sonntag wendet sich der Bus in Richtung Südwesten mit dem Ziel Schwäbisch Hall. Dort erleben wir auf der Treppe Hugo von Hofmannthals „Jedermann“.

Dann zeigt uns der dem Institut verbundene Privatgelehrte Dr. Dieter Narr die Stadt und skizziert ihre Geschichte. Ein Besuch des Klosters Groß-Comburg beschließt das gedrängte Programm. Das Protokoll endet: „Rasch bringt uns unser Minibus der Heimat entgegen und wir verabschieden uns voneinander, dankbar für all das Schöne, das wir in dieser Fahrgemeinschaft erlebt haben und voll Anerkennung für das Ludwig-Uhland-Institut, das diese Exkursion ermöglicht und durchgeführt hat.“

Typischer als diese Busreise, die auch eine Volkshochschule hätte anbieten können, ist die folgende volkskundliche Lehrfahrt, besser Lehrwanderung, mit Professor Dölker vom 22. bis 24. Juli 1955, von Freitag bis Sonntag. Um 12:50 Uhr Abfahrt mit dem Zug über Plochingen nach Ulm. Besuch des Münsters und des Wunderwerks Turm. Weiterfahrt in östlicher Richtung nach Langnau, wo uns Rektor Heckel stolz und eloquent sein neu geordnetes Heimatmuseum zeigt, in dem statt Objektfülle nur noch einzelne sinnhafte Beispiele mit Beschreibungen Vergangenes belegen und verdeutlichen. Abends sind die etwa zwölf Teilnehmer*innen im Amtszimmer des evangelischen Pfarrers Palmbach zu einem Vesper eingeladen; vermutlich gab es da Kontakte zu dem Pietisten Helmut Dölker. Im Turmzimmer der Martinskirche klingt der Tag mit einer Flasche Bier aus.

Am nächsten Tag wandern wir gehörig, zuerst hinauf auf die Ulmer Alb nach Neenstetten. Vorneweg mit zügigen Schritten Professor Dölker, allein oder von einer



Exkursion mit Prof. Helmut Dölker vom 26. bis 28. Juni 1958, in irgendeinem Dorf auf der Alb
Von links: Martin Blümcke von hinten, Prof. Helmut Dölker, Inge Römer, eine Biologiestudentin, Doris Dürr



Dieselbe Exkursion
Von rechts: Martin Blümcke, Hede Zeller

Studiosa oder einem Studiosus begleitet. Mit Hut und Lodenmantel, mit Bergschuhen und mit Gamaschen umwickelten Beinen, wie damals alle zünftigen Mitglieder des Schwäbischen Albvereins. In der Hand ein um den Hals gehängtes Lederfach mit den entsprechenden Wanderkarten 1:10 000, bei denen ein Zentimeter einem Kilometer in der Natur entspricht. Verpflegung aus dem Rucksack. In Neenstetten empfängt uns der Ortslehrer Eugen Sauter, seit 1950 mit Farbdias ein Chronist des Lebens in dem Bauerndorf. Erste Anzeichen von Motorisierung und Abwanderung. Abends sind wir bei einem Landwirt zum Mosttrinken eingeladen und schlafen in seiner Scheune im Heu.

Am Sonntagmorgen erreichen wir den lang gezogenen Ort Altheim, wo wir in der „Krone“ einkehren, während Professor Dölker seinen Freund, den Lehrer Martin Hauff, besucht. Ihm zur Seite steht Hans Binder, später Rektor in Nürtingen und als Vorsitzender des württembergischen Höhlenvereins als „Höhlenbinder“ landesweit bekannt. Den stattlichen Mann, der im Krieg seinen rechten Arm verloren hat, treffen wir auf dem freien Feld, wo er uns die örtliche Vergangenheit und die Landschaftsgeschichte erläutert. Er greift in die Rocktasche und zeigt uns eine römische Münze, in der ledernen Aktentasche lagern Versteinerungen. Ganz wichtig ist ihm der Gang zum Hungerbrunnen, einer Quelle im Karstgebiet der Alb, die periodisch das Trockental überschwemmt.

Weiter geht es durch den Wald nach Bräunisheim. Hier erwartet uns ein weiterer Lehrer, nämlich Walter

Staudenmeyer, später Stadtarchivar in Calw. Alle diese Männer haben im Lehrerseminar Esslingen bei Professor Dölker, der die Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart leitete, Vorlesungen gehört und Zulassungsarbeiten geschrieben. Auf diese Weise ist er in ganz Württemberg vernetzt. An diesem Sonntag sind wir gut und gerne 20 Kilometer gelaufen, bis wir endlich den Bahnhof Amstetten am oberen Ende der Geislinger Steige erreichen. Die Hinunterfahrt auf der ersten Bahngebirgsstrecke in Europa bleibt mir unvergessen. In Tübingen haben wir noch die Kraft zu einer vergnüglichen Weinrunde.

Schon am Freitag, dem 6. Juli 1956, treffen sich frühmorgens wieder Landeserkunder*innen am Tübinger Hauptbahnhof: Professor Dölker, hb und zwölf weitere Personen, um das Albvorland und die mittlere Alb zu erkunden. Das Ziel ist Hechingen, nicht die Stadt und das Schloss, sondern im Tal das frühere Franziskanerkloster St. Luzen. Ein Stationenweg führt zu einem runden Kalvarienberg, dann ein Gebäude der Renaissance. Ungefragt erläutert der Mesner und erinnert sich vor einer Marienfigur: Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs sei eine Frau aus dem weiter westlich gelegenen Städtchen Haigerloch zu ihm in die Sakristei gekommen und habe ihm ihr Brautkleid überreicht. „Vielleicht können Sie dieses Gewand zum Ausschmücken der Maria verwenden, denn sie ist ja die einzige Jüdin, die hierbleiben darf.“ Keiner von uns wusste damals etwas von der jüdischen Gemeinde und ihrer Synagoge in Haigerloch, noch nichts von den Judendörfern in Württemberg. Für diese Siedlungen und ihre



Sommerfest im LUI am 25. Juli 1959
 Von links: Prof. Helmut Dölker, Prof. Elisabeth Gerdts-Rupp, genannt Federschlange, Prof. für Völkerkunde, Ruth Bausinger, Ehefrau, Prof. Theo Hornberger, Geograf



Sommerfest LUI 25. Juli 1959
 Prof. Helmut Dölker, links neben ihm Ingar Thomassen, eine Germanistin aus Norwegen



Im August 1962 führte Prof. Helmut Dölker auf einer zehntägigen Exkursion durch England, Organisation Assistent Dr. Herbert Schwedt.
Links Prof. Helmut Dölker, rechts im weißen Hemd Dr. Herbert Schwedt,
N. N., Regine Grube, Hinterkopf von Elke Stein-Schwedt, Hannelore Roth

Problematik hat uns erst Utz Jeggle die Augen geöffnet und unser Gewissen geschärft.

Danach laufen wir hinüber ins Killertal, vorbei am Frauenkloster Stetten, nach Jungingen. À la Dölker führt ein Lehrer durch das Dorf, à la Bausinger kehren wir in einer Wirtschaft ein, die dem progressiven Mundartdichter Casimir Bumiller gehört. Er erzählt von dem Händlerdorf und erläutert uns die Geheimsprache der Hausierer mit ihren ca. 200 Wörtern, das Bleislen. Weiter mit der Hohenzollerischen Landesbahn nach Gammertingen, wo mir abends im Gasthaus die akademischen Lehrer zum 21. Geburtstag und zur Volljährigkeit gratulieren.

Am Samstag mit dem Zug durch das Laucherttal hinab. Durch das romantische Bittelschießer Täle zur Burgruine Hornstein, heute nun die Kulisse eines Naturtheaters. Hinüber nach Bingen mit seinen Fachwerkbauten und der Wehrkirche St. Martin, in der zwei spätgotische Gemälde des Ulmer Malers Zeitblom zu betrachten sind. Weiter auf Schusters Rappen bis nach Sigmaringendorf und mit der Bahn nach Riedlingen, wo uns Bausingers Studienfreund Michael Schmidt zur separaten Siedlung Eichenau geleitet, gebaut und bewohnt von einer baptistischen Bruderschaft aus Siebenbürgen. Gespräche mit Siedlern. Nach einer Nacht in der Juhe (Jugendherberge) mit dem Bus nach Zwiefalten mit seiner barocken Klosterkirche. Zu Fuß ins und durch das burgenreiche Lautertal nach Gundelfingen und weiter zur Burg Derneck, einem Wanderheim des Schwäbischen Albvereins.

Nach der Rast weiter nach Hayingen, wo wir im damals viel besuchten Naturtheater das Stück „Der Orgelmacher“ von Martin Schleker genüsslich erleben. Sein Vater Johannes spielt gekonnt die Hauptperson. Heimfahrt mit dem Bus über Münsingen und Lichtenstein nach Reutlingen.

Kurz danach beginnt eine zweite dreitägige Ausfahrt mit dem Bus. Vermutlich ist es Professor Dölkers Wunsch gewesen, am Sonntagnachmittag in Wal im südlichen Bayerisch-Schwaben „Das Spiel vom Leiden Jesu“ zu erleben. Biberach, Waldsee, Kißlegg und Wangen im Allgäu werden besichtigt, Reichsstädte und fürstliche Residenzen. Am Samstag stellt der Archivar Schloss und Herrschaft Waldburg-Zeil vor. In Kaufbeuren gilt unser Interesse – wohl von hb arrangiert – der Siedlung Neu-Gablonz, wo aus Tschechien vertriebene Deutsche versuchen, ihre Glas- und Schmuckindustrie wieder aufzubauen.

Auch etliche eintägige Wanderungen am Samstag sind zu vermerken, alle im Umkreis um Tübingen. Man trifft sich am Schwanensee oder an der Stiftskirche und marschiert los, unterbrochen von kurzen Erläuterungen zum Gelände, zur Flur, zu den Namen, den Gebäuden. So im November 1955 durch das Ammertal nach Hagelloch. Vesperrast am Waldrand beim Kanzle in der Herbstsonne. Man steht oder sitzt und redet zwanglos miteinander, auch mit dem Professor. Durchs Neckartal weiter nach Kilchberg, wo uns die Familie Bausinger mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Mit dem Bus zurück.



Sommerfest im LUI am 25. Juli 1959
Am Spinett eine Lehrerin von den Fildern, an der Geige
Martin Blümcke



Dt. Volkskunde-Kongress in Münstereifel, 16. April 1963
Von links: Eugen Lütz, Frau Hagen, Martin Scharfe,
Hans-Ulrich Roller, mit Sonnenbrille Hanni Kirchner,
Leander Petzoldt, Martin Blümcke

Während dem Sommer- und Wintersemester 1957/1958 habe ich im Schloss des Fürsten Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg als Hauslehrer zweier Prinzen gewirkt. Bei der siebentägigen Steiermarkfahrt um den Palmsonntag 1958 bin ich wieder dabei. Das Programm hat hb vorbereitet, in Absprache mit dem Grazer Ordinarius Leopold Kretzenbacher. Fahrtkosten: DM 30,00. So auch die Odenwald-Exkursion Ende Juli. „Schlafsack oder Leintücher bitte mitbringen.“ Vom 18. bis 24. Mai 1959 bereist hb das Ruhrgebiet.

Eine weitere Dölker-Exkursion hat den nördlichen Schwarzwald als Ziel. Am Freitag, 21. Juni 1959, erreichen wir mit der Bahn Nagold und zu Fuß das Naturfreundehaus. Im Regen nach Ebhausen gewandert und weiter zum Egenheimer Kopf. Herrlicher Ausblick auf die alte Chaussee nach Nagold. Abends gemütlicher Hock bei Bier und Wein. Recht lustig und interaktiv wird es, wenn der Professor sich zurückgezogen hat. Am Samstag Bahnfahrt zum Bergstädtchen Wildberg mit seinem Schäferlauf. Strenger Marsch nach Bernneck mit der Burg und der riesigen Schildmauer. Unterwegs habe ich mit Professor Dölker über die rechte (im Sinne von richtige) Heimatpflege geredet. Am Sonntag zur Burgruine Hohennagold, über Ober- und Unterjettingen nach Sindlingen, wo Franziska von Hohenheim (verheiratet mit Herzog Karl Eugen) eine Schlossherrschaft besaß und starb. In Herrenberg in den Zug.

In meinen Unterlagen ist Ende November 1959 eine zweitägige Busfahrt in das Land zwischen Jagst, Wör-

nitz und Tauber festgehalten, mit einem Besuch der Händlerdörfer Unterdeufstetten, Matzenbach und Wildenstein. Hier ist die Handschrift von hb zu erkennen, ebenso bei der siebentägigen Reise im September 1961 durch die Innerschweiz und das Wallis, die auf einer Route des Züricher Ordinarius Richard Weiß beruht. Weiter eine Exkursion Anfang Januar 1962 ins mittlere Kinzigtal mit Haslach, Hausach, Wolfach und Schiltach mit dem Altjahresabend-Singen.

Wer gemeint hat, Professor Dölker – früher Gymnasiallehrer für Deutsch und Englisch – habe sich mit einer zehntägigen Busreise durch England verabschiedet, der täuscht sich. Mittlerweile war Hermann Bausinger zum Professor für Volkskunde und Germanistik berufen worden und folglich Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts.

Im Jahr darauf – 21. bis 23. Juni 1963 – gibt es noch einmal eine „klassische“ Dölker-Exkursion, dieses Mal ins Ries. Damals war die Motorisierung schon fortgeschritten, einzelne besitzen bereits ein kleines Auto. Die Einladung empfiehlt die Wanderkarten Nördlingen und Hochstätt, feste Schuhe, Regenschutz, Bettwäsche und Decken stellt das Naturfreundehaus Christgarten und der studentische Beitrag für Fahrt und Übernachten beträgt immerhin 10 Mark.

Abfahrt in Tübingen, Hauptbahnhof, 7:06 Uhr, Ankunft in Nördlingen um 11:08 Uhr. Besichtigung der noch von einer Mauer umschlossenen ehemaligen



Mehrtägige Exkursion mit Prof. Bausinger in die Schweizer Alpen, bis zu den Höhen des Wallis mit Racletteessen bei einem Hirten.

Von links: Prof. Richard Weiß, Zürich, der bald nach diesem Treffen in den Felsen tödlich abstürzte, Doris Dürr, Leander Petzold, ein Student aus Oberndorf, der Priester wurde, und Martin Blümcke



1. bis 6. Januar 1961, Bahn- und Busexkursion in die Steiermark. Geführt vom Grazer Professor Leopold Kretzenbacher. Erste Übernachtung in Judenburg, zum Abschluss Besuch bei der Vierschanzenturnee in Bischofshofen.

Von links: Ulrich (Uli) Baader, Doktorand über Kinderspiele, Hermann Fischer aus Pfullingen, dahinter mit weißer Pelzmütze Prof. Hermann Bausinger, Hans-Ulrich Roller

Reichsstadt. Wanderung in Richtung Süden nach Hürnheim, Gespräch mit einem Bauern. Im Ort wird die evangelische Kirche und ein schwäbisches Einhaus angeschaut: Stall, Scheune und Wohnteil unter einem Dach. Gemütlicher Abend. Die Protokollantin reimt: „Des Weizenbier isch gwiis arg gsond, drom gorglet's nonder en da Schlond.“ Am Samstag ein historischer Streifzug durch Kloster- und Burgruinen bis Mönchsdeggingen an der Donau und zurück. Abends erzählt der Kleinbauer und Mundartschriftsteller Michel Eberhardt vom Ries. Am Sonntag wird nach Westen durch Wald und Feld bis Neresheim gelaufen, ein hoch gelegenes Kloster mit großartiger Barockkirche. Unterwegs erklärt uns Professor Dölker die Wald- und Flurnamen. Blick in die bäuerliche Heimatstube im Rathaus. Mit der Härtsfeldbahn nach Aalen und Gang durch die Triumphsiedlung als Beispiel ungenügender Infrastruktur. Gemütlicher Ausklang und mit dem Zug über Stuttgart nach Tübingen.

Mein persönliches Fazit: Als Landfremder und auf Zug, Bus und Fahrrad angewiesener Student mit geringem Budget habe ich vor allem das städtereiche Württemberg und seine ländlichen Gebiete erwandert und erfahren. Professor Dölker war ein lehrerhafter und kenntnisreicher Erklärer. Diese Erkundungen haben sich vorteilhaft von dem universitären Alltag abgehoben, der Vereinzelung entgegengewirkt und den meist freundschaftlichen Austausch befördert. Alles in allem: eine allgemeine Bereicherung.

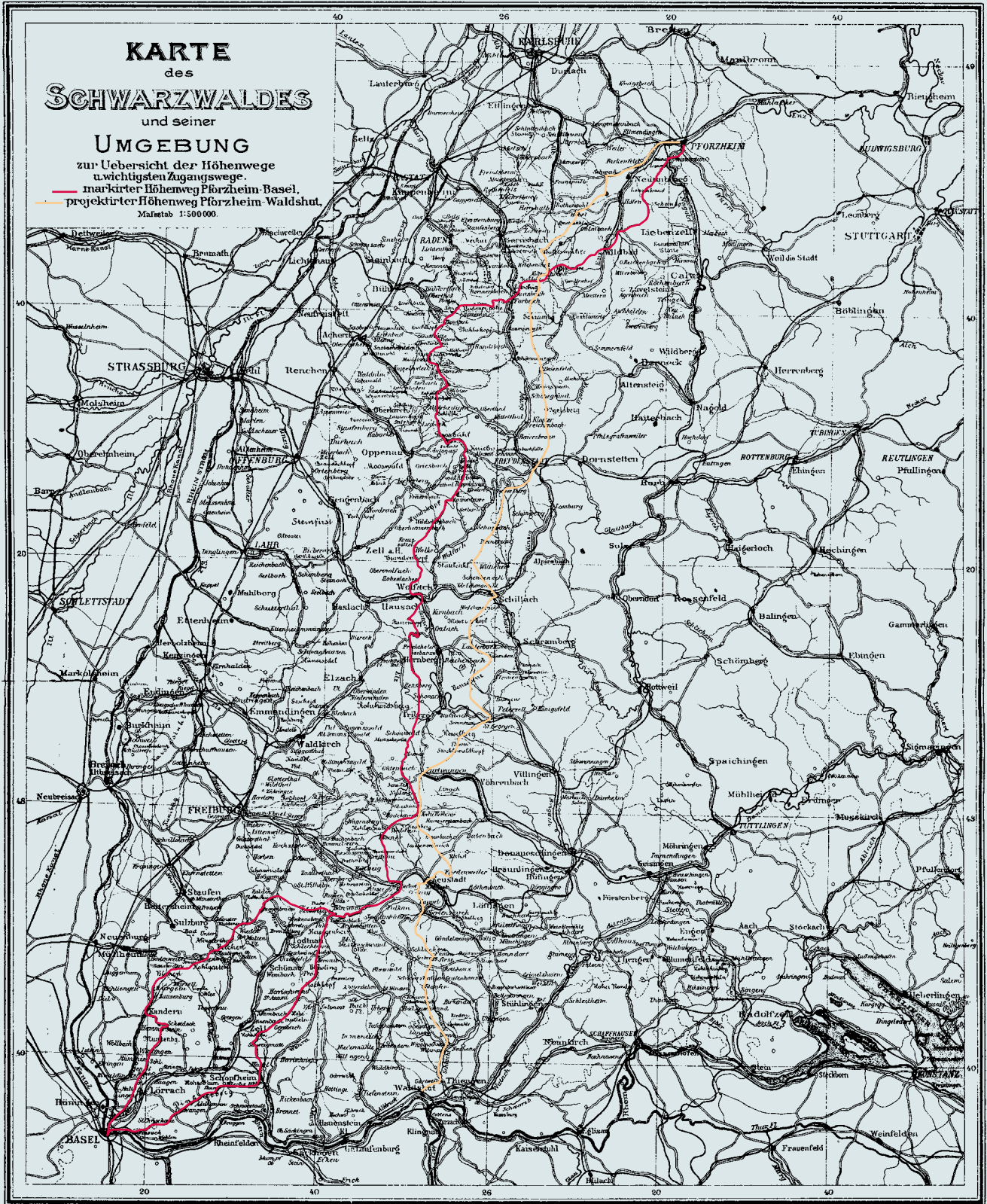
Quelle: Das Tagebuch des Autors und restliche Gedächtniszellen sowie Exkursions-Protokolle im LUI.



Oktober 1964, Südtiroler Exkursion, einwöchige Wanderung, mit Autos nach Brixen, dann zu Fuß, Leitung Prof. Hermann Bausinger, Zeit der Sprengung von Strommasten, Einladung in Kaltern ins Weiße Rössel, gehörte Studienkollegin von Bausinger, auf den Höhen vom Schnee überrascht. Vorne links: Dr. Rudolf Schenda, Jörg Ehni, Hans-Ulrich Roller und Hildegard („Hilja“) Schlee



Vor der Ostseite des Tübinger Schlosses, Martin Blümcke hält die Festschrift für Prof. Helmut Dölker zu seinem 60. Geburtstag in der Hand. Band Volksleben Nr. 5, enthält seine erste wissenschaftliche Arbeit über Christoph von Schmid und sein Schwäbisches Wörterbuch, 6. Juli 1964, sein 29. Geburtstag



Commissionsverlag von Friedrich Spies, Buchhandlung in Baden-Baden.

Eigentum von Ph. Bussemer, Baden-Baden.

Schwarzwaldkarte mit rot eingezeichnetem Höhenweg Pforzheim-Basel, heute Westweg. Einlage in: Bussemer, 1902

► 285 Kilometer Aussicht – Die Anfänge des Westwegs

Brigitte Heck

285 Kilometer Aussicht – Die Anfänge des Westwegs

Mitte des 19. Jahrhunderts führte die Eisenbahn zu einer Beschleunigung des Reisens und zur erheblichen Ausweitung von Reisezielen. In Europa bildete sich eine zunächst von englischen Agenturen, Buchverlagen und Reisenden geprägte Tourismusindustrie aus, die sich Städte, Küstenregionen und „romantische“ Flusstäler erschloss. Dieses Reisen jedoch war das Vergnügen weniger gewesen, das auf dem Privileg viel freier Zeit fußte und den Bedarf sozialer Distinktion befriedigte. In dieses organisierte Reisen geriet in der zweiten Jahrhunderthälfte Bewegung, was das Ziel, die Teilhabe und die Gangart betraf: das Wandern. In Deutschland artikulierte sich dies erstmals 1864 in der Gründung des Badischen Schwarzwaldvereins in Freiburg. Nachdem dieser 1883 die Ausbildung lokaler Sektionen förderte und man sich die umgebende Natur zu Fuß erschließen konnte, wuchsen seine Mitglieder*innenzahlen sprunghaft an. Reiseziele lagen vor der eigenen Haustür und setzten Naturerleben in Wert. Mitglieder von Wald- und Bergvereinen, Naturfreund*innen und Wandervögel hatten diesen zweckfreien Gang in die Natur propagiert und so populär gemacht, dass vor 100 Jahren, im Jahr 1923, das Wandern schließlich die Mitte und Breite der Gesellschaft erreicht hatte.

Zu dieser Zeit waren die Höhen und Weiten des Schwarzwalds bereits ein Vierteljahrhundert über den Höhenweg Pforzheim-Basel, den später so benannten Westweg bekannt geworden. Der Fern- und Höhenwanderweg machte den Natur-Raum nahbar und erlebbar, denn auf dieser Route war der markante Gebirgswald über 285 Kilometer hinweg von Nord nach Süd, von Pforzheim nach Basel, in zwei Wochen zu begehen. Ein Unterfangen, das Grenzen sprengte, blickt man auf Raum, Zeit und physische Konditionie-

rung. Auch heute noch gründet die hohe Popularität des Westwegs auf den Aspekten Bewegung, Entgrenzung und Transfer – Anlass genug, 100 Jahre und etwas mehr zurückzublicken.

Der Weg als Erfolgskonzept

Von Beginn an war mit der Ausweisung des Westwegs auch ein klares Konzept verbunden: Seine Streckenführung über die Höhenzüge des Schwarzwaldes fernab der Siedlungen versprach Natur statt Zivilisation, Weit-Sicht und Weit-Läufigkeit. Und dieses Naturerleben wiederum sicherten von Beginn an gleich mehrere Faktoren: ein klares Beschilderungssystem, Tourenbeschreibungen in Reiseführern sowie Kartenmaterial für zuführende Wege und den gesamten Streckenverlauf.

Dieses Konzept, das auch einen klaren Marketinggedanken verfolgte, setzte im Jahr 1900 ganz wesentlich Philipp Bussemer (1855–1918) um.



Rast auf der Wiese bei Marxzell im Albtal. Wilhelm Steinkopf, 1903, Landesstelle für Volkskunde Staufen, BA 2019/1-18

Abbildung wird aus urheberrechtlichen Gründen in der Online-Version nicht angezeigt.

Philipp Bussemer in Wanderkluft, undatiert.
Stadtarchiv Baden-Baden Signatur F2/215

Der Baden-Badener Geschäftsmann erkannte schon früh die wirtschaftlichen Potenziale einer werbenden Ansprache der Kurgäste und Sommerfrischler*innen, die die Stadt an der Oos und am Tor zum Schwarzwald im 19. Jahrhundert in wachsender Menge frequentierten. So wurde er zum Mitinitiator der 1884 gegründeten Sektion Baden-Baden des Badischen Schwarzwaldvereins, und im Jahr 1885 erweiterte er schließlich sein (Kurzwaren-)Geschäft für Borten und Bänder um ein „Touristen-Auskunfts-bureau“. Mit diesem investierte Bussemer aus heutiger Sicht in ein ausgefeiltes Tourismusmarketing. Er produzierte Bildpostkarten als Werbemedien und steuerte als ambitionierter Fotograf dazu selbst auch das nötige Bildmaterial bei. Die damit erzielte mediale Streuung von Stadtansichten und Naturfotografie aus dem Umland erweiterte nicht nur den Bekanntheitsgrad Baden-Badens als Kurstadt.

Bussemers persönlicher Einsatz als stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer, als Wanderführer, Autor, Referent und Netzwerker machte die Baden-Badener Sektion auch zu einer der aktivsten des Badischen Schwarzwaldvereins.

Im Umfeld der Stadt wies der Verein systematisch Wanderwege aus, forcierte die Errichtung von Aussichtstürmen und investierte in den Bau und Betrieb von Schutz- und Wanderhütten. Dafür waren nicht nur viele aktive und finanziell fördernde Mitglieder vonnöten. Dies erforderte auch präzise Orts- und Streckenkenntnisse sowie vereinheitlichte Verzeichnungs-, Bezeichnungs- und Kartierungssysteme. Dafür entwickelte Philip Bussemer eine besondere Passion, er erkundete immer neue Pfade, beschrieb, fotografierte und kartierte sie. Hierbei verschränken sich auf signifikante Weise wirtschaftliches Eigen- und altruistisches Vereinsinteresse. Denn für sein Touristenbüro produzierte Bussemer nun auch Informations- und Orientierungsmedien wie Wanderkarten und Reiseführer. Beides machte ihn in den 1890er-Jahren zu einem einflussreichen Wanderpionier.

Schon 1891/1892 hatte Bussemer die schnell ausverkaufte erste Auflage seines Reiseführers „Der Schwarzwald von Baden-Baden bis zur Schweizer Grenze“ herausgebracht und legte um 1895 begleitend eine Wanderkarte vor, die von ihm bearbeitete „Touristen-Karte des Schwarzwaldes“. Dabei war sein Reiseführer bereits der zweite, der im Auftrag des Badischen Schwarzwaldvereins erschien. Schon ein Jahr nach dessen Gründung, 1865, hatte der in Freiburg wohnende Arzt und Privatgelehrte Carl Wilhelm Schnars (1806–1879) seinen „Führer durch den Schwarzwald“ vorgelegt, der in vielzähligen Auflagen erheblich zur Popularisierung dieses Gebirges beigetragen hatte.

Bussemers Führer knüpfte ein Vierteljahrhundert später an diese Breitenwirkung an, trug jedoch schon den vielsagenden Untertitel „Eine ein-, zwei- oder dreiwöchentliche Fuss- und Höhenwanderung“. Dies macht deutlich, dass er bereits um 1891/1892 die Vision eines auf lokalen Wanderwegen fußenden, durchgehenden Fern- und Höhenwanderwegs im Blick hatte. Verstärkt hat diese Idee dann ganz konkret der im Baden-Badener Schwarzwaldverein von Prof. Dr. Bünger am 4. Mai 1894 gehaltene Vortrag über „Die Höhenwege des Schwarzwaldes“.

Der „Höhenwanderweg von Pforzheim nach Basel“

Die Hauptversammlung des Schwarzwaldvereins vom 27. Mai 1900 in Bad Säckingen beschloss die Einsetzung einer Höhenwegskommission, der auch Philipp Bussemer angehörte, und bereits sechs Monate später war der Höhenwanderweg von Pforzheim nach Basel ausgewiesen. Alte Handelsrouten, Wirtschaftswege und Säumerpfade konnten dafür als Wege nachgenutzt werden, aber auch neue Schneisen wurden



Auf der „Westroute“ des Westwegs: Blick vom Belchen auf den südlichen Schwarzwald mit der Schweizer Alpenkette. Alwin Tötle um 1960, Landesstelle für Volkskunde Staufen, BA 2005/1597

durch den Wald gezogen. Am 20. November 1900 telegrierte Bussemer vom Belchen – einem der markantesten Schwarzwaldgipfel auf der Strecke – an den Geografen Ludwig Neumann in Freiburg, den damaligen Präsidenten des Schwarzwaldvereins, dass „[d]ie Vormarkierung der ersten und Haupthöhenstrecke Pforzheim-Basel beendet“ sei (Protokoll-Buch des Schwarzwaldvereins, Stadtarchiv Baden-Baden, Sign. C 139, Tageseintrag).

Gemeinsam mit dem Lehrer Fabrikanten Julius Kaufmann (1852–1937) hatte er in drei Etappen über 14 Tage hinweg eine durchgehende Strecke erkundet und damit die Erstbegehung des Fernwanderwegs unternommen. Beide Männer brachten zudem vorläufige Wegemarkierungen an – 750 „thalergroße mit Nummern versehene Bleche“ (Bussemer, 1901: 3). Im Nachgang wurden diese Vormarkierungen dann von den ortsansässigen Mitgliedern des Schwarzwaldvereins durch die seither bekannte Marke des Westwegs ersetzt, die liegende rote Raute auf weißem Grund.

Abbildung wird aus urheberrechtlichen Gründen in der Online-Version nicht angezeigt.

Programmankündigung der lokalen Tageszeitung, eingeklebt ins „Protokoll-Buch des Schwarzwaldvereins“, Stadtarchiv Baden-Baden, Sign. C 139, unpaginiert



Wanderer am Beginn der dritten Etappe (für Rüstige) zwischen Hundseck und Alexanderschanze, hier oberhalb von Breitenbronn bei Unterstmatt. Ausschnitt. Wilhelm Steinkopf, 1903, Landesstelle für Volkskunde Staufen, BA 2019/1-56

Um dies zu gewährleisten, wurde von der Höhenwegkommission ein System spezifischer Zuständigkeiten und Abläufe erstellt, das den Erhalt des Westwegs bis heute sichert.

Bereits 1902 legte Bussemer einen Wanderführer mit einer eingelegten Karte des Westwegs vor, eine Strecke, die er zwei Kategorien von Wandernden zuwies: „den ‚bequemen‘ und den ‚sehr rüstigen‘ Fußgängern“. Spricht er den bequemen Wanderer*innen in Summe zwölf Tage von Pforzheim nach Basel zu, so fordert er von den leistungsfähigen die Strecke in acht Tagen mit Laufzeiten von teilweise bis zu elf Stunden ein. Eine Tour, die aus heutiger Sicht als Tortur erscheint. Einladungen zu Wanderungen, die die Sektion Baden-Baden zu dieser Zeit für ihre Mitglieder ins nahe gelegene Murgtal organisierte, unterstreichen jedoch diese damals durchaus üblichen „Marsch“-Zeiten.

Der Höhenweg ist für alle Reisenden reich an Herausforderungen, und sie beginnen bereits im Nordschwarzwald, wo ein erster steiler Aufstieg aus dem Murgtal heraus zur Hornisgrinde führt – einer Zwischenstation auf dem Weg zur Alexanderschanze, der legendären Passhöhe am Kniebis.

Mit seinen im Höhenweg ausgewiesenen Wegstrecken lotet Bussemer vielerlei Grenzen aus – eine ist jene zwischen Zivilisation und Natur. Auch wenn der Schwarzwald zu kleinräumig und die menschliche Zivilisation dem Westweg zu nahe ist, als dass man hier von Wildnis sprechen könnte, gibt es Tagestouren, die ausschließlich im Wald verlaufen. Sie dürften mit fordernden Höhenprofilen und ausgewiesenen Tagesentfernungen von über 30 Kilometern oftmals auch rüstige Fußgänger*innen an ihre Grenzen geführt haben, belohnten dafür jedoch auch mit Abgeschiedenheit und Naturgenuss. Dies macht etwa Bussemers Beschreibung der vierten Tagestour für rüstige Fußgänger*innen (Kniebis-Alexanderschanze bis Hausach) deutlich:

„Nun kommt ein schwerer Tag. Eine volle Tageswanderung, wie man sie selten mehr im Schwarzwald findet, denn auf einer über 9-stündigen Wanderung wird kein Wirtshaus berührt. Es heißt also Proviant mitnehmen. Manchem wird dies ein Grauen erregen, viele aber auch werden es mit Befriedigung aufnehmen, dass dieser herrliche noch jungfräuliche, von der Kultur noch wenig beleckte Gebirgszug in den Haupthöhenweg mit eingezogen wurde“ (ebd.: 5).



Wandergruppe in der Schutzhütte auf der Teufelskanzel.
Vierte Etappe (für Rüstige) von der Alexanderschanze nach
Hausach. Ausschnitt. Wilhelm Steinkopf, 1903, Landesstelle
für Volkskunde Staufen, BA 2019/1-16

Zur Bewältigung solcher Herausforderungen waren die vom Schwarzwaldverein errichteten Schutzhütten für die Rast eine große Erleichterung, und bevor man sich etwa am sagenumwobenen Mummelsee in ein Kurhotel einquartierte – auf das Bussemer im Übrigen verweist (vgl. Bussemer, 1902: 7) – konnte man sich in einer „Schutzhütte auf der badisch-württembergischen Grenze“ stärken, wenn man den Weg nicht verlassen, sondern weiterziehen wollte.

Auch territoriale Grenzen überquert oder tangiert der Westweg: Im nördlichen und mittleren Schwarzwald jene zwischen dem Großherzogtum Baden und dem Königreich Württemberg, und am Ende des Weges die Grenze zur Schweiz.

Wie Bussemer dies für die Sektion Baden-Baden seit 1885 tat, so setzte auch der Badische Schwarzwaldverein Bildpostkarten als Werbeprodukte ein – insbesondere auch für Wegmarken des Höhenwegs Pforzheim-Basel.

Mit dem Feldberg erreicht(e) man schließlich den höchsten Punkt des Höhenwegs, der sich 1900 hier in eine westliche Route absplattet, die am Ende über

Lörrach nach Basel verläuft, und in eine östliche, die sich alternativ über das Herzogenhorn und durch das Wiesental nach Basel zieht und ein Jahr später fertig ausgewiesen und markiert worden war. Heute trennt sich der Westweg bereits vorher, in Titisee. Wie andere Arrondierungen des Weges ist dies ein Zugeständnis an die Bedürfnisse heutiger Konsument*innen.



Grenze im Wald: links der Grenzpfahl des Großherzogtums Baden, rechts jener des Königreichs Württemberg. Ausschnitt. Hermann Schwarzweber, 1930er-Jahre, Landesstelle für Volkskunde Staufen, BA 2013/438

Sehnsucht nach Höhe und Ferne

Die Sektionen des Schwarzwaldvereins machten den Wald über das ausgewiesene Wegenetz auch nicht Ortsansässigen zugänglich, und insbesondere galt dies für den Höhenweg Pforzheim-Basel, den Westweg, der über die Jahre eine zunehmende Anziehungskraft entfaltete. Diese „soziale Entgrenzung“ von Natur war jedoch von Beginn an nicht jedermanns Sache, denn immer wieder waren Entnahmen und Zerstörungen von Wegmarkierungen bemerkt und beklagt worden. Allerdings wurden diese Protestformen

nie systematisch ausgewertet, sodass nicht eindeutig ist, als wie repräsentativ ein Vermerk in den Monatsblättern des Badischen Schwarzwaldvereins gelten kann (vgl. Blatt 7, Juli 1901: 167), der davon berichtet, dass es kurz nach dem Abschluss der Markierungsarbeiten vereinzelt zu ablehnenden Handlungen Einheimischer kam, die die Bereitstellung „ihres“ Waldes für Wandernde verhindern wollten.

Die Öffnung und wegetechnische Erschließung des Waldes war für jene organisierten Bürger und Ver-



Blick vom Feldberg auf den 300 Meter tiefer gelegenen Feldsee, der größte Karsee des Schwarzwalds.
Alwin Töle um 1970, Landesstelle für Volkskunde Staufen,
BA 2004/13031-20

eine, die sie betrieben, ein positiver Akt, denn er machte den Gebirgswald jedermann zugänglich und als großes Erholungsgebiet nahbar. Dem Naturschutz jedoch, den der Schwarzwaldverein 1909 als satzungsmäßiges Vereinsziel verankerte, konnte er nur bedingt dienen, allenfalls werbend, indem er Natur gesellschaftlich in Wert setzte.

Wandernden war der Westweg von Beginn an Herausforderung, Abenteuer, Erlebnis und Genuss. Der Weg über und durch den Wald wurde als Transfer in eine unverbrauchte, freie Natur erfahren. Das jedoch war mehr eine soziale Naturerfahrung, denn sie bestand aus dem Erleben einer Gegenwelt zum Alltag und in der Bereitstellung einer Energieressource für das zehrende Leben anderswo. Diese Dualität lag seit Anfang an in ihm. Auch in anderer Hinsicht, denn von Beginn an leiteten und kanalisierten ausgewiesene Wege und Pfade die Wandernden – zunächst, um ihnen Orientierung zu geben, dann aber auch zum Schutz der Natur vor den Wandernden. Diese Schneisen, Wege und Straßen in und durch den Wald, die Wegführung

auf den Höhenzügen des Waldkammes sowie die Errichtung von Aussichtsplattformen haben die populäre Wahrnehmung des Schwarzwalds als Landschaft gelenkt und verändert. Durch die organisierte Zuführung von Touristenströmen auf der Suche nach dem Anderen – Unzivilisiertheit, Unordnung, Dunkelheit und Stille – nahm man dem Wald jedoch zugleich, was man darin zu finden hoffte: seine letzte Wildheit. Und zwingendermaßen, aber eben auch bezeichnenderweise, ist der Natur- ein Transferraum und beginnt der Fernweg über den Schwarzwald in Pforzheim, um an den urbanen Grenzen der Stadt Basel zu enden.

Bussemer, Philipp: Der Schwarzwald von Baden-Baden bis zur Schweizer Grenze nebst Hegau und Kaiserstuhl. Eine ein-, zwei- oder dreiwöchentliche Fuss- und Höhenwanderung. 2. A. Baden-Baden 1893.

Bussemer, Philipp: Touristen-Karte des Schwarzwaldes. Unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet von Philipp Bussemer. 1:200.000. Von Weissenburg-Karlsruhe bis Basel und Von Ludwigsburg-Stuttgart bis Konstanz. Baden-Baden, o. J., wohl 1895.

Bussemer, Philipp: Die Thätigkeit der Höhenwegsbezeichnungs-Kommission. In: Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins, 4. Jg., Nr. 1, Freiburg 1901, 1–10.

Bussemer, Philipp: Der Höhenweg von Pforzheim – Basel, mit einem Übersichtskärtchen des Schwarzwaldes. Baden-Baden 1902.

Bussemer, Philipp (Hg.): Der Schwarzwald von Baden-Baden bis zur Schweizer Grenze nebst Kaiserstuhl, Donautal, Hegau und Bodensee. Eine ein-, zwei- oder dreiwöchentliche Fuss- und Höhenwanderung; sowie achttägige Wagentour, mehrtägige Automobil- u. Radtour durch den Schwarzwald und eine Beschreibung der Höhenwege Pforzheim – Basel und Pforzheim – Waldshut. Baden-Baden 1912.

Kaschuba, Wolfgang: Die Fußreise. Von der Arbeiterbewegung zur bürgerlichen Bildungsbewegung. In: Bausinger, Hermann (Hg.): Reisekultur. Von den Pilgerfahrten zum modernen Tourismus. München 1991, 165–173.

Neumann, Ludwig: Zur Geschichte des Schwarzwaldvereins. In: Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins, Jg. 1, Freiburg 1898, 86–94.

Rumpf, Dagmar: Pionier des Westwegs. Vor 100 Jahren starb Philipp Bussemer. In: Der Schwarzwald. Die Zeitschrift des Schwarzwaldvereins, Freiburg 2/1918, 14 f.

Schnars, Carl Wilhelm: Führer durch den Schwarzwald. Mit vier Karten und einem Panorama vom Feldberg. Freiburg 1865.

Selheim, Claudia/Kammel, Frank Matthias/Brehm, Thomas (Hg.): WanderLand. Eine Reise durch die Geschichte des Wanderns. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums. Nürnberg 2018.

Archivalien:

Protokoll-Buch des Schwarzwaldvereins Sektion Baden-Baden, unpaginiert. Stadtarchiv Baden-Baden, Sign. C139



► Exploration per pedes – (Zu)Gänge zu, in und um Neckarwestheim als Forschungsfeld

Karin Bürkert

(Zu)Gang über die Reblandstraße

Als Markus Speidel und ich die Mehrzweckhalle in Neckarwestheim an jenem Abend im April verließen, war die Luft frühlingshaft lau und es war immer noch hell. Gerade hatten wir unser geplantes Forschungs- und Ausstellungsprojekt dem Gemeinderat vorgestellt. Ein (temporäres) Pop-up-Museum wollen wir in Neckarwestheim realisieren, in der Gemeinde mit dem bis April 2023 letzten aktiven Atomkraftwerk in Baden-Württemberg. Geld würden wir keines brauchen, betonten wir, eine mögliche Frage durch den Gemeinderat vorwegnehmend, denn das Projekt wird durch die VW-Stiftung finanziert.¹ Die Stiftung will mit ihrer Förderung kleine Fächer unterstützen, die gesellschaftsrelevantes Wissen in die Öffentlichkeit tragen. Dieses gesellschaftsrelevante Kulturwissen über Umbrüche, Umbau und Unsicherheiten im Zu-

¹ Der Strukturverbund „KulturWissen vernetzt. Kooperative Strukturen in kulturwissenschaftlicher Forschung, Lehre und Wissenstransfer“ (2021–2027) wird in der Förderlinie „Weltwissen – strukturelle Förderung für kleine Fächer“ finanziert. Beteiligt sind das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Freiburg mit dem Zentrum für Populäre Kultur und Musik, das Badische

Ansicht der Reblandhalle. Quelle: Gemeinde Neckarwestheim <https://www.neckarwestheim.de/freizeit-tourismus/reblandhalle/allgemeines-ueber-die-halle> (Zugriff: 14.4.2023)



sammenhang mit der gegenwärtig postulierten „Zeitenwende“ wollen wir – das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Kooperation mit der Abteilung Populär- und Alltagskultur des Landesmuseums – in den nächsten zwei Jahren in Neckarwestheim gemeinsam mit den Bürger*innen dort erheben und öffentlichkeitswirksam vermitteln.

Die Gemeinderatssitzung fand im Krisenmodus statt, denn die Pandemie verlangte immer noch zwischenmenschlichen Abstand, der sich in der Reblandhalle besser einhalten ließ als im Ratssaal der Gemeinde. Und damit waren wir bereits mittendrin im Forschungsfeld rund um die Frage nach Krisenfestigkeit und Umgang mit Veränderung, als wir die Halle betraten. Von deren beeindruckender Größe, Architektur und Ausstattung werde ich jedoch ein andermal

Landesmuseum mit dem Referat Volkskunde und der Außenstelle Staufeuerturm sowie das Landesmuseum Württemberg mit der Landesstelle für Alltagskultur und das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. Mehr dazu unter <https://www.alltagskultur.info/kulturwissen/> (Zugriff: 13.12.2022).

Das neue Rathaus in Neckarwestheim am Marktplatz. Quelle: Gemeinde Neckarwestheim <https://www.neckarwestheim.de/rathaus-service/verwaltung/kontakt-oeffnungszeiten> (Zugriff: 14.4.2023)



berichten, denn es geht hier nicht um stationäre Aufenthalte, sondern um den Fußweg „als Erkenntnisinstrument“ (Windmüller, 2013: 432), das „Gehen als Form des Denkens und Fühlens“ (Tschofen, 2013: 73), den „Geh- als den Königsweg der Feldforschung“ (Warneken, 2001: 3). Und so machten wir uns nach unserer Projektvorstellung auf den Weg, um den Ort zu erkunden, mit dem wir uns die nächsten Monate beschäftigen sollten.

Vom Parkplatz der Reblandhalle führt eine gleichnamige Straße hoch Richtung Ortsmitte. Immer wieder wandten wir uns beim Hinaufgehen um, schauend, ab welchem Punkt man das Kernkraftwerk sehen kann. Die Wasserdampfwolke zur einen und der Kirchturm zur anderen Seite sollten unsere Orientierung auch in der Zukunft immer wieder lenken, wobei die Wolke unsere Aufmerksamkeit zunächst mehr fesselte. Was bedeutete sie für den Ort und seine Bewohner*innen? Hatte sie tatsächlich eine Symbolkraft, die über ihre technische, ökologische und wirtschaftliche Bedeutung hinauswies? Und – wie lange würde sie noch zu sehen sein? Damals, im April 2022, ging man noch von ihrem Verschwinden im Dezember desselben Jahres aus ...

Wir änderten unsere Blickrichtung und wandten uns wieder nach vorne, dem Ort mit seinen ca. 4200 Einwohner*innen zu. Sie sollten im Mittelpunkt unserer Forschungen stehen – ihre Lebenswelt mit und ohne Kernkraftwerk oder vielmehr mit und ohne „Wolke“ wollten wir ins Zentrum unserer Fragen setzen, denn der Rückbau des Kraftwerks würde Jahrzehnte dauern, die Lagerung radioaktiver Rückstände einbe-

griffen. Mit diesen Gedanken machten wir uns auf unseren Weg, bewusst, dass wir unseren Blick nicht zu sehr von der Wolke in unserem Nacken lenken lassen sollten, um offen für die Innensicht der Gemeinde auf ihre Vergangenheit und Zukunft zu blicken. Und doch war dieses erste Gehen bestimmt von der Suche nach Auffälligkeiten, die die Auswahl unseres Forschungsortes legitimieren könnten. Wir suchten auf unserem Spaziergang nach den Besonderheiten des Dorfes, die sich infolge der Ansiedlung des Gemeinschaftskernkraftwerks – so der offizielle Name – dort materialisiert haben könnten. Diese Besonderheiten zeigten sich uns auf der Reblandstraße vor allem in Form einer Infrastruktur, die wir als überdurchschnittlich empfanden. Diese Straße und die benachbarte Hauptstraße führen vorbei an einem Gasthof, einem Gesundheitszentrum und einem Altenheim. Oben angekommen, stehen sich altes und neues Rathaus gegenüber – das neue wurde architektonisch unverkennbar in den 1980er-Jahren gebaut.

Der Marktplatz ist gesäumt von einem Café, einer Tierarztpraxis und einem Nahversorgungsladen, der fast rund um die Uhr geöffnet haben soll.² Beeindruckt gingen wir weiter Richtung Kirche, den historischen Ortskern suchend. Hier sieht man die Wolke nicht, hier kann man sie vergessen, hier ist es wie überall. Die Kirche ist umgeben von einem Bestand an historischen Fachwerkhäusern, wie sie typisch für Südwestdeutschland sind. Die Gassen werden enger, die Sicht ist begrenzt auf alte Scheunen und Wohnhäuser, teils sind sie baufällig. Unser Weg führte uns wieder nach unten, Richtung Reblandhalle, durch ein Wohngebiet – vorbei an einem Kindergarten (einem von vier, ne-

2

Mittlerweile mussten sowohl der Laden als auch das Café wieder schließen. Die üblichen aktuellen Probleme – Personalmangel, fehlende Kaufkraft und gar Vandalismus – werden als Gründe angegeben. Bis 2017 befand sich im Keller des Rathauses die „Uranium-Bar“, die aus Gründen des Brandschutzes schließen musste.

Blick auf Schloss Liebenstein. Quelle: Heilbronner Land.
<https://www.heilbronnerland.de/poi/schloss-liebenstein>
 (Zugriff: 14.4.2023)



Hybridkühlturm des Kernkraftwerks



ben zwei Krippen) und dem einfallsreich umgebauten alten Schulhaus, das heute als Versammlungsort der Landfrauen dient. Von da an staunten wir wieder über großzügig gebaute Wohnhäuser, die linker Hand an idyllische Weinberge und das Schloss Liebenstein angrenzen, und blickten nach unten auf das weitläufige Schulzentrum mit Grundschule, Sportanlagen und der Reblandhalle. Menschen begegneten wir an diesem Abend kaum. Im Wohngebiet werkelte jemand an seinem Auto und grüßte flüchtig, ansonsten war es still.

Dieser erste Spaziergang war getrieben von der Suche nach Besonderheiten, die wir im Nachhinein kritisch reflektieren mussten, denn Wahrnehmung ist auch von Typisierung gesteuert (vgl. Rolshoven, 2017: 102), groben Einordnungen, die den gebauten Raum und seine Bedeutung fassbar machen, die aber gleichzeitig auch pauschalisierend und limitierend wirken können (vgl. Windmüller, 2013: 432).

„Die empirische Annäherung in kleinen Schritten“ (Rolshoven, 2017: 107) erwies sich jedoch in der Folge noch als äußerst fruchtbarer Zugang und war uns gleichermaßen, wie Johanna Rolshoven es fasst, analytische Kategorie, Wahrnehmungstechnik und Forschungsinstrument (ebd.: 108).

(Zu)Gang um das Kernkraftwerk herum

Der erste Feldforschungsaufenthalt mit Studierenden des Ludwig-Uhland-Instituts³ fand an einem Samstag Ende November 2022 statt. Die bundesweite Anti-Atomkraft-Initiative „runterfahren“ hatte eine Blockade des Kernkraftwerks für diesen Samstag angekündigt.

³ Im Rahmen des Strukturverbundes „KulturWissen vernetzt“ sind jeweils Lehrforschungsprojekte in Tübingen und in Freiburg angegliedert, die in verschiedenen Feldern zur Fragestellung nach dem Umgang mit Transformation in rurbanen Räumen forschen.

Als wir gegen halb zehn mit dem Auto den gewohnten Weg von der B 27 ab in Richtung Neckarwestheim einbiegen wollten, war die Straße bereits von der Polizei abgesperrt. Verunsichert fuhren wir an der Einfahrt vorbei und wendeten. Ein ortskundiger Student schlug vor, „von hinten“ über Feldwege an das Schulzentrum heranzufahren und dort – unbehelligt von der Polizei – zu parken. Wir fühlten uns abenteuerlich und trickreich, als wir uns auf dem laubbedeckten Waldweg nach unten schlängelten. Später erfuhren wir, dass wir einfach an der Sperre hätten angeben müssen, zur angemeldeten Mahnwache zu wollen, um durchgelassen zu werden. So machten es wenigstens die routinierten Atomkraftgegner*innen aus dem Umland, die uns später über den Unterschied zwischen Mahnwache (angemeldet) und Blockade (unangemeldet) aufklärten. Weil wir so beflissen noch nicht waren, mussten wir uns unserem Forschungsfeld zu Fuß vom Schulzentrum aus – also vom Ortseingang her – auf der nach unten zum Kernkraftwerk abfallenden Straße nähern. Und wieder erwies sich das Gehen in vielerlei Hinsicht als gewinnbringender Zugang zum Feld: Wenn es auch hier nicht, wie sonst üblich auch Protestpraxis war – wie wir später noch sehen –, so konnten wir uns doch zu Fuß einen guten Überblick über die verschiedenen Stationen dieses Protests rund um das Kernkraftwerk verschaffen. Durch die Langsamkeit der Fortbewegung erfuhren wir das Gelände in seinen Details und seiner besonderen Atmosphäre zwischen Spazier- und Wanderweg, landwirtschaftlicher Nutzung und stacheldrahtumzäuntem Sicherheitsbereich. Diese besondere Atmosphäre übrigens hat einen Wanderweg überregional berühmt

Protest am Parkplatz „Schöne Aussicht“



Betonzaun mit Stacheldraht um das Kernkraftwerk



gemacht, von dem man in den Medien als einem „der kuriosesten Fußwege Deutschlands“ liest (ntv.de, 2009).

„Ein ausgewiesener Wanderweg verläuft an dieser Stelle zwar nicht mehr. Jedoch garantiert ein altes Wegerecht jedem freien Durchgang, der von Neckarwestheim am Fluss entlang ins benachbarte Gemrigheim gelangen möchte. Nach einigen Hundert Metern steht man zunächst vor der mit Stacheldraht bewehrten Betonmauer des Gemeinschaftskernkraftwerks (GKN). Aber wer einen kleinen Abwasserkanal überspringt und sich bis ans Tor traut, den belohnt ein rot-verblichenes Schildchen: ‚Benutzer des Uferwegs bitte läuten‘“ (ebd.).

58

Diesen Wanderweg hätten wir heute natürlich besonders gerne genutzt, aber das mussten wir auf einen späteren Feldforschungstag verschieben, denn an diesem Protesttag war er gesperrt. Ich vermutete, dass er seit Ausbruch des Krieges in der Ukraine und damit erhöhten Sicherheitsvorkehrungen rund um sämtliche kritische Infrastrukturanlagen grundsätzlich gesperrt wäre, aber dank eines alten Wegerechts für den ursprünglich als Treidelpfad genutzten Weg ist der Durchgang bis heute möglich.

Zurück zum Protest. Bisher konnten wir vom Kraftwerk nur die Wolke sehen, die sich aus von Baumreihen gesäumten Äckern hervorhob. Bevor der Weg leicht abfiel und der Betenzaun des Kernkraftwerks begann, sahen wir schon von Weitem einen Mann, der gerade dabei war, einen Campingtisch auszuklappen und Kisten darauf auszupacken. Während wir uns näher-

ten, hatten wir genügend Zeit, unsere Vorstellung als Forschende vorzubereiten, uns also körperlich wie geistig an den ersten Forschungskontakt anzubahnen. Er erklärte uns, dass er die erste von insgesamt drei Mahnwachen hier aufbaue, die vom Bund der Bürgerinitiativen Mittlerer Neckar e. V. organisiert sei. Wir unterhielten uns eine Weile, tauschten Kontakte aus und gingen weiter.

Hinter einer kuppelartig angelegten Wiese, die mit Laubbäumen gesäumt war, erhoben sich die massigen, halbrunden und zylinderförmigen Gebäude des Kernkraftwerks, deren Funktion wir laienhaft zuzuordnen versuchten. Ihre tatsächliche Größe war nur schwer abzuschätzen, weil unklar ist, wie tief der Baugrund – die Grube eines ehemaligen Steinbruchs – hinter der Wiese tatsächlich liegt. Auf der Wiese stehen in regelmäßigen Abständen kleine Schilder der EnBW⁴, die darauf hinweisen, dass Unbefugten das Betreten des Geländes verboten ist. Viel deutlicher drückt dies ein massiger Betenzaun aus, der hier beginnt und besser als durchbrochene Mauer aus Betonsäulen zu beschreiben ist, der nach oben hin mit einer gerollten Stacheldrahtbarriere abschließt. Der schmale Fußweg verläuft direkt an diesem Zaun entlang – rechts erstreckt sich also über ca. zwei Kilometer das Kraftwerksgelände und links verläuft die Zufahrtsstraße zur Gemeinde. Dahinter liegen weitläufige landwirtschaftliche Nutzflächen aus fruchtbarem Lößboden, die in ein Wäldchen am hügeligen Horizont übergehen, und weiter im Nordwesten hinter uns die Weinberge und das Schloss Liebenstein. Auf diese Weise gehend war ich zwiegespalten zwischen dem Eindruck einer typisch ländlichen Kulisse, die

⁴ Energie Baden-Württemberg AG.

Blockade des GKN durch die Aktion „runterfahren“ am 26.11.2023



Das Kernkraftwerksgelände ist hinter dem Hügel versteckt







RECKBISSINGERS
Wien wird immer für Sie da...
RECKBISSINGERS
KARL-FEL-AUTOMAT
KARL-FEL-AUTOMAT



sich vor dem strahlend blauen Herbsthimmel abhob und das Gefühl eines Wochenendspaziergangs⁵ aufkommen ließ, und der respektinflößenden Nähe dieses machtvollen Stromproduzenten auf der anderen Seite, dessen Gefahrenpotenzial durch die massive Sicherheitsarchitektur vor Augen geführt wurde und gleichzeitig durch das unübersehbare Zusammenspiel der verschiedenen riesenhaften Gebäudekomplexe eine unerschütterliche und in jeder Hinsicht überlegene Ruhe ausstrahlte. Das sonntägliche Spaziergangsgefühl wich also der aufgeregten Neugierde, die der große Zaun neben mir und der Blick auf die nächste Mahnwachenstation auslösten.

Was wir jetzt vor uns sahen, belustigte uns dann aber auch.

Auf der dem Kernkraftwerk gegenüberliegenden Straßenseite steht Beckbissingers Kartoffelautomat, den eine riesige Gabel auf dem Dach mit einer aufgespießten Kartoffel ziert. Direkt neben dem Automaten war jetzt der Pavillon mit Anti-Atomkraft-Bannern der zweiten Mahnwache aufgebaut. Aber warum ist dieses Bild eigentlich so kurios, ging es mir durch den Kopf, als wir uns dem Szenario langsam näherten. Beim Gehen hatte ich mehr Zeit, dieses Bild zu erfassen und darüber nachzudenken, und ich wurde mir des Bruches bewusst zwischen der Alltäglichkeit der Kartoffel, deren Banalität überzeichnet wird durch ihre überdimensioniert auf dem Automatendach thronende Präsenz, und der Außeralltäglichkeit des Kernkraftwerks mit seinem radioaktiven Gefahrenpotenzial. Durch die Protest-Performanz der Mahnwache wurde dieser Widerspruch zwischen potenzieller

⁵ Dass das Gehen in und um Neckarwestheim von uns eher mit Spaziergängen assoziiert wird und wir uns dabei nie als Flaneure gefühlt haben, sagt im Übrigen schon viel über die selbstverständliche Verortung der Gemeinde in einem ruralen Kontext aus, obgleich manche „Möblierung“ und Architektur in der Gemeinde – bspw. die Reblandhalle oder der hypermoderne Ratssaal im Rathaus – so gar nicht „typisch ländlich“ wirken.

⁶ Namen sind pseudonymisiert.

Gefahr für Leib und Leben und der Werbung für ein alltägliches Lebensmittel noch deutlicher. Zusätzlich prallen hier Imaginarien von Ländlichkeit bzw. Landwirtschaft und Moderne bzw. Hochindustrialisierung aufeinander.

An der Mahnwache angekommen, unterhielten wir uns mit den Aktivist*innen der Initiative „ausgestrahlt“, die teils von Hamburg hierhergekommen waren, lauschten aber auch den Erklärungen der Polizisten, die ihr hohes Aufgebot fast entschuldigend erklärten. Man müsse auf das vage formulierte Vorhaben einer Blockade eben entsprechend auf alle Eventualitäten reagieren können. Die Aktivist*innen nahmen diese Erklärung fast verständnisvoll an, man kommunizierte ruhig und einvernehmlich miteinander. Ein Polizist erklärte die Straßensperre, die uns am Morgen abgehalten hatte, zum Schutz der Demonstrierenden, die dadurch ungehindert vom Verkehr die Bundesstraße überqueren könnten. Und das taten wir dann auch und verließen die Mahnwache – unbeirrt vom sonst mindestens 70 km/h schnellen, die Straße beherrschenden Verkehr. Zurück auf dem gegenüberliegenden schmalen Fußweg am Kernkraftwerk entlang gingen wir Richtung Kirchheim zur dritten Mahnwache, die nahe der Einmündung zur Zufahrtsstraße nach Neckarwestheim am Wanderparkplatz „Schöne Aussicht“ positioniert war. Der Weg steigt in diese Richtung an und das Kernkraftwerk lag jetzt in unserem Rücken. Oben hatten Mitglieder einer Ludwigsburger Bürgerinitiative einen weiteren Pavillon mit Infomaterial und Thermoskannen aufgebaut.

Bevor wir den Stand erreichten, kamen uns jedoch ein Mann und eine Frau mit entschiedenen Schritten entgegen und versperrten uns mit fragenden Blicken den Weg. Etwas eingeschüchtert von dieser offensichtlichen Skepsis fühlten wir uns aufgefordert, unsere Anwesenheit zu erklären. Günther und Sandra,⁶ die sich daraufhin ihrerseits erklärten, gehörten nicht zu den lokalen Bürgerinitiativen, sondern zur Initiative „runterfahren“ und hatten die Blockade, die an diesem Tag stattfinden sollte, mitorganisiert. Die beiden sind „alte Hasen“ auf dem Gebiet der Anti-Atomkraft- und Castor-Demonstrationen. Sie berichteten uns von ihren Erfahrungen und ließen sich von uns ein paar alltagskulturelle Organisationsdetails entlocken: Wie kommuniziert man mit der Polizei und wie funktioniert die Zusammenarbeit mit Anwohner*innen und Landwirt*innen vor Ort – und: Wo geht man eigentlich aufs Klo? Dann war es langsam Zeit, sich wieder auf den Rückweg zu Tor 1 zu machen, wo die Blockade bald stattfinden sollte. Der Rückweg bot den Überblick über das Kernkraftgelände und die Gemeinde

im Hintergrund – Gegensatz oder Symbiose, fragte ich mich beim Gehen.

Natürlich waren wir immer noch viel zu früh, als wir am Parkplatz von Tor 1 ankamen. Warten gehört schließlich auch zu den alltäglichen Protestpraktiken, vor allem von denjenigen, die nicht zum engeren Kreis der Protestierenden gehören. Dazu zählten hier auch die Journalist*innen, die sich bereits mit Kameras, Mikrofonen und Notizbüchern am Eingang des Parkplatzes postiert hatten. Nach einer weiteren halben Stunde war es endlich so weit. Die Entourage der Blockade-Aktivist*innen rollte an. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie kamen nicht zu Fuß, so wie wir das erwartet hatten. Sie waren von der Polizei angewiesen worden, direkt mit ihren Autos auf dem Parkplatz vorzufahren. So bot sich das skurrile Bild von VW-Bussen und Pkws voller Öko-Aktivist*innen, die für ihren Protest direkt vor Ort parken durften und mit ihren Strohsäcken und Isomatten bepackt aussteigen. Kurz darauf verwandelten sie den Platz vor dem Tor in eine Protestlocation. Instrumente wurden ausgepackt, die Strohsäcke zum Sitzen ausgebreitet, der Proviant und Jonglierbälle zum Zeitvertreib hervorgeholt. Man richtete sich ein für eine mehrstündige Blockade, die den Schichtwechsel der Kernkraftarbeiter*innen überdauern sollte.

Wir beobachteten die Aktion noch eine ganze Weile und lauschten dem extra für diesen Anlass komponierten Protestsong „Zeit erspar’n und runterfahr’n“.⁷ Es wurde applaudiert, die Stimmung unter den ca. 100 Protestierenden war freundlich aufgeheizt. Entschlossen, aber ruhig und friedlich, besetzten sie den Platz vor dem Tor und zeigten Präsenz – mehr, das wussten sie auch, konnten sie nicht tun. Wie wir, standen der Sitzblockade ca. 50 Menschen gegenüber, die den Protest unterstützten oder vielleicht auch nur neugierig beobachteten. Wir unterhielten uns mit einigen von ihnen – keine*r davon kam aus Neckarwestheim. Bis auf den Bürgermeister, der das Geschehen aus der Ferne begutachtete und sich mit den Polizisten unterhielt. Wir fragten uns, wo die schaulustigen Jugendlichen aus dem Ort blieben: Waren ihnen der Protest und das Polizeiaufgebot direkt vor der Haustür egal oder waren sie das schlicht gewohnt? Wir würden es in unseren weiteren Forschungen herausfinden müssen ... Und dann, kurz bevor wir zum Auto zurücklaufen wollten, begegneten wir doch noch vier jungen Männern aus Neckarwestheim, die die Neugier zu einem Spaziergang zum Kernkraftwerk bewegt hatte. Ob sie sich zu den Protestierenden gesellen wollten, fragten wir sie. Entschieden verneinten das die jungen Männer und erklärten, sie seien

hier, um sich das Polizeiaufgebot anzuschauen. Den Protest belächelten sie und bedauerten das nahende Ende der Stromproduktion durch das Kernkraftwerk. Man werde die Wolke vermissen, die für sie und ihr Umfeld zum „Wahrzeichen Neckarwestheims“ geworden sei.

Größer könnte der Gegensatz nicht sein zwischen den Menschen und ihren Auffassungen, die uns an diesem Tag begegnet waren. Der Diskurs von der gespaltenen Gesellschaft schien sich hier vor unseren Augen zu abzuspielen. Mit diesem Gefühl verließen wir den Schauplatz der Blockade und liefen – wieder am Kernkraftwerk vorbei – auf dem schmalen Fußweg Richtung Gemeinde und Parkplatz zurück. Dieser Fußweg, nah am Betonzaun entlang, war nun auch sichtlich Teil des Protestensembles geworden. Etwa alle 50 Meter hatten die Aktivist*innen mit roter Farbe das Wort „Abschalten“ auf den Weg geschrieben. Dass das Kraftwerk trotz dieser Aufforderung und auch von der Blockade ungehindert und unbeirrt weiterlief, bewies die lange Autoschlange, die uns auf dem Weg zurück zur Gemeinde begleitete. Es waren die Mitarbeiter*innen des Kraftwerks, die das Gelände zum Schichtwechsel durch ein anderes Tor verlassen hatten und ungehindert von der Blockade von der Polizei auf den Nachhauseweg eskortiert wurden. Der Protest, der auf dem Fußweg durch die rot aufgesprühte Aufforderung „Abschalten“ nachhallte, und die eskortierte Autoschlange der Werksarbeiter*innen auf der Straße neben uns verdeutlichte ein weiteres Mal die machtvolle Resilienz dieser Infrastruktur gegenüber den Protestpraktiken, deren Ohnmacht wir so gehend nachspürten. Und doch würde

⁷ Hier kann man sich davon einen Eindruck machen: <https://www.youtube.com/watch?v=g2CUtB5Nagc> (Zugriff: 13.12.2022).

das Kernkraftwerk bald abgeschaltet werden – hatten sich da nicht doch die Machtverhältnisse deutlich umgekehrt? Auf unserem Weg neben den riesenhaften Werksgebäuden wurde aber ebenso klar, dass deren Wirkmacht nicht einfach verschwinden würde. Nur: Wie würde sie sich verändern?

(Zu)Gang auf der Suche nach dem „Ortsgeist“

Auch unser nächster Besuch in Neckarwestheim war vom Gehen durch den Ort geprägt. Brigitte Popper, die Gemeindearchivarin und LUI-Absolventin der 1980er-Jahre, lud uns ein zu einer „Suche nach dem Ortsgeist“ Neckarwestheims, wie sie es nannte.

Wir ließen uns ein auf diese Suche nach dem Genius Loci – so die lateinische Bezeichnung für die philosophische bis esoterische Vorstellung von einem atmosphärischen Kern eines Ortes, den man im Zusammenspiel von Landschaft, Architektur, Menschen und Geschichte erspüren oder vielleicht auch aufnehmen bzw. sammeln könne (vgl. dazu Kozljanič, 2009: 12). Frau Popper forderte uns auf, jeweils einzeln – auch ohne unseren ständigen Begleiter, das Smartphone – durch einen selbst gewählten Teil der Gemeinde zu gehen und uns auf unsere sinnliche Wahrnehmung zu fokussieren. Stärker also noch als bei den Ortsgängen zuvor standen diesmal die Geräusche, Gerüche und Gefühle im Vordergrund, die das Gehen durch die Gemeinde evozierte. Und tatsächlich tat sich aus der Übung in der Zusammenführung unserer Wahrnehmungen eine Art Kern hervor, der unsere Forschungen weiter begleiten sollte und sich auch schon auf den vorangehenden Explorationen abgezeichnet hatte. Fast alle Studierenden berichteten von widersprüchli-

chen Wahrnehmungen und Gefühlen: zwischen Wein und Wolke, alt und neu, wohlhabend und typisch dörflich, pro und kontra Atomkraft, Einsamkeit und Geborgenheit, Natur und Industrie.

Das Gehen erwies sich in dieser explorativen Phase als gewinnbringendes Forschungsinstrument: Die kognitive Wahrnehmung konnte auf diese Weise ergänzt werden durch leibliche, emotionale und synästhetische Dimensionen der Rezeption. Die Langsamkeit der Fortbewegung ermöglichte eine tiefere Verarbeitung dieser Eindrücke zu ersten multiperspektivisch und durch Erfahrung angereicherten Forschungsfragen. So hatten wir uns auf diese Weisen gehend Hypothesen erarbeitet, die es in den nächsten Forschungsmonaten zu überprüfen und anzupassen gilt. Was wir im Gehen mit allen Sinnen körperlich, ästhetisch und kognitiv wahrgenommen haben, muss weiterhin kritisch hinterfragt werden, um nicht das „Mass an Vermitteltheit der Gefühle der Gehenden aus den Augen zu verlieren“ (Tschofen, 2013: 74).

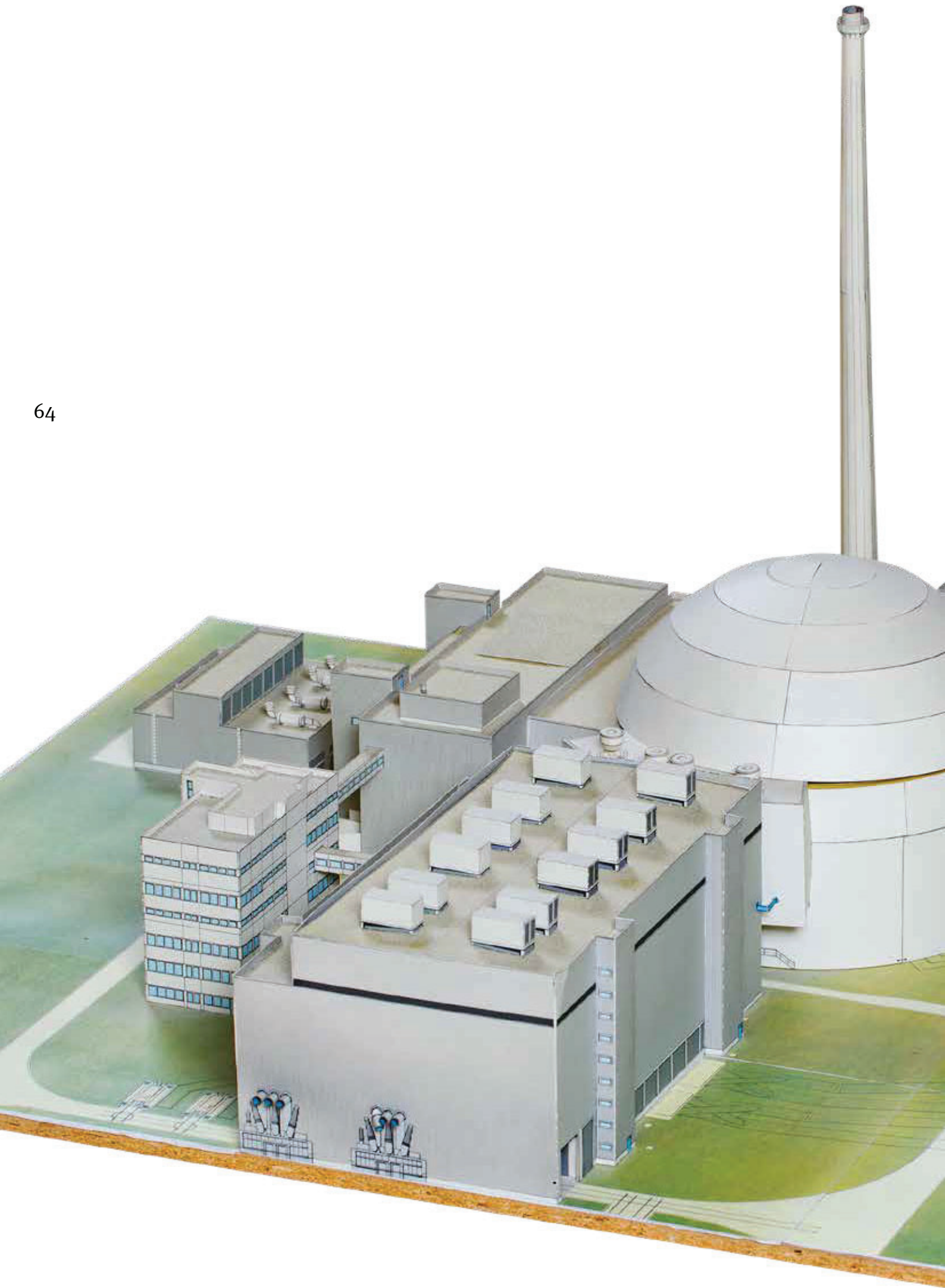
Es gilt jetzt die gewonnene Nähe zum Forschungsfeld aus dieser langsamen Annäherung nicht zu verlieren und dabei noch tiefer einzudringen, indem wir mittels Feldforschung lernen, durch die Augen der Akteur*innen vor Ort zu sehen und gleichsam wieder in Distanz zu gehen und uns Überblick und Weitblick durch wissenschaftliche Recherche und Kontextualisierung zu verschaffen und nicht zuletzt auch wieder körperlich mobil zu werden, um den dezentralen Ausläufern der aufgefundenen Diskurse und Praktiken an deren Austragungsorte außerhalb der Gemeinde zu folgen.

Tschofen, Bernhard: Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Raumpraxis. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109/1 (2013), 58–79.

Völpel, Daniel: Kurioser Fußweg: Wandern durchs Atomkraftwerk. ntv.de vom 17.8.2009. Quelle dpa. URL: <https://www.n-tv.de/reise/Wandern-durchs-Atomkraftwerk-article463398.html> (Zugriff: 08.12.2022).

Warneken, Bernd Jürgen: Zu Fuss? In: Becker, Siegfried u. a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster u. a. 2001, 3–10.

Windmüller, Sonja: Volkskundliche Gangarten – Bewegungsstile kulturwissenschaftlicher Forschung. In: Jöhler, Reinhard u. a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. Münster u. a. 2013, 424–434.



► „Ein Technikerlebnis für die ganze Familie“ – Werbung für Atomkraftwerke in den 1980er-Jahren aus dem J. F. Schreiber-Verlag

Kai Engelmann

65



Nach der nuklearen Katastrophe im japanischen Kernkraftwerk Fukushima beschloss die Bundesregierung im Jahr 2011 den Ausstieg aus der Atomenergie und den schrittweisen Rückbau der 17 deutschen Kernreaktoren (vgl. International Atomic Energy Agency – IAEA, 2014). Von solch einer Entscheidung war man rund 60 Jahre zuvor noch weit entfernt. Nach dem Zweiten Weltkrieg sollte Atomenergie vermehrt auch für friedliche Zwecke eingesetzt werden. Kostengünstiger Strom und neue Technologien sollten, so die damalige Auffassung, durch Atomenergie ermöglicht werden. Verglichen mit der Energiegewinnung durch Verbrennung von Kohle und Öl schien die Kernenergie zudem modern, emissionsarm und ressourcenschonend. Diese durchweg positive Betrachtung änderte sich erst zu Beginn der 1970er-Jahre, in denen eine große gesellschaftliche Debatte über Atomenergie entstand. Ihren ersten Höhepunkt erreichte diese in der Bauplatzbesetzung des Kernkraftwerks Wyhl von Februar bis Oktober 1975, welche als Beginn der deutschen Anti-Atomkraft-Bewegung gilt. Trotzdem hielt die Bundesregierung an der Kernkraft fest und baute diese sogar aus, was nicht zuletzt am Anstieg des Ölpreises 1974 lag. Die Folge waren zahlreiche Neubauten von Atomkraftwerken in der Bundesrepublik (vgl. Meyer, 2021: 10 ff.). Federführend war dabei die Kraftwerk Union AG (KWU) mit Sitz in Mühlheim an der Ruhr, einer gemeinsamen Tochtergesellschaft von Siemens und AEG, die am 1. April 1969 ihre beiden Kraftwerksabteilungen zusammenlegten. Die KWU plante, entwickelte und errichtete thermische Kraftwerke aller Art, machte sich aber vor allem in der Kernkraft einen Namen (vgl. Rudloff, 1982: 287). Zwischen 1969 und 1988 baute die KWU 18 Kernkraftwerke verschiedenster Typen. Neckarwestheim 2 war dabei die letzte fertiggestellte Anlage (vgl. Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, 2007: 162 ff.). Hierbei handelt es sich um ein Kraftwerk mit Druckwasserreaktor der Baureihe Konvoi, welche die KWU Anfang der 1980er-Jahre entwickelte. Wurde zuvor noch jedes Kraftwerk individuell geplant, gab es nun eine mehr oder weniger standardisierte Bauform, die letztendlich in drei Anlagen¹ realisiert wurde (vgl. International Atomic Energy Agency – IAEA, 2014). Aufgrund dieser Standardisierung prägt die Konvoi-Reihe heute die in Deutschland verbreitete Vorstellung des Erscheinungsbildes eines Atomkraftwerks (vgl. Klack, 2019: 40 f.).

Die massiv angewachsene gesellschaftliche Diskussion um Kernenergie und deren Nutzung führte 1975 zur Gründung einer Öffentlichkeitsabteilung der KWU. Das Ziel war nicht etwa, das Unternehmen und seine Produkte in einem günstigen Licht darzustellen. Vielmehr sollte die öffentliche Diskussion durch das Einbringen von Informationen und dem Know-how der KWU beeinflusst und bereichert werden (vgl. Rudloff, 1982: 294). Hierfür suchten die Mitarbeiter*innen der Abteilung 1983 eine Möglichkeit, die Konvoi-Kernkraftwerke der Öffentlichkeit zu präsentieren, deren Funktionsweise möglichst einfach zu erklären und so Ängste und Sorgen der Bevölkerung abzubauen. Man entschied sich für ein Modell einer Konvoi-Anlage, bei welchem Dächer und Zwischenböden herausgenommen und so den Interessierten mittels eines Spieleffekts Hintergründe vermittelt werden konnten (vgl. Thomas Pleiner/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020). Die ursprüngliche Idee hierfür die Firma Revell zu beauftragen, ein Modell aus Kunststoff zu produzieren, wurde aus Kostengründen verworfen (vgl. Engelmann/Albrecht, 2021). Auf der Nürnberger Spielwarenmesse waren die Verantwortlichen daraufhin auf ein Kartonmodell gestoßen, das genau die gewünschten Eigenschaften hatte. Die KWU war von der Möglichkeit beeindruckt, ein weitgehend zerlegbares und gleichzeitig authentisches Modell eines Kernkraftwerks aus dem kostengünstigen Rohstoff Karton zusammenbauen zu können. Anfang Mai 1983 wandte sich die KWU daraufhin an den J. F. Schreiber-Verlag in Esslingen am Neckar (vgl. Thomas Pleiner/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020).

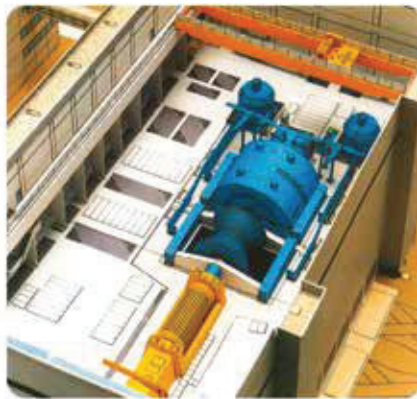
Das 1831 von Jakob Ferdinand Schreiber gegründete Unternehmen spezialisierte sich früh auf die Produktion von Kinder- und Jugendbüchern, wobei ein besonderes Augenmerk auf Schul- und Lehrbüchern lag. Die Lithographische Anstalt Schreibers wuchs schnell zu einem mittelständischen Unternehmen heran, das mehrere Lithografen, Drucker, Buchbinder sowie diverse Lehrlinge und Mädchen zum Kolorieren der Drucke beschäftigte. 1877 erwarb Schreiber zahlreiche Lithosteine der Lithographieanstalt Emil Roth aus Stuttgart (vgl. Fast/Burscheidt, 2004: 10 ff.). Mit diesen Steinen hatte sich Roth seit 1873 einen Namen als Drucker von Modellbaubogen gemacht. Insgesamt 50 Bogen von berühmten Bauten, wie etwa dem Lutherdenkmal in Worms, veröffentlichte das Unternehmen bis zum Verkauf an Schreiber (vgl. Nievergelt, 2001: 24). Derartige dreidimensionale Papiermodelle kamen erstmals in den 1860er-Jahren auf. Damals erschienen zunächst in Frankreich, bald aber auch in Deutschland in kurzen Abständen Modellbogen, die

¹ Bei diesen Anlagen handelt es sich um Isar 2, Emsland und Neckarwestheim 2.



Gesamtansicht der Anlage (Reaktorhaube und Maschinenhausdach abgenommen)

Overall view of plant (reactor dome and turbine building roof removed)



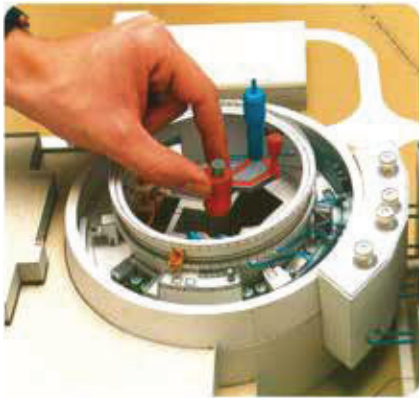
Blick auf den Turbosatz: Turbine (blau) und Generator mit Erregermaschine (gelb)

View of the turbine generator and generator with exciter (from above): Turbine (blue) and generator with exciter (yellow)



Nötrstromerzeuger Gebäude (von oben) mit einem der vier Notstromdieselmotoren

Emergency diesel building (from above) with one of the four emergency diesel units



Reaktordruckbehälter mit einem der vier Reaktor-Kühlkreisläufe

Reactor pressure vessel with one of the four reactor coolant loops



Dampfherzeuger (blau) mit Brennstoffwanne, Lagerbehälter und Lademaschine (orange)

Steam generator (blue) with fuel pool and refueling machine (orange)



Reaktor Gebäude (geschlossen)

Reactor building (opened)

„Da das fertige Modell [...] keine Zusammenhänge zwischen den dargestellten Komponenten, Systemen und Anlagenteilen vermitteln kann, soll die kleine Broschüre die prinzipielle Arbeitsweise eines solchen Kernkraftwerks vermitteln – damit der Bastler noch ein bisschen mehr von dem versteht, was er da gerade ausschneidet und zusammenklebt“

zunächst ausschließlich pädagogische Ziele verfolgten und somit vorrangig für Kinder bestimmt waren. Hergestellt wurden sie von einigen wenigen Firmen (vgl. Stopfel, 1987: 10), zu denen auch Emil Roth zählte. Durch den Ankauf der Roth'schen Steine erfolgte der Einstieg Schreibers in die Modellbaubogenproduktion. Das Unternehmen stellte für die Sparte bald auch eigene Lithosteine her und konnte so das Produktportfolio erweitern. Was die künstlerische Qualität und Präzision betraf, schlossen die Schreiber-Bogen schnell zur Konkurrenz auf (vgl. Nievergelt, 2001: 24). Nicht nur Bausätze von Gebäuden und Monumenten wurden vom Verlag produziert, sondern auch technische Modelle. Dabei wurde stets das Ziel verfolgt, „Großtaten der Technik Jugend und Volk nahe zu bringen“ (100 Jahre J. F. Schreiber-Verlag, 1931: 25). Diesem Motto blieb Schreiber in den folgenden Jahrzehnten treu. Es gilt auch für das Kartonmodell des Konvoi-Kernkraftwerks, was eine Werbeanzeige in „P. M. Mossleitners interessantes Magazin“ aus dem Jahr 1986 zeigt, in welcher der Bausatz als „Technikerlebnis für die ganze Familie“ beworben wird (vgl. Nievergelt, 2001: 44). In der Produktion von Papier- bzw. Kartonmodellen zu Werbezwecken hatte der J. F. Schreiber Verlag zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme mit der KWU bereits Erfahrung: Ende der 1960er-Jahre wurden mit dem Pharmaunternehmen Byk Gulden verschiedene Gebäudemodelle herausgegeben, die allesamt für das Marketing des Unternehmens bestimmt waren (vgl. Stopfel, 1987: 24 ff.). Modellbaubogen als Werbeträger zu nutzen, war jedoch keine Erfindung des J. F. Schreiber-Verlags und seiner Partner. Bereits in den 1920er-Jahren druckte die Firma Kellogg GmbH auf die Rückseite ihrer Cornflakes-Packungen Bastelbogen, womit das Unternehmen als einer der Vorreiter dieser Idee gilt (vgl. Nievergelt, 2001: 43).

Zur Erstellung eines geeigneten Kartonmodells für die KWU beauftragte der J. F. Schreiber-Verlag den Konstrukteur und Designer Thomas Pleiner, der zu diesem Zeitpunkt bereits schon einige Jahre als freier Mitarbeiter für das Unternehmen tätig war. Der gelernte Grafikdesigner war von Beginn an in die Gespräche eingebunden und konnte sich so eine genaue Vorstellung davon machen, welche Eigenschaften bei dem Modell vonseiten der KWU gewünscht wurden. Pleiner entwickelte daraufhin ein Modell im Maßstab 1:350, das aus 18 Bogen mit 1154 Teilen bestand (vgl. Abb. 1). Vom ersten Entwurfsstrich bis hin zum Druck der ersten Auflage benötigte er lediglich acht Monate, sodass der Modellbaubogen noch im Jahr 1983 veröffentlicht werden konnte. Auch für den J. F. Schreiber-Verlag war der Auftrag spektakulär. Ein Modell mit diesen Maßen, diesem Umfang und Detailreichtum

sowie der Möglichkeit, das Innere des Gebäudes zu betrachten, war für den Verlag eine absolute Premiere (vgl. Thomas Pleiner/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020). Im Angebot des Verlags tauchte das Modell jedoch nie auf. Es wurde somit ausschließlich von der KWU vertrieben (vgl. Engelmann/Albrecht, 2021).

Das fertiggestellte Modell fasziniert besonders durch die abnehmbaren Dächer des runden Reaktorgebäudes und des Maschinenhauses, wodurch detaillierte Einblicke in das Innenleben und somit in die Funktionsweise eines Atomkraftwerks ermöglicht werden. Zudem können einzelne Maschinenbauteile wie etwa der Reaktordruckbehälter herausgenommen und genauer in Augenschein genommen werden (vgl. Abb. 2). Ein zentrales Element für das Marketing der KWU ist die dem Modell beiliegende Broschüre, welche ein großes Poster beschreibt, das ebenfalls im Lieferumfang enthalten war (vgl. Abb. 3):

„Da das fertige Modell [...] keine Zusammenhänge zwischen den dargestellten Komponenten, Systemen und Anlagenteilen vermitteln kann, soll die kleine Broschüre die prinzipielle Arbeitsweise eines solchen Kernkraftwerks vermitteln – damit der Bastler noch ein bisschen mehr von dem versteht, was er da gerade ausschneidet und zusammenklebt“ (Städtische Museen Esslingen, JFS 700027).

Zudem enthielt der Bausatz einen Grundplan sowie eine detaillierte Bauanleitung, in welcher das Verwaltungsgebäude des Kernkraftwerks als Übungsbogen eingelegt war (vgl. ebd.). Das Modell wurde in Tragetaschen der KWU verteilt, in welchen u. a. auch „Atomkraft? Ja bitte!“-Aufkleber enthalten waren (vgl. Engelmann/Albrecht, 2021).

Die erste Auflage umfasste 5000 Exemplare und wurde von der KWU allen Energieversorgungsunternehmen – und damit potenziellen Kunden – der Bundesrepublik zur Verfügung gestellt. Zudem wurden Informations- und Besucherzentren der bestehenden Kernkraftwerke, Schulen, Berufsschulen und andere Bildungseinrichtungen mit einem Exemplar des Modells versorgt. Der große Erfolg zeigt sich in der zweiten Auflage, die bereits 1984 mit 100 000 Bogen erschien. Auch weltweit fand das Modell große Anerkennung, sodass zusätzlich noch 20 000 Stück in englischer Sprache gedruckt wurden. Hierfür benötigte der J. F. Schreiber-Verlag ca. 44,5 Tonnen Karton. Doch obwohl das Kernkraftwerksmodell in großer Stückzahl vertrieben wurde, erschien keine dritte Auflage. Mitte der 1990er-Jahre war es schließlich bei der KWU vergriffen

(vgl. Thomas Pleiner/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020). Ein Folgemodell in Form des Hauptprozessgebäudes der Wiederaufbereitungsanlage Wackersdorf wurde 1986 von der KWU in Zusammenarbeit mit Thomas Pleiner geplant und entworfen. Es wurde allerdings aufgrund der großen Protestwelle und des letztendlichen politischen Aus der Anlage nie veröffentlicht (vgl. Engelmann/Albrecht, 2021).

Die bereits erwähnten drei Konvoi-Anlagen – Isar 2, Emsland und Neckarwestheim 2 – gingen 1988 in Betrieb. Es sollte sich aber um die letzten in Deutschland gebauten Kernkraftwerke handeln (vgl. International Atomic Energy Agency – IAEA, 2014). Eine Hauptursache war dabei das Reaktorunglück von Tschernobyl am 26. April 1986, durch welches die Probleme und Gefahren einer Energiegewinnung durch Atomkraft stark ins öffentliche Interesse rückten (vgl. Meyer, 2021:

15). Durch die rückläufige Auftragslage und den Wahlsieg von Rot-Grün 1998 wurde der Neubau von Atomkraftwerken von Siemens 1999 komplett aufgegeben (vgl. Knop/Peitsmeier, 2011). Das eigentliche Ziel der Marketingkampagne der KWU – durch eine Aufklärung der Bevölkerung für Atomenergie zu werben und so weitere Atomkraftwerke des Modells Konvoi zu bauen – wurde verfehlt. Der Baubeginn der drei realisierten Kernkraftwerke erfolgte bereits vor der Veröffentlichung des J. F. Schreiber-Modells. Zum Bau von sechs weiteren geplanten Konvoi-Kraftwerken kam es nicht mehr (vgl. Thomas Pleiner/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020). Als Teil der Beruhigungskampagne während der Aufarbeitung des Reaktorunglücks von Tschernobyl spielte das J. F. Schreiber-Modell jedoch noch Ende der 1980er-Jahre eine bedeutende Rolle für die KWU und die Bundesregierung (vgl. Nievergelt, 2001: 44).

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit: Übereinkommen über nukleare Sicherheit. Bericht der Regierung der Bundesrepublik Deutschland für die Vierte Überprüfungstagung im April 2008. Berlin 2007.

Engelmann, Kai/Albrecht, Hansjörg (Moderatoren): III. Kartonmodellkonstrukteur Thomas Pleiner gibt uns Einblicke in seine Arbeit. In: Studio Gelbes Haus. Der Podcast der Städtischen Museen Esslingen, 01. Juli 2021. <https://open.spotify.com/episode/689liENA3s1GAUxmBod6sb> (Zugriff: 21.12.2022).

Fast, Kirsten/Burscheidt, Margret: Jakob Ferdinand Schreiber und sein Verlag, in: Pieske, Christa/Vanja, Konrad/Nagy, Sigrid (Hg.); Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Esslingen 2002, 7. Bd. Münster 2004, 9–20.

International Atomic Energy Agency – IAEA: Country Nuclear Power Profiles 2014 Edition. Germany 2014. [web.archive.org/web/20141001062929/http://www-pub.iaea.org/MTCD/Publications/PDF/cnpp2014cd/countryprofiles/Germany/Germany.htm](http://www-pub.iaea.org/MTCD/Publications/PDF/cnpp2014cd/countryprofiles/Germany/Germany.htm) (Zugriff: 21.12.2022).

J. F. Schreiber-Verlag: 100 Jahre J. F. Schreiber-Verlag. Esslingen 1931.

Klack, Gunnar: Kernkraftwerke. Bauaufgabe, Bautypen, Geschichte, in: Brandt, Sigrid/Dame, Thorsten (Hg.): Kernkraftwerke. Denkmalwerte und Erhaltungschancen. Nuclear Power Stations Heritage Values and Preservation Perspectives. ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees 68 (2019), 34–44.

Knop, Carsten/Peitsmeier, Henning: Siemens und die Kernkraft. Was bedeutet KWU? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.4.2011. www.faz.net/aktuell/politik/energiepolitik/siemens-und-die-kernkraft-was-bedeutet-kwu-1623666.html (Zugriff: 21.12.2022).

Meyer, Jan-Henrik: Kleine Geschichte der Atomkraft-Kontroverse in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Endlagersuche 71/21–23 (2021), 10–16.

Nievergelt, Dieter: Architektur aus Papier. Häuser, Kirchen, Monumente. Eine Welt im Kleinen. Lausanne/Winterthur/Esslingen 2000.

Rudloff, Werner: Öffentlichkeitsarbeit in der Investitionsgüterindustrie am Beispiel der Kraftwerk Union AG. In: Haedrich, Günther/Barthenheier, Günter/Kleinert, Horst (Hg.): Öffentlichkeitsarbeit. Dialog zwischen Institution und Gesellschaft. Ein Handbuch. Berlin/New York 1982, 287–298.

Stopfel, Wolfgang E.: Kleine Welt aus Papier. Ausschneidebogen von gestern und heute, Begleitheft zur Ausstellung im Kindermuseum des Historischen Museums Frankfurt vom 16. August 1987 bis 3. Januar 1988. Frankfurt am Main 1987.

Quellen:

Städtische Museen Esslingen, J. F. Schreiber-Museum, JFS 700027.

Pleiner, Thomas/mtp-studios, persönliche Kommunikation, 18. Dezember 2020.

DWR 1300

MWe

KW
mit

im Bau: Isar 2, Emsland, Neckar 2
weitere Anlagen in Planung

Technische Daten

Leistung

Wärmeleistung des Reaktors 3765 MW
Elektrische Bruttoleistung 1314 MW

Reaktorkern

Äquivalenter Kerndurchmesser 3605 mm
Aktive Kernhöhe 3900 mm
Gesamte Uran-Masse im Erdkern 103 t
Anreicherungszone im Erdkern 3.2, 2.5, 1.9% U235

Brennelemente

Anzahl der Brennelemente 193
Gesamtlänge 4827 mm
Masse eines Brennelementes 826 kg
Brennstoff UO_2
Brennstab-Gitterteilung 12,7 mm
Anzahl der Brennstäbe je Brennelement 300
Hüllrohrwerkstoff Zircaloy 4
Hüllrohrwanddicke 0,54 mm
Brennstab-Außendurchmesser 9,50 mm
Tablettendurchmesser 8,05 mm

Steuerelemente

Neutronenabsorbermaterial Ag¹⁰⁹In¹¹⁵Co⁵
Hüllrohrwerkstoff X10CrNiNb18 9
Anzahl der Steuerelemente 61
Anzahl der Steuerstäbe je Steuerelement 24
Absorberlänge 3720 mm

Reaktorkühlsystem

Anzahl der Hauptkühlkreise 4
Gesamter Kühlmitteldurchsatz 18800 kg/s
Eintrittstemperatur am Reaktordruckbehälter 291,3 °C
Austrittstemperatur am Reaktordruckbehälter 326,1 °C
Betriebsdruck 158 bar

Reaktordruckbehälter

Innendurchmesser 5000 mm
Wanddicke des Zylindermantels 250 mm
Gesamthöhe einschl. Steuerantriebsstützen 12362 mm
Werkstoff 20MnMoNi55
Auslegungsdruck 176 bar
Auslegungstemperatur 350 °C
Netto-Masse (ohne Einbauten) 5071 t

Sicherheitsbehälter

Innendurchmesser 56 m
Wanddicke 38 mm
Auslegungsdruck 6,3 bar
Auslegungstemperatur 145 °C

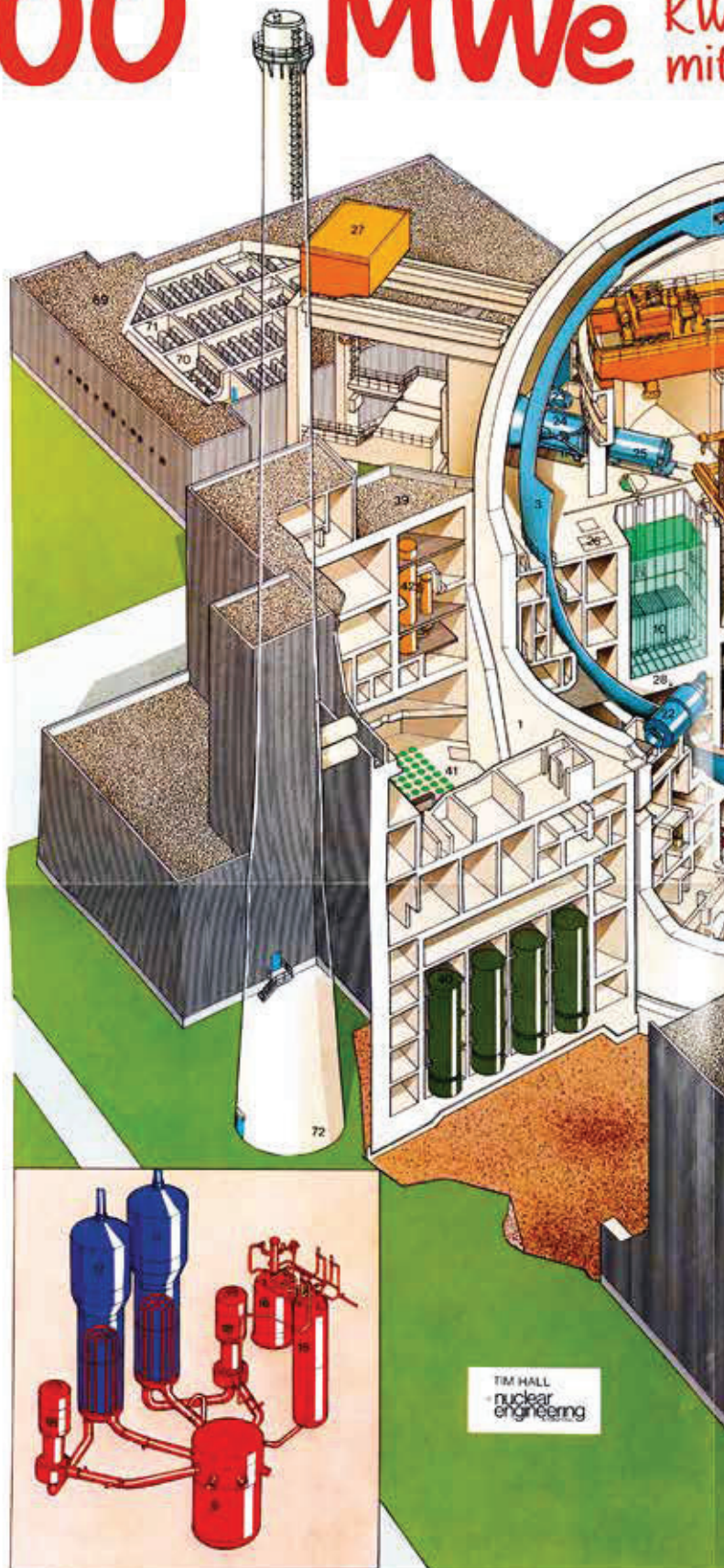
Turbine

Typ: Satteldampf-Kondensations-Turbine
1 HD-, 2 ND-Zweiflut-Teilturbinen*
Drehzahl 1500 min⁻¹
Frischdampf am Turbineneintritt:
Druck 62,3 bar
Temperatur 280 °C

Generator

Scheinleistung 1640 MVA
Klemmenleistung 1314 MW
Leistungsfaktor 0,80
Frequenz 50 s⁻¹
Generatorspannung 27 kV

* bei Isar 2: 3 ND-Zweiflut-Teilturbinen



Legende

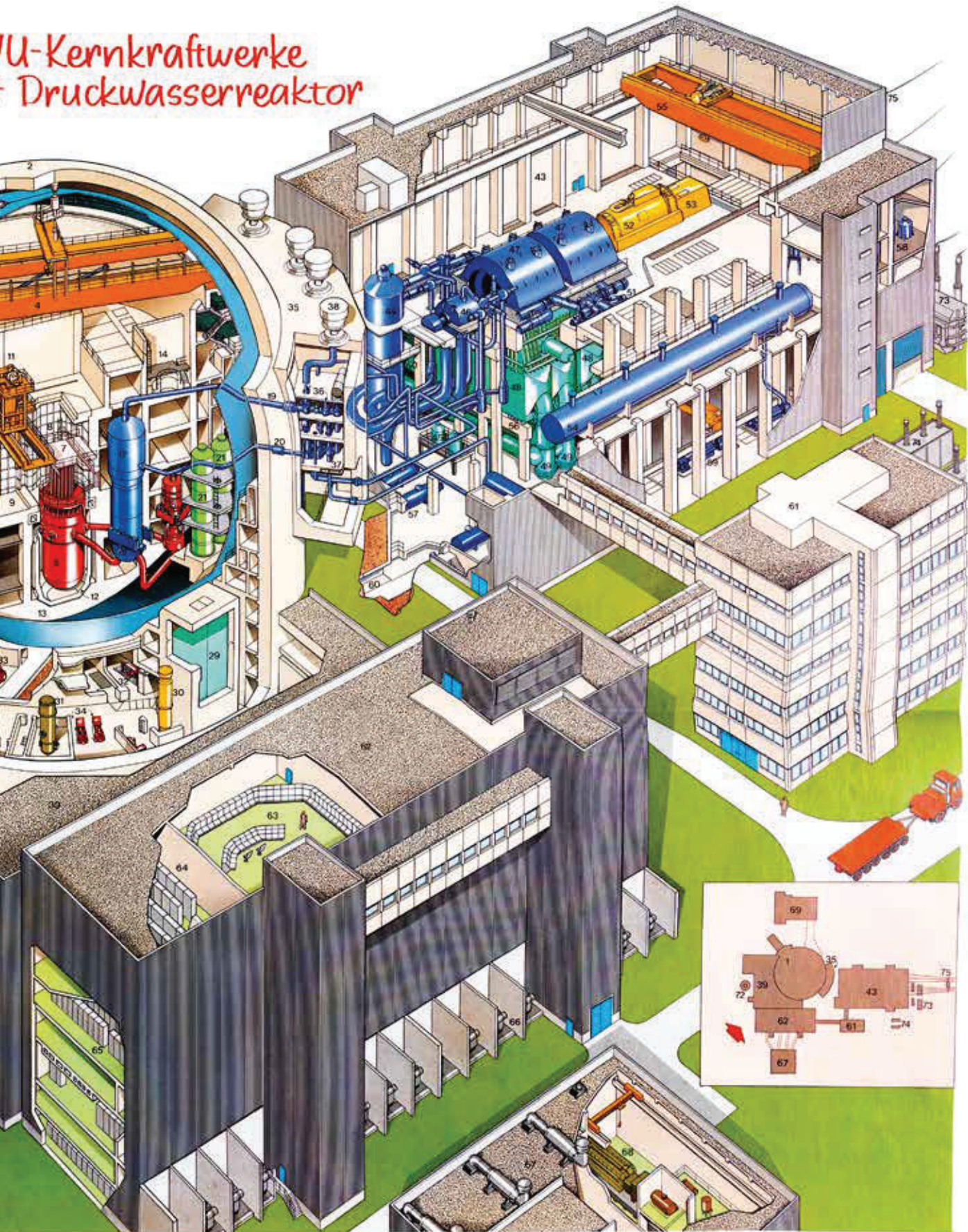
- | | | |
|------------------------------|---|--------------|
| 1 Reaktorgebäude | 14 Abstellplatz für Reaktor-druckbehälterdeckel | 26 Lager für |
| 2 Sekundärabschirmung | 15 Druckhalter | 27 Haltport |
| 3 Reaktorsicherheitsbehälter | 16 Abblasebehälter | 28 Meßumf |
| 4 Reaktorgebäudekran | 17 Dampferzeuger (4) | 29 Flutbeck |
| 5 Reaktordruckbehälter | 18 Hauptkühlmittelpumpe (4) | 30 Nachwär |
| 6 Steuerantriebe | 19 Frischdampfleitung | 31 Nukleare |
| 7 Kabelbrücke | 20 Speisewasserleitung | 32 Sicherhe |
| 8 Reaktorraum | 21 Druckspeicher (4 x 2) | 33 Nachküh |
| 9 Abstellraum für Kerngerüst | 22 Personenschleuse | 34 Zwischen |
| 10 Brennelementlagerbecken | 23 Notschleuse (2) | 35 Frischda |
| 11 Lademaschine | 24 Materialschleuse | 36 wasser-A |
| 12 Innenschild | 25 Schleusenwagen | 37 Frischda |
| 13 Tragschild | | 37 Speisew |



Hersteller: Kraftwerk Union AG
Wiesenthaler Str. 0-4300 Mülheim an der Ruhr
© Copyright 1994 by Kraftwerk Union AG
Printed in the Federal Republic of Germany
Druck: Verlag J. F. Schönbauer GmbH, Esslingen

Bestell-Nr. AM101-P1672
Dezember 1994
1679-1284 AG

U-Kernkraftwerke - Druckwasserreaktor



71

neue Brennelemente
algerüst
rrerraum
en (4)
mekhüter (4)
r Zwischenkühler (4)
iltspeisepumpe (4)
pumpe (4)
kühlpumpe (6)
mpf- und Speise-
rmaturenkammer (4)
nplarmaturen
asserarmaturen

38 Schalldämpfer
39 Reaktorhilfsanlagengebäude
40 Abwassersammelbehälter (5)
41 Falllager für Konzentrate und feste Abfälle
42 Abwasserverdampfer
43 Maschinenhaus
44 Wasserabscheider und Zwischenüberhitzer
45 Rückspeisekondensatbehälter
46 Hochdruck-Turbine
47 Niederdruck-Turbinen
48 Kondensatoren

49 Hauptkühlwasserleitungen Rücklauf
50 Hauptkühlwasserleitungen Vorlauf
51 Überströmleitungen
52 Generator
53 Erreger
54 Speiswasserbehälter
55 Maschinenhauskran
56 Unterstützung des Kondensators mit Federpaketen
57 Niederdruck-Vorwärmer
58 Kerzenfüller

59 Speisewasserpumpe
60 Rohrkanaal zum Reaktorhilfsanlagengebäude
61 Büro- und Sozialgebäude
62 Schaltanlagengebäude
63 Warterraum
64 Rechnerraum
65 Schaltanlagenraum
66 Trafoboxen
67 Notstromerzeugergebäude und Kältewasserzentrale
68 Notstromdieselaggregat
69 Notlspeisegebäude

70 Notsteuerstelle
71 Elektronische Schränke für Leittechnik, Regelung und Messung
72 Fortluftkamin
73 Maschinentransformator
74 Eigenbedarfstransformator
75 Hochspannungsleitungen



► Eine Neujahrswanderung in Neckarwestheim

Katharina Wahl und Christine Herdin

Ein alter Treidelpfad führt entlang des Neckarufers durch das Gemeinschaftskernkraftwerk Neckar. Laut Pressemeldungen bestand der damalige Bürgermeister von Gemrigheim vor Baubeginn von Block I auf dem alten Wegerecht am Fluss. Kurz vor dem Dreikönigstag machen wir uns auf den Weg nach Neckarwestheim, um von diesem alten Wegerecht über das Kraftwerksgelände Gebrauch zu machen. Bevor wir aufbrechen, sichten wir die handschriftlichen Aufzeichnungen des damaligen Leiters der Landesstelle für Volkskunde Gustav Schöck in einer Mappe zu Flurnamen aus dem Gebiet. Den dort erwähnten Leuchtmannshof wählen wir als Startpunkt unseres Spaziergangs zum Thema Energie. Die Einfahrt zum

Leuchtmannshof liegt an der L1105, nordöstlich der Gemeinde Neckarwestheim in unmittelbarer Nähe zu einem Gebäude mit der Aufschrift „Geflügelhof Jaudes“. Von dort führt der Weg vorbei an einem Ponyhof hinein in den Ort und weiter über Wiesen hinunter zum Neckar. Zuerst verlaufen wir uns dort ein wenig: Statt auf einen Zugang zum Gelände stoßen wir auf eine Herde Rinder, die innerhalb ihrer Weide näher an das Kraftwerk herzukommen scheint, als es uns gelingt. Nach einer kurzen Umkehr mit Blick auf ein Feld mit Solarpaneelen am Neckarufer finden wir schließlich den Wanderweg und nähern uns endlich dem Kraftwerk. Bald trennt uns nur noch ein kleiner Sprung über den Liebensteiner Bach von einem klei-

73







nen Tor. „Benutzer des Uferweges bitte läuten“, steht auf einem Schild über der Klingel. Über die Gegensprechanlage fragt ein Kraftwerksmitarbeiter die Größe unserer Gruppe ab, und ob wir Fahrräder oder Hunde dabei hätten. Dann kündigt er an, sich in Kürze wieder zu melden. Laut einer Pressemitteilung der ENBW vom 31. Dezember 2022 wurde der Block II an Mitternacht zu Silvester für den Zeitraum von etwa drei Wochen für interne Anpassungen vorübergehend vom Netz genommen. Diese Maßnahme diene der Gewährleistung der Stromversorgung über das ursprünglich geplante Ende der Laufzeit hinaus bis zum 15. April 2023. Der Kraftwerksmitarbeiter meldet sich zurück. Beinahe verpassen wir seine Nachricht, da das Rauschen des Kühlwassers die Gegensprechanlage fast übertönt. Wir treten etwas näher an den kleinen Lautsprecher, um besser zu verstehen: In Kürze wird uns eine Hundeführerin abholen, erfahren wir, und nach wenigen Minuten erscheint sie am Tor. Wir werden gebeten, während des Aufschließens zurückzutreten und unsere Telefone auszuschalten. Den Hund sollen wir nicht beachten, nach Betreten des Geländes bitte zügig zu einem blau markierten Gullydeckel gehen, um dort zu warten, bis sie das Tor wieder verschlossen hat. In einiger Entfernung ist ein Hundezwinger zu sehen, der junge Wachhund dort hat uns entdeckt. Beide Hunde bellen nun. Die weiteren Instruktionen lauten: Wir werden voraus gehen, unsere Führerin wird uns die Richtung ansagen während sie uns im Abstand von 20 Metern folgt. Wir wechseln nur wenige Worte, der Hund hechelt sehr laut hinter uns. Wir sollen achtgeben, um nicht in den Neckar zu stürzen, und ja, der Wanderweg werde durchaus genutzt, et-

was mehr, „wenn’s mal wieder in der Zeitung steht“. Nach wenigen Hundert Metern haben wir bereits den westlichen Einlass erreicht. Wir kennen nun die Prozedur des Aufschließens und haben einen Moment Zeit uns eine Anlage anzuschauen, die mit drei riesigen Signalhörnern ausgestattet scheint. Als wir uns zu Beginn der Wanderung dem Kraftwerk genähert hatten waren sehr laute Alarmsignale zu hören. Was geschieht mit diesen Signalanlagen nach der Stilllegung des Kraftwerks? Könnten diese Lautsprecher dazu genutzt werden, um an die Arbeit der Menschen zu erinnern? Gibt es denn eine Fortschreibung der traditionellen Bergmannschöre und Bergkapellen durch die Mitarbeiter*innen des Kernkraftwerks?

Nach einem Dank sehen wir zu, wie die Hundeführerin wieder in der beeindruckenden Kulisse verschwindet. Wir wenden uns um. Der Uferweg erstreckt sich weit bis zur nächsten Neckarbiegung, an Proviant haben wir nicht gedacht, aber direkt wieder klingeln wollen wir nicht. Zum Glück entdecken wir einen Gammertinger Rundwanderweg, der vom Flussufer nach oben führt. Vorbei am Jägersitz erreichen wir die Kreisstraße nach Neckarwestheim und erkennen in der Ferne den Straßenverkaufstand für Kartoffeln. Die Kartoffel wurde vom botanischen Sondergarten in Hamburg-Wandsbek zur Giftpflanze des Jahres 2022 gekürt. Vorbei an den Truthähnen einer Geflügelfarm und den ausgestopften Tieren in den Fenstern der Grundschule kehren wir über die Liebensteiner Straße schließlich nach Neckarwestheim zurück.

1
Johannes Künzig (1897–1982).

2
Eugen Fehrle (1880–1857)
NS-Hochschullehrer für Deutsche
Volkskunde und NS-Wissenschafts-
politiker.

3
Peter Assion (1941–1994)
Professor für Volkskunde.



Förderverein Volkskunde in Baden e.V. - Freiburg - 0761/7032211

▲
Postkarte der Landesstelle für Volkskunde Freiburg
mit historischem Postkartenmotiv zur Werbung für
ihren 1997 gegründeten Förderverein, 1997.
Inv. Nr. BA 2010/120

► She's a wanderer

Elisabeth Haug

Mit neben stehendem Bildpostkartenmotiv aus ihrem Bildarchiv warb die Landesstelle für Volkskunde Freiburg, so hieß die Außenstelle Südbaden des Badischen Landesmuseums damals noch, 1997 für die Mitgliedschaft in ihrem neu gegründeten „Förderverein Volkskunde in Baden e. V.“. Sinn und Zweck dieser Gründung war es, Volkskundler*innen, Regionalhistoriker*innen, Heimatforscher*innen und an Alltagskultur Interessierte miteinander zu vernetzen, potenzielle Arbeitgeber*innen mit potenziellen Arbeitnehmer*innen in Kontakt und arbeitssuchende Volkskundestudierende oder frisch Examinierte wenigstens zeitweise in Lohn und Brot zu bringen. Vorträge und Exkursionen, die bisher die Landesstelle ausrichtete, fanden nun im Rahmen des Fördervereins statt, denn ihm war es auch möglich, Honorare zu zahlen und sogar – wie bei den Ausstellungsprojekten, die die Landesstelle mit ihrem Förderverein durchführte – Personen anzustellen. Dass hier Mobilität gefragt war, und zwar in Form eines Aufeinanderzugehens, eines Miteinandergehens, aber auch eines Wieder-Weiterziehens, verdeutlichte dieses Bildmotiv. Schließlich lagen die Auftragsorte mal in Neustadt im Schwarzwald, mal in Waldshut am Hochrhein, wo der Verein die Inventarisierung der städtischen Museen übernahm sowie an der dreibändigen Ortschronik von Waldshut mitwirkte und dort mehrere Ausstellungen ausrichtete.

Als die Landesstelle 2005 selbst ihre Geburtsstadt verlassen und in die Provinz auswandern musste, lag das Vereinsleben längst darnieder – zu viel hatte sie im Vorfeld um ihre Existenz kämpfen müssen, um auch noch den Förderverein am Leben erhalten zu können. Dankenswerterweise hatte das Freiburger Institut für Volkskunde Ende 2003 die „Gesellschaft für Europäische Ethnologie in Freiburg e. V.“ gegründet und damit diese Lücke gefüllt.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Landesstelle, um bei der Metapher zu bleiben, schon einen langen Weg hinter sich:

Ca. 1948 vom Freiburger Volkskundler Johannes Künzig¹ privat nach dem Stuttgarter Vorbild gegründet und in seinem Wohnhaus eingerichtet, wurde die „Badische Landesstelle für Volkskunde“ nach längeren Bemühungen Künzigs und eines 1959 extra dafür gegründeten „Vereins der Freunde und Förderer der badischen Volkskunde“ 1960 vom Land Baden-Württemberg als volkskundliche Forschungs-, Dokumentations- und Beratungsstelle etatisiert und dem Regierungspräsidium Freiburg unterstellt. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Künzig bereits das Badische Flurnamenarchiv sowie das badische Belegmaterial des Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) aus dem ehemaligen Heidelberger Institut Eugen Fehrles² für „seine“ Landesstelle gesichert. Zusammen mit Künzigs eigener Sammlung von „Volksliedern, Kindersprüchen, -liedern und -versen, Spielgut und Ortsneckereien“ und dem Quellenmaterial des „Fragebogens zur Sammlung der Volksüberlieferungen in Baden“ von 1894/1895, das er vom Verein „Badische Heimat“ erhalten hatte, spiegelten diese Bestände in Freiburg nun in etwa die Bestände der Landesstelle in Stuttgart wider, die mit ihren Konferenzaufsätzen eine „Sammlung volksthümlicher Überlieferungen“ und ebenfalls ein Flurnamen- und ein Liedarchiv sowie Belege zum ADV für ihren württembergischen Landesteil besaß.

1959 trägt die Landesstellenkorrespondenz die Freiburger Adresse Hochmeisterstraße, 1968 lautet sie „Im Oberfeld 10“. Beides sind Privatadressen Künzigs: Trotz staatlicher Übernahme war die Landesstelle weiterhin privat untergebracht. Das änderte sich erst 1969, als Peter Assion³ die Leitung der Landesstelle

übernahm, die etwa zeitgleich von der Zuständigkeit des Regierungspräsidiums Freiburg in die des Landesdenkmalamtes wanderte und im Frühjahr erste Diensträume in der Schwaighofstraße 13 beziehen konnte. Kaum dort angekommen – noch im Juli war die Möblierung nicht vollständig und Bibliothek und Sammlungen (inzwischen war eine umfangreiche Diathek sowie ein Ton- und Filmarchiv mit Eigenproduktionen hinzugekommen) erst zu Teilen vor Ort –, gab es bereits im Oktober im Regierungspräsidium Nordbaden eine Besprechung mit Plänen, die Badische Landesstelle nach Karlsruhe zu verlegen. Als Gründe wurden die Überbelegung Freiburgs mit volkskundlichen Einrichtungen und der Mangel derselben in Nordbaden angegeben. Während Künzig für den Umzug plädierte, setzte sich der Freiburger Volkskunde-Ordinarius Röhrich vehement für den Erhalt der Stelle in Freiburg ein, und dabei blieb es auch für die Dauer von Assions Dienstzeit in der Landesstelle bis 1980, als er auf den Lehrstuhl für Europäische Ethnologie und Kulturforschung in Marburg berufen wurde.

Schon vor der Nachfolge von Bernhard Oeschger als Oberkonservator 1980 war die Zuständigkeit für die Landesstelle noch einmal geändert worden. Das Ministerium ordnete sie im November 1978 dem Württembergischen Landesmuseum zu und aus der

Badischen Landesstelle wurde die Landesstelle für Volkskunde Freiburg. 1983 wurde der „Wanderpokal Landesstelle“ erneut weitergereicht, und zwar an das Badische Landesmuseum Karlsruhe. Dieses beauftragte sie neben ihren archivischen, dokumentierenden, forschenden und beratenden Tätigkeiten mit der Konzeption und anschließenden Betreuung des 1991 eröffneten Zweigmuseums, des Keramikmuseums in Staufen. Ungeachtet dieser zeitraubenden Mehrarbeit im Museumssektor, die immerhin mit der Besetzung einer Volontariatsstelle einherging, erweiterte Bernhard Oeschger den Sammlungsbereich um ein Zeitungs- und Printmedienarchiv und schuf aus der bisherigen Diathek durch die Übernahme umfassender Fotosammlungen ein Bildarchiv von regional- und fotogeschichtlicher Bedeutung.

Mit der Kündigung der Räumlichkeiten in der Schweighofstraße im Jahr 1990 zum 31. März 1991 stand erneut ein Umzug nach Karlsruhe zur Debatte – mit denselben Argumenten wie 1969 und auf Wunsch des Direktors des Badischen Landesmuseums, Prof. Volker Himmelein, der dafür im Karlsruher Schloss Platz machen wollte, und auch, weil in Freiburg keine Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Dieses Mal appellierte ihr voriger Leiter und inzwischen C4-Professor in Freiburg, Peter Assion, an das Ministerium,



◀
Endlich! Umzug der Büroräume der Landesstelle ins Erdgeschoss der Günterstalstr. 70, 1992.
Inv. Nr. BA 92/3493

die Buch- und Archivbestände der Landesstelle der universitären Forschung nicht zu entziehen, und auch der Freiburger Regierungspräsident Norbert Nothelfer unterstützte diesen Wunsch. So konnte auch diesmal die Landesstelle in Freiburg verbleiben. Vom Liegenschaftsamt wurde ihr das Erdgeschoss im landeseigenen Anwesen Günterstalstraße 70 zugewiesen. Zunächst konnte sie jedoch nur die Kellerräume beziehen, denn ein im Haus untergebrachtes Referat des Regierungspräsidiums wollte die Räume im Erdgeschoss nicht freigeben und forderte stattdessen, „für die Landesstelle eine anderweitige Unterbringungsmöglichkeit zu finden“. Schließlich gab es einen Kompromiss, sodass im August 1992 drei Räume im Erdgeschoss bezogen und Bibliothek und Arbeitsplätze vom Keller nach oben ziehen konnten.

Im Jahr 2004 erteilte die Landesstelle erneut eine Kündigung, sogar die Auflösung drohte. Im Gespräch war auch eine Aufteilung der Bestände zwischen der Universität Freiburg und dem Landesmuseum Karlsruhe. Letztlich wurde – nach langen, nervenaufreibenden und zeitraubenden Interventionen – beschlossen, die Landesstelle, da die Immobilie Günterstalstraße 70 vom Land verkauft worden war, nach Staufen im Breisgau ins landeseigene Stadtschloss umzusiedeln. Mit diesem Umzug im Dezember 2005 gingen

die Namensänderung in „Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden“ sowie eine noch stärkere (sie war zuvor schon mit 50 % veranschlagt) Einbindung in die Ausstellungs- und Museumsarbeit im Keramikmuseum und im Landesmuseum einher. Das Zeitungsarchiv, das zu raumgreifend und in der Bearbeitung zu zeitintensiv war, wurde vor dem Umzug aufgelöst, dafür erhielt die Landesstelle im neuen Domizil optimal klimatisierte Magazinräume für ihr Bildarchiv.

Kaum hatte sich die Landesstelle, pardon, jetzt Außenstelle Südbaden, von ihrem aufwendigen Umzug erholt, gab es 2008 bereits erneut Gerüchte und schließlich auch Zeitungsberichte (vgl. BZ, 3.3.2008) über den geplanten Immobilienverkauf des Landes, das Stadtschloss in Staufen betreffend. Eine Katastrophe wäre das für ihre Arbeit, wähten die ob dieser Nachricht entsetzten Landesstellenmitarbeiter*innen, die sich schon wieder beim Packen sahen.

Zwischenzeitlich hatte sich in der Stadt Staufen bereits eine andere Katastrophe ereignet, deren Ausmaß sich erst noch zeigen sollte. Nach einer missglückten Geothermiebohrung unter dem Rathaus war Grundwasser in die Keuperschicht eingedrungen. Das Gestein quoll auf und es kam zu Erdhebungen, die



◀ Einzug in das Stadtschloss in Staufen 2005.
Inv. Nr. BA 2020/3-1

Rissebildung mit Feinstaubentwicklung infolge der missglückten Geothermiebohrung in Staufen gefährden das Archivgut der Außenstelle, 2020.
Inv. Nr. BA 2020/3-4



Schäden an Gebäuden, Wasser- und Gasleitungen verursachte. Auch das Stadtschloss war davon betroffen, wie sich nach und nach herausstellte. Um ca. 11 Millimeter hoben sich betroffene Häuser im Monat, im Januar 2012 waren es laut Landesamt für Geologie nur noch 4 Millimeter, weil Pumpen das Grundwasser inzwischen von der Keuperschicht fernhielten – doch ein Ende war nicht in Sicht und für die Landesstelle wurde es gefährlich – denn 2012 begann das Haus selbst zu wandern und zu wanken!

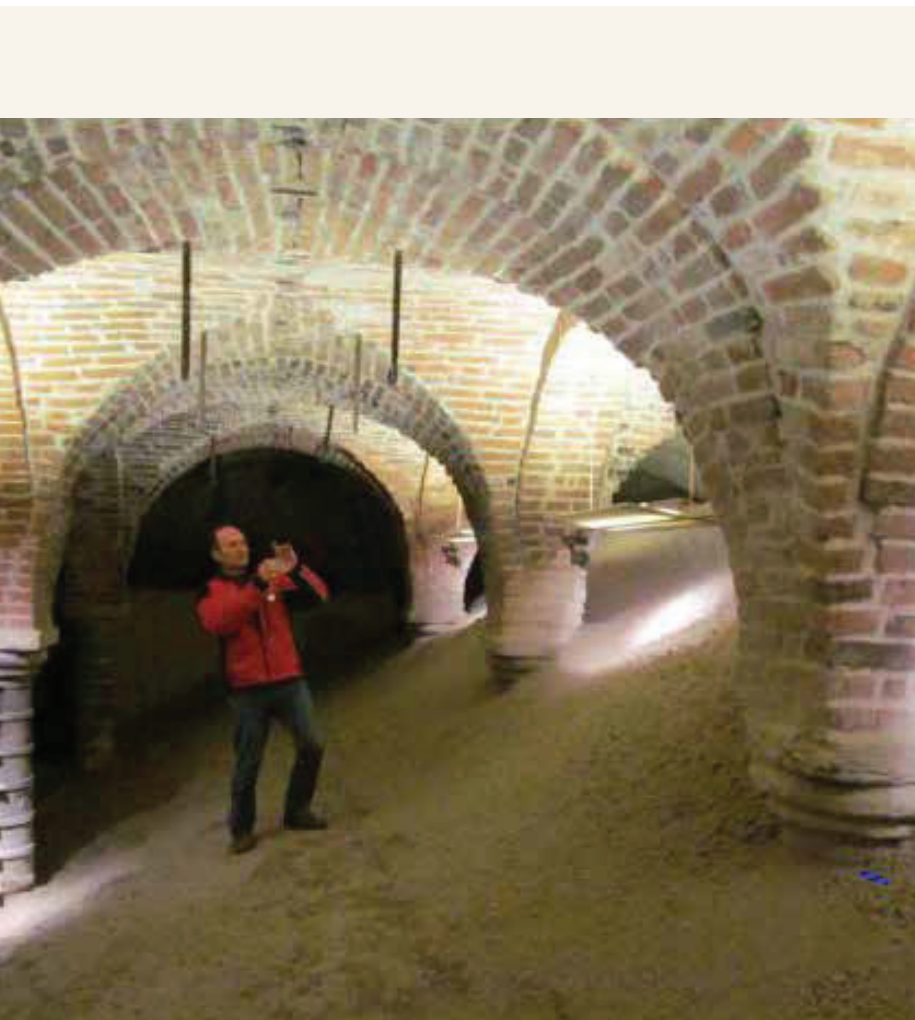
80

Aufgrund der Hebungsrisse verschob sich eine Kellerwand im Schloss, auf der zu einem guten Teil das Kellergewölbe und damit das gesamte Gebäude lastete. Ein Grundbruch drohte, und ohne entsprechende Gegenmaßnahme bestand die Gefahr, dass das gesamte Gebäude zusammenbrechen würde. Mitarbeiter der Winzergenossenschaft evakuierten ihre Barriquefässer aus dem Kellergewölbe, da geplant wurde, den Keller mit 400 Tonnen Sandkies zu fluten, und den Mitarbeiter*innen der Landesstelle wurde es vor dieser Maßnahme verwehrt, ihre Büroräume im Obergeschoss aufzusuchen.

Mit dem Sand-Kies-Gemisch wurde das Gebäude am 12. Oktober stabilisiert, und die Landesstellenmitarbeiter*innen konnten an ihren Arbeitsplatz zurück-

kehren. Geblieben waren der Schock und der Gedanke an eine Notfallplanung sowie eine Anfrage samt Nutzungsanforderung beim Liegenschaftsamt zwecks Rückumzug nach Freiburg. Jetzt wollte die Landesstelle gerne umziehen. Schließlich war die Gefahr nicht gebannt, die Hebungen gingen – wenn auch verlangsamt – weiter.

Mit dem Freiburger Staatsarchiv wurden Schritte zur Archivgutsicherung erörtert: Die Bestände der Außenstelle wurden entsprechend ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung in Gefährdungsklassen eingeteilt und markiert, sodass eine bevorzugte Unterbringung in Transportkartons möglich wurde. Zur Verpackung des markierten Archivguts wurden Kartons angeschafft und vom Staatsarchiv Freiburg wurde der Außenstelle zugesichert, ihr im Notfall Depotraum für fünf bis zehn Jahre bereitzustellen. Außerdem wurde überlegt, inwieweit eine Überlieferungssicherung digital oder durch Mikroverfilmung möglich wäre – insbesondere bei den Beständen des Bildarchivs, deren Digitalisierung und Langzeitarchivierung sowieso anstand. Diese Maßnahmen wurden alle angegangen, und kurzfristig erhielt die Landesstelle auch Hilfskräfte zur Inventarisierung und Digitalisierung im Bildarchiv, doch reichten die zeitlich begrenzten Mittel nicht annähernd aus, um die über 400 000



◀ Grundbruch im Stadtschloss Staufen – Flutung des Gewölbekellers zur Sicherung der Standfestigkeit des Gebäudes im Oktober 2012.
Inv. Nr. BA 2020/3-2

Einzelbelege zu scannen und in die Datenbank zu übertragen. Immerhin gelang es in dieser Zeit, das Quellenmaterial des „Fragebogens zur Sammlung der Volksüberlieferungen in Baden“ zu digitalisieren und auf der landeseigenen Seite Leo-BW zu publizieren. Ebenfalls wurden alle Bestände (Flurnamen, ADV, Liedarchiv) so in Konvoluten in der Datenbank erfasst und verzeichnet, dass sie bei einer Auslagerung in die Notdepots des Staatsarchivs jederzeit „ausgehoben“ werden könnten.

Das war auch nötig. Denn weder fand das Liegenschaftsamt ein neues Domizil für die Landesstelle noch kam das Haus zur Ruhe. 2015 wurde die Auslagerung der Archivalien nach Freiburg ernsthaft erwogen, doch wollte man noch abwarten, ob die zuständige Behörde Vermögen und Bau aufgrund der prekären Situation der Landesstelle nicht doch noch eine Liegenschaft auftun würde. Aber es half nichts: Die Hebungen im Stadtschloss führten im Laufe der Zeit zu breiten Rissen, aus denen der Mörtel rieselte, sodass der Feinstaub die Archivalien bedrohte, und so stand ab 2018 wieder einmal ein Umzug an – entweder musste sich die Landesstelle räumlich von ihren Archivalien trennen, diese nach Freiburg umziehen und in die Obhut des Staatsarchivs geben oder sie musste einen Binnenumzug durchführen, da-

mit die Wände verpresst und die Räume saniert werden konnten. Die Entscheidung fiel zugunsten einer „Rundwanderung“ der Archivbestände innerhalb des Hauses, deren Planung und Umsetzung von Juni 2019 bis Mai 2020, also rund ein Jahr dauerte und einen Großteil der Arbeitszeit der Landesstelle band.

Seither hat die Landesstelle neu verpackte und gut geordnete Archivalien, eine Archivübersicht, einen entrümpelten Speicher und eine in Teilen neu geordnete Bibliothek. Bereits 2015 wurde sie von der Betreuung samt Ausstellungsbetrieb im Keramikmuseum entbunden, verlor dabei jedoch auch ihr Volontariat. Seit 2015 ist sie im „Forum Alltagskultur“ vernetzt, mit dem sie bereits das zweite mehrjährige Drittmittelprojekt durchführt, in das Studierende mit eingebunden sind. Ein weiteres dreijähriges Drittmittelprojekt brachte die Digitalisierung im Bildarchiv voran. Das Haus hebt sich – wenn auch langsamer. Neue Umzugsperspektiven standen zwischenzeitlich im Raum und wurden zerschlagen. Der Wunsch nach einer Rückkehr nach Freiburg bleibt akut. Dafür würde die Landesstelle umziehen.

She's a wanderer. Wen wundert's?



◀ Sanierung und Umzug der Landesstelle innerhalb des Stadtschlusses Staufeu, Dezember 2019.
Inv. Nr. BA 2020/3-5



► Foyer der Außenstelle: Die Umzugshunde haben ihren Dienst getan und stehen zur Abholung bereit. Die Wanderschilder des Schwarzwaldvereins sind am Bibliotheksregal der Landesstelle befestigt, Mai 2020.
Inv. Nr. BA 2020/3-3

Unter-
wegs
sein!

Als Drei-Sparten-Haus mit den Abteilungen Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte sowie Populär- und Alltagskultur bewahrt das Landesmuseum Württemberg Objekte, die auch mit „Wandern“ im weitesten Sinne in Verbindung gebracht werden können. Eine Auswahl findet sich auf den folgenden Seiten. Sie sind Teil der Sammlungen und reichen vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis ins 20. Jahrhundert. Anhand ihrer eigenen Kontexte und Deutungen geben sie einen Eindruck von ihrer Bedeutung im Alltag der Menschen vergangener Zeiten.



Gewandert in unserem heutigen Sinne sind die Menschen in der Antike wohl nicht. Aber viele waren zu Fuß oft auch weite Strecken unterwegs. Begleitet wurden sie in griechisch-römischer Zeit von dem Gott Hermes/Merkur.

In der griechischen Mythologie gilt Hermes als Beschützer der Reisenden, der Kaufleute und Hirt*innen, aber auch der Dieb*innen. Dieser kleine Torso eines nackten jungen Mannes mit Schultermantel aus Alabaster stellt den Gott Hermes dar. In der fehlenden linken Hand hielt er einst den Botenstab. Entstanden ist die Statuette im 1. Jahrhundert v. Chr.

Astrid Fendt



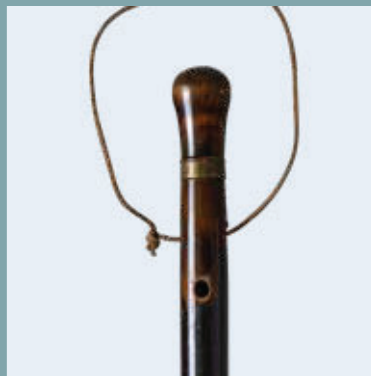
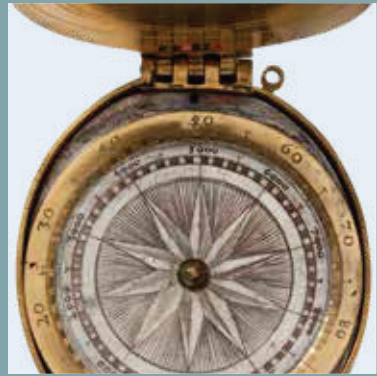
AVGVSTVS
AVGVSTVS
EDVIVS
VALENTINVS
VIRIDIVS
ONIVS
ONIVS
VIVIVS
VIVIVS

Ausgeschilderte Wanderwege, wie wir sie kennen, gab es in der Antike nicht; dafür aber befestigte Römerstraßen mit steinernen Orts- und Entfernungsschildern.

Dieser römische Meilenstein stand einst an der Straße von Köngen nach Rottenburg. Er wurde in der Regierungszeit von Kaiser Hadrian 29 römische Meilen – etwa 43 Kilometer – von Sumelocenna (Rottenburg) entfernt aufgestellt.

Meilensteine, so genannte Miliaria, sind typisch römisch. Es gibt sie seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. Die Säulen tragen in Stein gemeißelte Orts- und Entfernungsangaben in römischen Meilen. Eine Meile entspricht knapp 1,5 Kilometern. Solche römischen Steinsäulen gehören zu den ersten Wegweisern in der Geschichte der Orts- und Verkehrsschilder.

Astrid Fendt



Kunst - und Kultur- geschichte



Schutzobjekt und Erinnerung an Erlebnisse im Heiligen Land

In der Spätantike war eine Pilgerreise nach Jerusalem ein aufwendiges, strapaziöses Unterfangen. Zu den am weitesten verbreiteten Andenken an eine solche Reise zählen in Palästina gefertigte Bleiampullen. Diese waren meist mit heiligem Öl gefüllt und konnten dank eines Lederbands eng am Körper getragen werden. Pilger*innen führten sie auf ihrem Weg zurück in die Heimat mit sich. Die in größerer Zahl überlieferten Gefäße sind interessante materielle Zeugnisse für die Praxis des Pilgerns und für das Erleben der Reisenden.

Die im Landesmuseum Württemberg befindliche Ampulle ist mit Reliefs geschmückt, die auf zentrale Pilgerstätten in Jerusalem verweisen. Auf einer Seite (siehe Abbildung) ist die Kreuzigung Christi auf dem Berg Golgatha zu sehen, darunter ist das Grab Christi dargestellt. Die Giebelarchitektur dokumentiert den Zustand des Heiligen Grabes im 6. Jahrhundert. Auf der anderen Seite sieht man die Himmelfahrt Christi: Christus befindet sich im oberen Abschnitt mittig in der Mandorla, die von zwei Engeln getragen wird. Unter ihm steht Maria, umgeben von den zwölf Aposteln. Das Bild wird durch eine griechische Umschrift eingerahmt: + EMMANOYHA MEΘHMΩN O ΘEΩC („Emmanuel, Gott ist mit uns“).

Die Inschrift, die sich in ähnlicher Form auf weiteren dieser Ampullen findet, legt nahe, dass mit den Gefäßen eine Schutzfunktion verbunden wurde. Sie stehen – durch die Bekräftigung von Gottes Beistand und die Trageweise – magischen Amuletten nahe, die den Reisenden Sicherheit bieten und böse Magie abwehren sollten. Darüber hinaus rief die bildliche Darstellung von während der Reise besuchten Pilgerstätten die Begegnung mit den heiligen Orten ins Gedächtnis und verband diese mit den dort erinnerten biblischen Ereignissen. Die Pilger*innen konnten sich durch die Ampulle mit gesegnetem Öl gleichzeitig geschützt fühlen und sich ihre Erlebnisse im Heiligen Land vergegenwärtigen.

◀
Pilgerampulle mit Darstellung von Kreuzigung und Grab Christi
Jerusalem, zweite Hälfte 6. Jahrhundert
Blei-Zinn-Legierung, 8,5 × 4,3 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 1980-205 a

Ben Azzouna, Nourane/Lorentz, Claude (Hg.): L'Orient inattendu: du Rhin a l'Indus. Katalog der Ausstellung in der Bibliotheque nationale et universitaire in Strasbourg vom 18. September 2021 bis 16. Januar 2022, Strasbourg 2021, 29, Kat.-Nr. 1.16 (Nourane Ben Azzouna).

Kötzsche-Breitenbach, Lieselotte: Pilgerampullen aus dem Heiligen Land.
In: Dassmann, Ernst/Thraede, Klaus (Hg.): Vivarium: Festschrift Theodor Klauser zum 90. Geburtstag.
Ergänzungsband JbAC 11. Münster 1984, 229–246, Taf. 25–27.

Kühnel, Bianca: From the Earthly to the Heavenly Jerusalem: Representations of the Holy City in Christian Art of the First Millennium (= Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte/Supplementheft 42).
Rom u. a. 1987, 93–107, bes. 96.



Ein heiliger Pilger auf der Reise

Einer der bekanntesten Pilgerwege weltweit ist der Jakobsweg, der seit über 1000 Jahren Pilger*innen aus ganz Europa nach Santiago de Compostela zum Grab des heiligen Jakobus leitet. Der Apostel, einer der ersten Jünger Jesu, gilt seit dem Mittelalter als Patron der Pilger. Mehrere Haupttrouten des Jakobsweges durchziehen Württemberg. Eine davon führt von Rothenburg ob der Tauber nach Schwäbisch Hall, Winnenden, Tübingen, Rottenburg und Horb und von dort über den Schwarzwald nach Freiburg.

Der in Würzburg ansässige Bildschnitzer Tilman Riemenschneider (1460–1531), der zu den markantesten Künstlerpersönlichkeiten des Spätmittelalters zählt, befasste sich mehrfach mit der Darstellung des Jakobus. Wie in der Zeit um 1500 üblich, zeigte er den Heiligen als Pilger, so auch in der im Landesmuseum Württemberg bewahrten Skulptur. Ein entsprechender Hut, die Tasche unter dem rechten Arm, die nackten Füße und ein heute zusammen mit der linken Hand verlorener Pilgerstab weisen die schlanke Figur eindeutig aus. Den Heiligen schützt auf der Reise ein über einem wadenlangen Gewand getragener faltenreicher Umhang, der von einer Agraffe zusammengehalten wird. Mit der rechten Hand greift Jakobus vor der Brust in den Stoff und zieht diesen enger um den Körper. Er hat die Hüfte links ausgestellt, sein rechtes Bein ist leicht angewinkelt, als wolle er gerade zu einem Schritt nach vorne ausholen. Den Kopf wendet er nach links und richtet seinen Blick in die Ferne. Jakobus scheint über den vor ihm liegenden Weg zu sinnieren.

Tilman Riemenschneider verband Eleganz und Expressivität zu eindringlichen Menschenbildern. Von seinen Figuren werden Betrachter*innen bis heute in den Bann gezogen. Spätmittelalterlichen Pilger*innen, die sich auf den Weg nach Santiago de Compostela begaben, konnte die eindrucksvolle Figur Ansporn sein, es dem vorbildlichen Pilger gleich zu tun.

◀
Heiliger Jakobus als Pilger
Tilman Riemenschneider, um 1505
Lindenholz, ursprüngliche Farbfassung verloren, 121 × 40 × 14 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. WLM 1959-77

Lichte, Claudia: Zwei Jakobusfiguren Riemenschneiders aus Münchner und Stuttgarter Museumsbesitz. In: Weinacht, Paul-Ludwig, (Hg.): Der heilige Jakobus im Werk von Tilman Riemenschneider. Gerchsheim 2006, 52–63, bes. 59–63.

Riemenschneider, Tilman: Werke seiner Blütezeit. Katalog der Ausstellung im Mainfränkischen Museum Würzburg, Festung Marienberg, vom 24. März bis 13. Juni 2004, (Hg.): Claudia Lichte, Regensburg 2004, 326, Kat.-Nr. 61 (Iris Kalden-Rosenfeld, Manfred Schürmann) bes. 97, 145, 148, 273, 319.

WLM Stuttgart: Erwerbsbericht 1948–1963. Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlungen und Münzkabinett: Plastik. In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 1 (1964), 112–116, 113, bes. Abb. 87.



▲
Degen und Dolch, verborgen in einem Stab
Venedig, um 1600
Eisen (vergoldet), Holz, Leder; Länge: 133,5 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. KK gelb 18

Ein Pilgerstab mit einem spektakulären Innenleben

In ihrer Kunstkammer bewahrten die Herzöge von Württemberg Exotisches aus fernen Ländern, Zeugnisse von herausragender kunsthandwerklicher Qualität und Objekte aus wertvollen Materialien (vgl. Kat. Stuttgart, 2017; Küster/Müsch/Ohm, 2022). Sehr populär bei den fürstlichen Sammlern waren auch Gegenstände, mit denen spektakuläre Geschichten verbunden waren.

Zu diesen Objekten mit einer vermeintlich blutrünstigen Vergangenheit zählte ein ganz besonderer Pilgerstab (vgl. Fleischhauer, 1976: 37, Anm. 203). Das Inventar von Naturlienkabinett und Kunstkammer aus dem Jahr 1777 weist unter der Nummer 25 nach:

„In einer mit schwarz(em) Leder überzogenen runden Scheide ein Degen auch einen kleinen Dolch der Griff daran ist theils von silberner – theils vergoldeter Arbeit aus Eisen oder Stahl künstlich ausgearbeitet. Das ganze Stück ist ohngefähr 4½ Schuh lang und stellt einen Pilgramstab vor, welcher vormahls ein in einen Eremiten verkleideter Spitzbub geführt und viele Menschen damit umgebracht haben solle.“¹

Im Stab befinden sich ein Degen mit einer langen dünnen Klinge und ein Dolch, der neben dem Mittelblatt zwei federnd gelagerte Nebenklingen hat. Sie springen beim Herausziehen auf und ermöglichen es, die Degenklingen des Gegners abzufangen oder mit einer Drehbewegung sogar abzubrechen (vgl. Lewerken, 1989: 125; Kat.-Nr. 154). Wenn die Überlieferung stimmt, dann hat sich ein Verbrecher perfide als frommer Pilger verkleidet. So getarnt konnte er sich das Vertrauen der Mitmenschen erschleichen und dann seine Morde begehen. Der Wahrheitsgehalt dieser Schilderungen lässt sich nicht überprüfen, doch haben die mit diesem Stab verbundenen blutrünstigen Geschichten dafür gesorgt, dass er für die Waffensammlung der Herzöge von Württemberg besonders attraktiv war (vgl. Ohm/Groß, 2017).

¹ Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 20 a Bü 15, S. 380. Diese Formulierung wurde im Inventar des württembergischen Hofbibliothekars Karl Friedrich Lebet von 1791/92 (Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A20a Bü 151, fol. 168v-169r, Nr. 25) ebenso übernommen wie im Kunstkammerhauptbuch gelb aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Landesmuseum Württemberg, Stuttgart).

Fleischhauer, Werner: Die Geschichte der Kunstkammer der Herzöge von Württemberg in Stuttgart (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 87). Stuttgart 1976.

Küster-Heise, Katharina/Müsch, Irmgard/Ohm, Matthias: Pagoden – Mathematica – Goldmedaillen. Objekte aus der württembergischen Kunstkammer und ihre Erwähnungen in den zeitgenössischen Inventaren. In: Ordnung über Distanzen hinweg. Inventare, Listen und das Verzeichnen von Objekten zwischen Räumen und Zeiten. (Hg.): Mona Garloff und Natalie Krentz (= MEMO. Medieval and Early Modern Material Culture Online. Special Issue 2 (2022)), 69–103.

Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 20 a Bü 15, 380.

Landesarchiv Baden-Württemberg – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A20a Bü 151, fol. 168v-169r, Nr. 25.

Landesmuseum Württemberg (Hg.): Die Kunstkammer der Herzöge von Württemberg. Erforschung von Bestand, Geschichte und Kontext, 3 Bde., Ulm 2017. <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/catalog/book/602>; <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/catalog/book/603>; <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/catalog/book/604> (Zugriff: 06.12.2022).

Lewerken, Heinz-Werner: Kombinationswaffen des 15.–19. Jahrhunderts. Berlin 1989.

Ohm, Matthias/Groß, Lilian: Waffensammlung. In: Kat. Stuttgart 2017, Bd. 2, 957–962, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/reader/download/603/603-17-87285-1-10-20191210.pdf> (Zugriff: 06.12.2022).



▲
Büttenfigurenpaar mit Kokosnüssen auf dem Rücken als Jakobspilger
Leodegar Grimaldo (nachweisbar 1601–1638), 1620
Holz geschnitzt und gefasst, Silbermontierung; 31,5 × 16,5 × 9,0 cm bzw. 29,5 × 15,0 × 8,5 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. KK braun 23, KK braun 24

„Ich bin dann mal weg“

Unter diesem Titel beschrieb der Kabarettist und Autor Hape Kerkeling 2006 seine Erfahrungen als Jakobspilger auf der Wanderung nach Santiago de Compostela zum Grab des Apostel Jakobus. Er folgte damit einer langen Tradition von Pilgerschaft, die sich seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts aus ganz Europa auf diese lange und gefährvolle Reise begaben. Entlang alter Reichs-, Wein- und Heeresstraßen orientierten sich die Routen an den vorhandenen Infrastrukturen mit Klöstern, Hospitälern und Herbergen zur Sicherung der Versorgung. Die Routen aus Württemberg führten über Ulm, Konstanz und Basel weiter nach Frankreich. Vom Bodensee waren es noch 2400 km bis zum spanischen Ziel.

Aus der Kunstkammer der Herzöge von Württemberg stammen zwei Büttenfiguren, die aufgrund der typischen Attribute Mantel, Pilgerhut und -stab sowie der Jakobsmuschel als Jakobspilger identifiziert werden können. Einen langen Weg haben die für den Stuttgarter Hof gefertigten Figuren aber nicht genommen, dafür stammen die Kokosnüsse, die das Pilgerpaar als Weinbütten auf dem Rücken tragen, aus weit entfernten, tropischen Ländern. Exotische Materialien wurden gerne in Kombination mit kunsthandwerklichen Preziosen verwendet und stellen die typische Verbindung von Naturalia und Artificialia, der natürlichen und menschlichen Genialität, dar (vgl. van Rijn, 2017: 559). Die Bütten verweisen zwar auf den Beruf des Winzers, der Büttenfiguren üblicherweise als Vorbild dient, die Kleidung – etwa der Spitzenkragen der Frau – weist sie jedoch als Angehörige eines höheren Standes aus, die sich eine solche Reise leisten konnten. Fernpilgerreisen waren lange dem Klerus und Adel vorbehalten und hatten hohes gesellschaftliches Ansehen, nach dem ab der Frühen Neuzeit auch die städtischen Eliten strebten. Die vor allem am Hut zu tragende Jakobsmuschel symbolisierte seit der Antike das Grab und sollte die Pilger schützen, sie bildete als Apotropäum damit eine „materiell greifbare Heilsversicherung“ (Zander-Seidel, 2010: 172).

Die Verschlüsse der Kokosnüsse sind als Hase (bei der Frau) und als Eichhörnchen (beim Mann) gestaltet, beide haben symbolische Bedeutung. Der Hase steht für Fruchtbarkeit, was eventuell der Anlass der Pilgerin für die Reise war. Das Eichhörnchen, das sich mit seinem buschigen Schwanz selbst vor dem Regen schützt, steht für geduldige Zuversicht, die sicher für eine lange und beschwerliche Reise nötig ist (vgl. Henkel/Schöne, 1996: Sp. 483, 493).

Henkel, Arthur/Schöne, Albrecht (Hg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, 1. Aufl. 1976. Stuttgart/Weimar 1996.

van Rijn, Maaïke: Bernstein, Kokosnuss und Koralle. Kunsthandwerk aus organischen Materialien. In: *Die Kunstkammer der Herzöge von Württemberg. Bestand, Geschichte, Kontext*, 3 Bde. Stuttgart 2017, Bd. 2, 557–559, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/reader/download/603/603-17-87272-1-10-20191210.pdf> (Zugriff: 08.12.2022).

Zander-Seidel, Jutta: *Pilgerfahrt und Prestige. Reisen nach Jerusalem und Santiago de Compostela*. In: Hess, Daniel/Hirschfelder, Dagmar, (Hg.): *Renaissance, Barock, Aufklärung: Kunst und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Nürnberg 2010, 167–177, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/reader/download/293/293-17-78832-1-10-20170828.pdf> (Zugriff: 07.12.2022).



▲
Landschaft mit spazierendem Paar
Niederländisch oder süddeutsch, um 1620–1625
Öl auf Eichenholz, 7,3 x 12,2 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. E 1337

Die Landschaft sehen

Warm scheint die Abendsonne, still ruht der See. Ein Paar schreitet am Ufer entlang, und obwohl in seiner Nähe ein steinernes Haus und im Hintergrund ein Kirchturm zu sehen sind, scheint vor allem Landschaft zu interessieren. Die Natur aufmerksam zu betrachten, fordert jedenfalls das Gemälde: Auf kleinstem Format bringt es – malerisch einfach, aber doch raffiniert – den Kontrast zwischen Erde, Luft und Wasser, das Lichtspiel im Blattwerk sowie Verschattungen und Spiegelungen zur Geltung. Bemerkenswert ist die Baumgruppe in der Mitte, deren Monumentalität den Tiefeneffekt verstärkt. Hier rahmt die Vegetation nicht, sondern figuriert im Zentrum, so wie dies in der flämischen Landschaftsmalerei um 1600 häufiger anzutreffen ist. Als zweites Vorbild ist der in Rom tätige deutsche Maler Adam Elsheimer (1578–1610) zu benennen, für dessen Bilderfindungen Wasserflächen eine wichtige Rolle spielen. Seine Gemälde mit den prototypischen Wanderern Tobias und der Heiligen Familie (in der *Flucht nach Ägypten*) sind im Kupferstich verbreitet und, etwa vom Augsburger Johann König (1586–1642) oder von David Teniers d. Ä. (1582–1649) aus Antwerpen, vielfältig adaptiert worden, sodass Spiegelungen im Wasser als Ausdruck einer sehr spezifischen Mode der Malerei im kleinen Kabinettformat gelten können (vgl. Klessmann, 2006: 152–155, 164–169, 174–177, 236–243, 270–273). Zur gleichen Zeit, ab dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, wurde insbesondere in Holland die eigene Umgebung bildwürdig: Teil von Landschaftsdarstellungen wurden zunehmend Stadtbürger, die beim Spaziergehen Erholung suchten. Man sah damit die durch Wanderwege angeeignete, domestizierte Natur – weder bedrohliche Wildnis noch weite Panoramen. War damit die Einmaligkeit und Gefährlichkeit tatsächlicher Reisen in Bildbetrachtung überführt worden, so ging es nun um die Erschaffung erwanderter Nähe (vgl. Bartilla, 2000; Büttner, 2000; Biesboer, 2008: 22–25).

Die *Landschaft mit spazierendem Paar* schließt an die verschiedenen zeitgenössischen Anregungen an. Während aus dem Blattschlag künstlerische Routine spricht, verarbeitet sie diese auf höchst eigenständige Weise. Das und die dünne Eichenholztafel als Bildträger spricht für einen engen Bezug zur niederländischen Landschaftsmalerei, wobei durchaus vorstellbar ist, ihren Ursprung unter der jüngeren Generation von Exulant*innen in Frankenthal zu suchen, wo zuvor die Waldlandschaft dominiert hatte. Nach Stuttgart war es nicht weit, zudem erscheint die Herkunft des Gemäldes aus der Kunstkammer der württembergischen Herzöge durchaus plausibel. Das virtuelle Wandern zwischen Kunst und Natur hatte dort seinen Ort.

Bartilla, Stefan: Die Wildnis. Visuelle Neugier in der Landschaftsmalerei. Eine ikonologische Untersuchung der niederländischen Berg- und Waldlandschaften und ihres Naturbegriffs um 1600, Diss. Freiburg 2000, <https://freidok.uni-freiburg.de/data/1893> (Zugriff: 08.12.2022).

Biesboer, Pieter: De Gouden Eeuw begint in Haarlem (Ausst.-Kat. Frans Hals Museum, Haarlem; Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung, München). Haarlem/Rotterdam 2008.

Büttner, Nils: Die Erfindung der Landschaft. Kosmographie und Landschaftskunst im Zeitalter Bruegels. Göttingen 2000.

Klessmann, Rüdiger: Im Detail die Welt entdecken. Adam Elsheimer 1578–1610 (Ausst.-Kat. Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt; National Gallery of Scotland, Edinburgh; Dulwich Picture Gallery, London). Frankfurt am Main/Wolfratshausen 2006.



Zählbare Schritte

Um Karten zu erstellen, die zum Reisen verwendet werden können, braucht es möglichst genaue Daten über Entfernungen und Streckenverläufe. Ab dem 16. Jahrhundert bestimmten Landvermesser den Abstand zwischen zwei Punkten, die Teil der zu vermessenden Route waren, mittels Schnüren und Ketten von definierten Längen. Aus der Zahl der aneinandergelagerten Messketten ließ sich die Gesamtstrecke errechnen. Um dieses langwierige Verfahren zu beschleunigen, wurden mechanisierte Entfernungsmesser entwickelt. So wurden Umdrehungen von Kutschrädern mittels eines Zählwerks ausgewertet. Ein anderes Beispiel sind Schrittzähler. Ein Landvermesser befestigte einen solchen Mechanismus am Körper, eine Zugverbindung zwischen dem Schrittzähler und dem Bein löste bei jedem Schritt das Zählwerk aus. Bei dem abgebildeten Exemplar aus der Kunstkammer der Herzöge von Württemberg ist am oberen Rand der entsprechende Auslösehebel sichtbar. Das Zählwerk führte – heute nicht mehr vorhandene – Zeiger über die Skalen der Oberseite, von denen die Anzahl der getätigten Schritte ablesbar war.

◀
Schrittzähler in Taschenuhrform
Wohl süddeutsch, 17. Jahrhundert
Messing, graviert, vergoldet, Kupfer, versilbert
Gehäuse mit Verschluss: Höhe 9,7 cm, Breite 7,7 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. KK rosa 82

Landesmuseum Württemberg (Hg.): Die Kunstkammer der Herzöge von Württemberg. Erforschung von Bestand, Geschichte, Kontext, 3 Bde., Bd. 2, Ulm 2017. <https://books.ub.uni-heidelberg.de/arthistoricum/catalog/book/603> (Zugriff: 19.08.2023).



▲
Arkadische Landschaft mit antiken Ruinen und „fahrendem Volk“
Giovanni Battista Innocenzo Colomba, um 1770
Öl auf Leinwand, 61,5 × 76 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 1983-40

Gezwungen unterwegs

Sie kampieren unter freiem Himmel: Während die Frauen in zerrissener Kleidung kochen und für ihre Kinder sorgen, liegt ein junger Mann im Gras. Ein anderer hat den Sockel eines ruinösen Denkmals erklommen und bildet mit seiner Haltung ein Pendant zu einer liegenden weiblichen Figur aus grauem Stein. Unterhalb ist ein gut gekleideter Spaziergänger mit Hut, Stock und Hund zum Stehen gekommen. Er neigt sich leicht zu einer bettelnden Frau und deren Tochter, während seiner Begleiterin bereits aus der Hand gelesen wird. Die Begegnung mit den Fremden findet in einer Ruinenlandschaft statt, deren bewachsene Bauten allerdings keine antiken Vorbilder zitieren, sondern mit ihrer fantasievollen Architektur kulissenhaft wirken.

Tatsächlich war der Maler, der aus einer Tessiner Künstlerfamilie stammende Innocenzo Colomba (1717–1801), auf dekorative Ensembles wie Deckenfresken spezialisiert. Er wurde zwischen 1751 und 1768 vom württembergischen Herzog Carl Eugen für die Ausstattung des Ludwigsburger Hoftheaters angestellt und ging später nach London, wo er anfangs auch mit konventionellen Gemälden wie diesem Fuß zu fassen versuchte und in der Royal Academy ausstellte (vgl. Pedrini Stanga, 1994: 188–214). Mit der atmosphärisch beleuchteten Landschaft und den nicht recht dazu passenden wollenden nächtlichen Lichteffekten der Kochstelle zeigte er, was er konnte.

Der Kunsttradition folgend, romantisierte er das Elend der Lagernden – zu seiner Zeit als „Zigeuner“ kriminalisiert – als exotische Staffage einer südlichen Sehnsuchtslandschaft. Während die Armen unterwegs blieben und fernab im Freien nächtigen mussten, gingen nicht nur die dargestellten Wandernden, sondern vermutlich auch die zeitgenössischen Betrachter*innen des Gemäldes amüsiert nach Hause.



Mit Wanderstab und Flötentönen

Das Wandern war ein verbreitetes literarisches Motiv der Romantik und wurde zu einer beliebten Freizeitbeschäftigung des Bürgertums. Der Spazierstock wurde somit ein modisches Accessoire, in den findige Konstrukteure verschiedene Geräte wie Waffen, Sonnenschirme, Fernrohre oder auch Musikinstrumente einbauten. Vor allem Blasinstrumente wie Blockflöten, Querflöten, Piccolos, Klarinetten und Trompeten in Form eines sogenannten Systemstocks waren sehr populär, aber auch Violinen ließen sich so herstellen, indem ihr Streichbogen im hohlen Inneren des schmalen Korpus verstaut wurde. Diese Instrumente waren dazu gedacht, sich im Freien mit Musik zu vergnügen. Die hier abgebildete dreiteilige Stockquerflöte mit sechs Grifföchern ist mit einer als Astknoten getarnten Klappe und einem Resonanzloch auf der Rückseite versehen.

Die Praxis, Musikinstrumente in Alltagsgegenständen zu verstecken, geht mindestens auf die Renaissance zurück. Der früheste Hinweis auf Flöteninstrumente in Form von Wanderstöcken findet sich im Nachlass des 1547 gestorbenen englischen Königs Heinrich VIII. (vgl. Betz, 1992: 10). Christoph Weigel berichtete 1698 über die berühmten Nürnberger „Pfeiffen-Macher“, die Flöten als Spazierstäbe verfertigten (vgl. Weigel, 1698: 237 f.). Die wandertauglichen Instrumente erlebten ihre Blütezeit im frühen 19. Jahrhundert, wie erhaltene Exemplare aus Süddeutschland und des Schweizlers Ulrich Ammann (1766–1842) belegen. Vor allem die aus dem ungarischen Kulturraum stammende Stockblockflöte (Csakan) fand – auch begleitet von der Gitarre oder dem Tafelklavier – große Verbreitung im Wiener Musiksalon (vgl. Thalheimer, 2000).

◀
Stockquerflöte
Süddeutschland, um 1800
Ahorn, Messing, Ergänzungen aus Neusilber; Länge: 87 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 2013-86

Betz, Marianne: Der Csakan und seine Musik. Wiener Musikleben im frühen 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel einer Spazierstockblockflöte. Tutzing 1992.

Thalheimer, Peter: Csakan Musik – Eine Nische im heutigen Blockflötenrepertoire. In: *Tibia* 25 (2000), 288–295.

Weigel, Christoph: Abbildung der Gemein-Nützlichen Hauptstände. Regensburg 1698.



Arcanum auf Wanderschaft

Erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts war es in Europa möglich, Hartporzellan herzustellen. Zuvor wurden Porzellane aus Asien importiert. Dabei legten sie weite Strecken über Meere und Länder zurück. Europäische Fürsten wie August der Starke von Sachsen verfielen regelrecht der *maladie de porcelain*, der Porzellankrankheit, um ihre Schlösser mit unzähligen dieser Objekte zu schmücken (vgl. Stöber/Boltz, 2001). Unter ihm wurde die erste europäische Porzellanmanufaktur in Meißen gegründet. Nach jahrelangen Versuchen war es Johann Friedrich Böttger (1682–1719) und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus (1651–1708), ursprünglich auf der Suche nach einem Herstellungsverfahren für Gold, gelungen, Hartporzellan herzustellen, das *weiße* Gold.

Das Geheimnis der Herstellung des *Arcanum Universalis* galt es zu hüten, weshalb Böttger streng bewacht wurde und auch andere Mitarbeiter Sachsen nicht verlassen durften. Dennoch gelang es, einige Handwerker aus Meißen abzuwerben, und so wurden in der Nachfolge an anderen Fürstenhöfen wie Wien oder Mainz (Höchst) und ab 1758 in Ludwigsburg Manufakturen gegründet. Auch für die Mitarbeiter dieser Manufakturen galt Residenzpflicht, sie durften ohne Erlaubnis das Land nicht verlassen. Dennoch wanderten die Künstler bei besseren Angeboten von einer Manufaktur zur nächsten und brachten so neue Erfahrungen oder auch Vorlagen mit sich.

Beliebte Motive auf den Porzellanen waren idyllische Landschaften, die durch Wandernde belebt wurden. Sie zierten alle Teile von Kaffee- oder Teeservices wie Teller, Tassen, Kannen sowie Tee- und Zuckerdosen. Erst mit der Zugabe von Zucker gewannen die neuen exotischen Getränke Tee, Kaffee und Schokolade ab dem 17. Jahrhundert an Beliebtheit und sind aus der heutigen Tischkultur nicht mehr wegzudenken. Die hier gezeigte Zuckerdose gehörte wohl ursprünglich zu einem Service, das als *Solitär* für eine Person, als *Tête à Tête* für zwei oder aber mehrteilig für größere Runden gefertigt wurde. Dabei richteten sich die gemalten Motive der Dekors häufig nach den Wünschen der Auftraggeber. Da die Aufglasurfarben bei niedrigen Temperaturen gebrannt werden mussten, sind sie anfälliger für Abreibungen als Unterglasurfarben. Ihre Empfindlichkeit führte dazu, dass solche Services heute nur noch selten hergestellt und gebraucht werden.



Zuckerdose mit Landschaftsmalerei (Wanderer)
Ludwigsburg, Ende 18. Jahrhundert
Porzellan, bemalt; Höhe 7,5 cm, Durchmesser 10,8 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. GG 3179



Die Musik der Wandervögel – Volkslieder mit Zupfgeige

Die Musik spielte in der Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. Das gemeinsame Singen prägte das kollektive Gefühl der „Wandervögel“, vor allem städtischer Jugendlicher, für die Natur und das damit verbundene einfache Leben eine befreiende Wirkung hatte. Das wichtigste Liederbuch für diese Vereine war der 1909 erstmalig erschienene *Zupfgeigenhansl*. Der Herausgeber, Hans Breuer, Medizinstudent in Heidelberg, sammelte Volks- und Fahrtenlieder, die insbesondere mit Gitarre – auch Zupfgeige oder Gitarrenlaute genannt – begleitet werden konnten. Dafür waren die späteren Ausgaben ab 1914 mit Akkordsymbolen und Spielanweisungen versehen. Die Melodien reichten vom späten Mittelalter bis in die Zeit um 1900 und waren in 16 thematische Bereiche gegliedert, zum Beispiel *Abschied*, *Minnedienst*, *Sommerlust*, *Auf der Landstraße* oder *Auf Schiffen und Rollwagen*.

Die romantisierende Verklärung von alten Zeiten lässt sich auch im Aussehen der damals populären Wandervogelgitarre erkennen. Gebaut wurde sie in Form einer Laute, eines typischen Instruments der Renaissance. Die dargestellte Zupfgeige ist sogar mit zusätzlichen Basssaiten versehen, ähnlich wie die Theorben aus der Barockzeit, welche die Gesangsmelodien begleiteten. Im Gegensatz zum leichten Klang und zur fragilen Bauweise der historischen Lauten mussten die Zupfgeigen robust und laut genug sein, um sie beim Singen im Freien spielen zu können. Die sechs Einzelsaiten und die Metallbünde auf dem Griffbrett wurden von der modernen Gitarre übernommen.

◀
Gitarrenlaute mit Basssaiten
Deutschland, um 1910
Ahorn, Fichte, 117 × 34,5 × 17 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 2010-43

Breuer, Hans (Hg.): *Der Zupfgeigenhansl*. Darmstadt 1909.

Müsch, Irmgard/Wagner, Josef M./Braun, Jasmin: *Freud und Leid in Dur und Moll: Musikkultur in Baden-Württemberg*, Stuttgart: Landesmuseum Württemberg 2010, 63 f.



▲
Baumwollkittel, beim Wandervogel getragen
Süddeutschland, um 1920
Baumwolle, hand- und maschinengenäht, 74 x 71 cm
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 1993-315

Einfache Kleidung für echtes Naturerlebnis

Bei der Wandervogelbewegung, die als erster Impuls der Jugendbewegungen im frühen 20. Jahrhundert gilt, stand die Naturerfahrung ganz im Vordergrund. „Das Wandern unter der deutschen Jugend fördern, den Sinn für das Naturschöne wecken und der Jugend Gelegenheit geben, Land und Leute der deutschen Heimat aus eigener Anschauung kennen zu lernen“ – so wurden schon 1913 die zentralen Motive der Bewegung auf dem „Fest der Jugend“ auf dem Hohen Meißner im Kaufunger Wald bei Kassel benannt (Freideutsche Jugend, 1913: 6, zit. nach Herrmann, 2006: 13). Gerade unter der akademisch-städtischen Jugend erfreute sich die Wandervogelbewegung großer Beliebtheit.

Auch in Bezug auf die Kleidung sollte das Natürliche ganz im Vordergrund stehen. Ein charakteristisches Kleidungsstück ist daher auch dieser in den 1920er-Jahren von seinem Besitzer bei Treffen der örtlichen Wandervogelgruppe mit offenem Kragen und Ledergürtel getragene Baumwollkittel. In seiner Einfachheit war er nicht nur Ausdruck einer Alternativkultur, sondern auch Zeichen der Befreiung von den Zwängen der Mode. Die bürgerliche Mode des frühen 20. Jahrhunderts war noch stark von einer gewissen Steifheit geprägt. Mieder und Korsetts, feste Zylinder, Kragen und kantig geschnittene Herrenröcke fungierten als sichtbare Codes zur Repräsentation der Zugehörigkeit zu den sogenannten oberen sozialen Klassen. Mit der Hinwendung der Wandervogelbewegung zur Natur und allem, was einfach, natürlich und authentisch erschien, wurde auch die Kleidung zu einem Statement neuer Einfachheit.

Auch Frauen – die bei den ersten Wandervogelgruppen zwar noch in der Unterzahl, aber doch präsent waren – trugen häufig Kittel dieser Art oder luftig fallende, gerade geschnittene Kleider ohne Mieder und aufwendige Verzierungen: sogenannte Reformkleider, die häufig selbst genäht wurden. Die Kleidung der Wandervogelbewegung steht damit stellvertretend für verschiedene „Reformmoden“, die sich im frühen 20. Jahrhundert in unterschiedlichen sozialen Gruppen entwickelten. Frauenrechtlerinnen, Mediziner*innen und Künstler*innen sagten dem Korsett den Kampf an und betonten die Wichtigkeit eines gesunden Körpers, der durch Kleidung nicht eingezwängt werden dürfe. Die Wandervogelbewegung hatte auf ihre Art großen Anteil an einer Modeentwicklung, die mit Sportbekleidung, ersten Hosen für Frauen und bewegungsfreundlichen Entwürfen ins 20. Jahrhundert startete.

Herrmann, Ulrich (Hg.): „Was ist der Wandervogel?“. Aus der Festschrift „Freideutsche Jugend“. Zur Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner 1913. In: Ders. (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit ...“ Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung. Weinheim/München 2006, 11–14.

Köhler, Günter: Die Anfänge des Mädchenwanderns in Groß-Lichterfelde. Berlin 1987, 273.

Linse, Ulrich: „Wir sträuben uns auch ein wenig gegen fanatische Reformer“. Jugendbewegter Lebensstil oder lebensreformerische Jugenderziehung? München 2006, 205–231.

Stambolis, Barbara: Im Zeichen von ‚Natürlichkeit‘: Lebensreformerische Gesellschaftskritik und Zukunftsentwürfe. In: Großmann, G. Ulrich u. a. (Hg.): Aufbruch der Jugend. Deutsche Jugendbewegung zwischen Selbstbestimmung und Verführung (Ausst. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg). Nürnberg 2013, 28–33.

112



▲
Wasserabweisende Funktionsjacke/Outdoorjacke
Fabrikat: Columbia
Anfang 21. Jh.
Privatbesitz



▲
Wanderstiefel
Fabrikat: Jack Wolfskin
Anfang 21. Jh.
Privatbesitz



Leichten Fußes in die Natur

Obwohl *der* Wandervogel als Jugend- und Wanderbewegung des frühen 20. Jahrhunderts historisch schwer zu fassen ist und es sich eher um eine Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Gruppen, Verbände und Vereine wie den *Wandervogel Ausschuss für Schülerfahrten*, den *Steglitzer Wandervogel e. V.*, die *Altwandervögel* oder den *Verband deutscher Wandervögel* handelt ¹, ist das Bild von wandernden Jugendgruppen in der freien Natur in praktischer Kleidung fest im kulturellen Bildgedächtnis verankert. Dabei waren es vor allem junge Bildungsbürger*innen und Jugendliche der städtisch-akademischen Gesellschaft, die zu glühenden Anhänger*innen unterschiedlicher gesellschaftskritischer Lebensreformbewegungen wurden. Unter der Devise „Licht, Luft, Sonne“ zogen auch die Wandervögel gegen Muff und Selbstzufriedenheit der gründerzeitlichen Salonkultur zu Felde (vgl. Respondek, 2012: 5).

¹ Eine sehr ausführliche Geschichte des Wandervogels bietet Helwig, 1998.

Wie sehr sich die Ideale von Naturverbundenheit, Einfachheit und Authentizität auch in der Kleidung der Wandervögel zeigten, veranschaulichen diese Schuhe, die von ihrer Trägerin während vieler Gruppentreffen und Wanderungen in den 1920er-Jahren getragen wurden. Die einfachen, flachen Lederschuhe sind oben offen und werden über dem Spann lediglich von groben Schnürsenkeln zusammengehalten. Die Vorderkappe ist breit und bietet den Zehen Bewegungsfreiheit.



Damenschuhe, beim Wandervogel getragen
Süddeutschland, um 1920–1930
Leder, Gummi, Metall
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. 1993-313 a-b

Helwig, Werner: Die blaue Blume des Wandervogels. Vom Aufstieg, Glanz und Sinn einer Jugendbewegung. Baunach 1998.

Herrmann, Ulrich: Wandervogel und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg. In: Ders. (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit ...“. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung. Weinheim/München 2006, 30–79.

Respondek, Anna S.: Die Abkehr von der Scheinkultur. Die Kleidung der Wandervögel als Spiegel ihrer Gesinnung und innerer Einstellung. Seminararbeit TU Dresden 2012, <https://www.grin.com/document/370944> (Zugriff: 07.12.2022).



▲
Junggesellenplakette der Kreishandwerkerschaft Riedlingen
Alfons Feuerle, um 1935
Bronze, 114,5 × 73 mm, 135,66 g
Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Inv.-Nr. MK 2011-173

Zur Erinnerung an das Gesellenwandern

Seit dem Spätmittelalter war es üblich, dass sich Handwerksge­sel­len nach der Freispre­chung, dem Ende ihrer Lehrzeit, auf eine Wan­de­rung begaben. Während mehrerer Jahre lernten die Ge­sel­len fremde Re­gionen oder gar Län­der, andere Meister und auch neue Arbeitstechniken kennen (vgl. Bade, 1982; Kuba, 1990; Bohnenkamp/Möbus, 2020: 16 ff.). 2014 wurde die Handwerksge­sel­lenwanderschaft in das bundesweite Verzeichnis des Imma­teriellen Kulturerbes aufgenommen.

Dem Andenken an das Gesellenwandern dient eine Plakette, die von der Kreishandwerkerschaft Riedlingen an der Donau (Landkreis Biberach) herausgegeben und von Alfons Feuerle (1885–1968) geschaffen wurde. Der Medailleur und Bildhauer Feuerle, der an der Kunstgewerbeschule in München studiert hatte, war seit 1920 Lehrer an der Fachschule für Edelmetallgewerbe in Schwäbisch Gmünd und hatte dort auch sein Atelier (vgl. Trier, 2003: 257; Weisser, 2014: 44 f.

Auf seiner Plakette zeigt Feuerle einen Blick auf die Innenstadt von Riedlingen mit dem Donauwehr vor den wichtigsten Sakral- und Profanbauten der Stadt. Zwischen dem Kreis- und Stadtwappen findet sich oben die Inschrift DEM JUNGGESELLEN, unten steht – unterbrochen vom Wappen der deutschen Handwerkerschaft mit Hammer, Eichel und Eichenblatt – KREISHANDWERKERSCHAFT RIEDLINGEN. Im linken Vordergrund sind zwei Männer dargestellt, die durch ihre Ausstattungsstücke eindeutig als wandernde Gesellen gekennzeichnet sind: In seiner rechten Hand hält der linke Mann den „Stenz“, den Wanderstab. Beide Gesellen tragen an der linken Hüfte den „Charlottenburger“ (oder „Charly“ bzw. „Berliner“), ein bedrucktes Tuch, in das ihr Hab und Gut eingewickelt ist. Die beiden nach links wandernden Handwerksge­sel­len hat Feuerle in weiteren Werken dargestellt: Sie finden sich auch auf den Vorderseiten seiner Medaillen, die von verschiedenen Kreishandwerkerschaften als Andenken an das Gesellenwandern ausgegeben wurden (vgl. Klein, 1990: 212–214).

Bade, Klaus J.: Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policy. Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbereform. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 69 (1982), 1–37.

Bohnenkamp, Anne/Möbus, Frank: „Mit Gunst und Verlaub!“ Reisende Handwerker: Tradition und Alternative. Göttingen 2020.

Kuba, Martina: Passauer Handwerker. Gesellenwanderung im 19. Jahrhundert (= Passauer Studien zur Volkskunde 3). Passau 1990.

Klein, Ulrich: Neuerwerbungen Münzkabinett. In: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen Baden-Württemberg 27 (1990), 206–212.

Trier, Dankmar: Stichwort „Feuerle, Alfons“. In: Saur allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, 39. München 2003, 257.

Weisser, Bernhard: Medailleure in Deutschland während des Ersten Weltkrieges, Teil 4: Franz Eue bis Alfons Feuerle. In: MünzenRevue 12 (2014), 39–45, http://www.numismatische-gesellschaft-berlin.de/files/04_Medailleure_WK_Eue_Feuerle.pdf (Zugriff: 7.12.2022).



Kapitel 02

Orte



► Erinnerungen an die Landesstelle für Volkskunde

Gustav Schöck

Dr. Gustav Schöck, Volkskundler, Landeshistoriker und Altphilologe, war ab 1972 an der Landesstelle tätig. Er verstand die Landesstelle für Volkskunde als eine „zentrale Dienstleistungsagentur“ und legte entsprechenden großen Wert auf Vermittlungsarbeit sowie Beratung und Vernetzung. Während seiner Dienstzeit und als Leiter der Landesstelle für Volkskunde von 1990 bis 2006 in der Nachfolge von Irmgard Hampp intensivierte er nicht nur die Zusammenarbeit mit dem „Museum der Alltagskultur“ in Waldenbuch, sondern trug durch seine rege und thematisch weitreichende Vortrags- und Beratungstätigkeit auch dazu bei, die Landesstelle für Volkskunde als Institution in Württemberg zu etablieren. Zudem war er fast 40 Jahre lang (1982–2020) Mitglied der Jury des Landespreises für Heimatforschung, davon die letzten acht Jahre als Vorsitzender.

Was zählte zu Ihren maßgeblichen und intensivsten Erfahrungen während Ihrer Zeit an der Landesstelle für Volkskunde?

Volkskunde ist für mich eine Art Lebenswissenschaft. Und zwar geht es eben nicht nur um dekorative Dinge, sondern wenn man die Sachen, auch wenn sie dekorativ sind, richtig begreifen will, sind sie im Kern ja wesentliche Bestandteile des Lebens. So hab ich das immer gesehen. Das kam natürlich von Prof. Bausinger und auch ein Stück weit von Prof. Dölker. Für mich war es eine Alltags- und keine Feiertagskunde. Ich bin ja relativ häufig von Medien, hauptsächlich Zeitungen und Radio, interviewt worden, und da habe ich auch immer versucht, deutlich zu machen, dass volkskundliche Themen nicht so ein dekoratives Häubchen sind, sondern ein Stück Lebensinhalt darstellen. Das zu vermitteln war mir sehr wichtig.

Was gehörte zu Ihren Aufgaben – zu Anfang und später als Leiter?

Ich will meine Zeit bei der Landesstelle selbstverständlich nicht nur auf meine Zeit als Leiter beschränken, denn ich hab zuvor einiges an internen Ordnungsarbeiten erledigt. So zum Beispiel das umfangreiche Diaarchiv komplett neu geordnet und benutzerfreundlich gestaltet. Das Diaarchiv wurde damals von Prof. Dölker eingerichtet. Er war bei Vorlesungen, bei Seminaren, aber auch bei Vorträgen außerhalb häufig mit Dias unterwegs. Und er hat sehr viel mit Bildern gearbeitet. Ich habe dann hier auch die gesamte Registratur überarbeitet, erweitert, angepasst und so weiter. Das war eine ziemlich mühsame Arbeit und hat ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie auch für künftige Aspekte offen sein sollte.

Anfang der 1970er-Jahre war Frau Dr. Hampp Leiterin der Landesstelle. Als Frau war das damals eher noch die Ausnahme. Wie war Ihre Zusammenarbeit?

Frau Dr. Hampp war sehr stark mit der inneren Organisation beschäftigt. Für mich gehörte die Vertretung nach außen – Vorträge und Interviews, Gremienarbeit usw. – schon früh zu meinen Aufgaben. Sie hat sich aufgrund von körperlichen Einschränkungen nicht in der Öffentlichkeit präsentiert. Wir kamen uns da nicht in die Quere, sondern haben uns sehr gut ergänzt. Und ich wurde dann sehr schnell der Repräsentant der Landesstelle nach außen. Ich war z. B. über Jahre hinweg mit dem nordwürttembergischen Landfrauenverband sehr engagiert. Das Maximum an Vorträgen, die ich dort gehalten habe, waren in einem Winterhalbjahr einmal 23 Veranstaltungen.

Ihre Vorträge waren vielfältig, sowohl was die Themen als auch die Institutionen betrifft, bei denen Sie vorgetragen haben: Volkshochschulen, Geschichtsvereine, Landfrauen, Medien wie Rundfunk und TV oder bei der Evangelischen Akademie.

Ein Schwerpunkt bei den Themen, das war schon von den Jahreszeiten her gesehen unvermeidlich, bildete das Kapitel Bräuche. Damit verbindet man ja in der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW) und Volkskunde seit längerer Zeit keine exotischen Vorstellungen mehr, sondern sieht sie mit dem Leben verankert. Weitere Themen waren mir wichtig: Vereine, Baukultur, Namen, Hexenprozesse, Gerätschaften usw.

Wir hatten einen sehr pragmatischen, alltagsorientierten Zugang zur Volkskunde. Das gilt auch für Frau Dr. Hampp. Sie war noch etwas jünger als Prof. Bausinger, beide haben zusammen in Tübingen studiert und hatten ein sehr ähnliches Grundverständnis für das Fach. Ich sage es mal ganz pauschal, für sie galten Erklärungsansätze des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Frau Hampp war wie gesagt sehr pragmatisch orientiert. Und ich – aus der Landwirtschaft kommend – habe da auch keine romantisierenden fachlichen Vorstellungen entwickelt, zu keiner Zeit. Wir haben uns immer darum bemüht, wissenschaftlich begründete, aber auch für die Allgemeinheit verständliche Auskünfte zu geben. Ich bin sehr für das Erklären, aber nicht von der hohen Warte aus. Es geht ja vor allem darum, dass man im konkreten Fall und vor Ort auf die Anliegen eingeht, die Leute direkt anspricht und fundierte Erklärungen vermittelt.

122



▲ Dr. Gustav Schöck auf Inventarisierung im Schönbuch, Herbst 1976

Sie waren auch viele Jahre in der Jury zum Landespreis für Heimatforschung in Baden-Württemberg. Wie kam es dazu, wann wurde der Preis initiiert?

Der Landespreis für Heimatforschung wurde im Jahr 1982 ins Leben gerufen. Es lag nahe, dass die Landesstelle jemanden für die Jury benennen sollte. Frau Hampp sagt sofort: „Das machen Sie!“ Ich gehörte also zum „Ur-Inventar“ des Landespreises für Heimatforschung, und da ist mir dann auch relativ rasch innerhalb der Jury eine wichtige Rolle zugewachsen. In den letzten acht Jahren meiner Zugehörigkeit zur Jury war ich dann deren Vorsitzender.

Innerhalb der Landesstelle für Volkskunde haben Sie die Dokumentationssystematik überarbeitet und die bereits angelegte Zeitungsausschnittsammlung weiter ausgebaut.

Diese zentrale Registratur im Sinne einer aktuellen Dokumentation, die den gesamten Themenkatalog der Volkskunde umfasst, habe ich überarbeitet und immer wieder aktualisiert. Sie war halt auch schon etwas angestaubt, ich habe sie sozusagen von A bis Z neu „organisiert“. Mein späterer Kollege, Gerhard Prinz, hat mal gesagt, wer diese Systematik baut, der hat auch was im Kopf. Diese Systematik, das war für mich ein wichtiges Stück Arbeit und dann auch praktische, konkrete Aufgabe. Und ich durfte – musste – jeden Tag Zeitung lesen.

► Abteilungsausflug des Landesstellenteams, Juli 1978
Irmgard Hampp (Leitung), Gustav Schöck (wiss. Mitarbeiter)
und Frau Scholz (Sekretärin)

◀ Dienstgebäude der Alexanderstraße 9a in Stuttgart



Wie kam es zur Idee der Zeitungsausschnittsammlung?

Die Idee, ein solches Archiv anzulegen, stammte im Kern nach meiner Kenntnis aus dem Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen. Ich habe das Zeitungsarchiv als eine umfassende, aktuelle Dokumentation verstanden. Es war eine wichtige Dokumentation der Alltagskultur und sie war thematisch offen. Nur ein kleines Beispiel: Für einen traditionellen Volkskundler wäre das Thema „Hochzeit“ mit dem Aspekt „Heiraten“ abgeschlossen. Ich habe für das Zeitungsarchiv auch das Stichwort „Scheidung“ angefügt als thematisch dazugehöriger Aspekt.

Man muss diese Arbeit ja noch unter den Bedingungen der vorelektronischen Medien betrachten. Ich erinnere mich noch gut, wie der damalige Museumsleiter Prof. Himmelein gemeint hat, das braucht man nicht. Später hat er sich dann korrigiert.

Zu den Tätigkeitsfeldern der Landesstelle für Volkskunde in der Vergangenheit gehörte auch die Mitarbeit bei Ortsumbenennungen?

Ein gesetzlicher Auftrag für die Landesstelle war und ist die beratende Tätigkeit bei der Änderung und Findung von Ortsnamen. Das war während der Zeit der Gemeindereform Anfang der 1970er-Jahre eine zentrale Aufgabe. Gelegentlich gab es komplizierte Verhandlungen, wenn ein neuer Ortsname touristisch „attraktiv“ sein sollte. Für uns waren bei der Namensgebung zwei Aspekte wichtig: Zum einen sollte der neue Name historisch und sprachlich korrekt sein, und zum andern sollten sich die Gemeinden mit ihm identifizieren können.

Das hat uns wirklich sehr beschäftigt. In meiner Anfangszeit, da war ja die Hochphase der Gemeindereform mit Zusammenschlüssen von mehreren Gemeinden. Ich habe damals den Eindruck gewonnen, dass das Feld der Umbenennung, Neubenennung von Ortsnamen gerne von Kommunalpolitikern in den Vordergrund geschoben wurde, um von anderen Problemen abzulenken. Wir waren auch erfindungsmäßig beteiligt bei der Neuschöpfung von Namen. Es gibt einige Namen, bei denen ich das Urheberrecht hätte, wenn es in diesem Fall ein solches gäbe.

Zum Beispiel?

Also südlich von Schwäbisch-Hall gibt es die Gemeinde Fichtenberg. Sie liegt im Schwäbischen Wald und ist ein Zusammenschluss von mehreren Gemeinden. Frau Dr. Hampp und ich hatten als neuen Namen „Waldtann“ vorgeschlagen. Da hat der Bürgermeister angerufen und gemeint, das ist schon schön und gut, aber das Wort fange mit „W“ an, das steht im Alphabet ganz hinten. Die Gemeinde wäre im Alphabet lieber weiter vorne. Wenn irgendwelche Gremien mit Listen arbeiten, dann ist „W“ hinten und dann bekomme man kein Geld mehr! Wie auch immer, sie möchte gerne weiter vorne sein. Dann haben wir wieder ein Weilchen „rumgehirnt“, und die Gemeinde heißt jetzt Fichtenberg.

Ein weiteres Beispiel ist die Gemeinde Ammerbuch. Der Name ist auch in der Landesstelle erfunden worden. Von Frau Dr. Hampp deshalb vorgeschlagen, weil die Teilgemeinden fast alle an der Ammer liegen, die südlich des Schönbuchs von Herrenberg nach



Tübingen fließt. Ihr Vorschlag: Verbinden wir beides, Ammer und Schönbuch. Vom Klang und von der Grammatik her klingt es nach einem alten Namen.

Ein weiteres Beispiel ist der Ortsname Lauterstein. Die Gemeinde liegt südöstlich von Göppingen. Sie besteht aus dem kleinen Städtchen Weißenstein und dem Dorf Nenningen. Durch beide Gemarkungen fließt ein kleiner Bach, die Lauter. Die Lauter verbindet also beide, und der historisch etwas gewichtigere Ort ist Weißenstein. Mein Vorschlag lautete deshalb „Lauterstein“. Und so wurde es auch akzeptiert.

In der Neufassung der Gemeindeordnung war für die Zusammenschlüsse eigentlich formuliert, dass Doppelnamen nicht gewünscht sind und vermieden werden sollten. Aber die Landesregierung hat aus Schwäche oder warum auch immer selber einen prominenten Zusammenschluss mit Doppelnamen kreiert: Villingen-Schwenningen. In der unmittelbaren Nachbarschaft gibts einen weiteren Doppelnamen: Fluorn-Winzeln. In der Vorgeschichte gab es einen Brief vom damaligen Finanzminister an das Innenministerium, der neue Ort müsse Fluorn-Winzeln heißen. Und wenn der Finanzminister so was schreibt, dann können wir tausendmal argumentieren, das geht nicht. An diesen wenigen Beispielen wird deutlich, dass es zum Teil mühselige Diskussionen mit den Verwaltungsleuten vor Ort gab. An dem Namensgebungsverfahren waren noch beteiligt: das federführende Innenministerium und das Staatsarchiv. Nachrichtlich

wurden noch die Bundesbahn und die Post einbezogen. Das war ein festgelegter Rundlauf, wobei ich schon sagen möchte, dass Frau Hampp und ich quasi die Kreativabteilung waren.

Wie kam es dann 1979 zur Eingliederung ins Württembergische Landesmuseum und wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit Abteilung und Museum?

Mit der Zuordnung der Denkmalpflege ins Innenministerium erfolgte auch die „Umresortierung“ der Landesstelle ins Landesmuseum. Mit Rücksicht auf Frau Dr. Hampp – sie galt als unantastbare Autorität, als eine Art „Platzhirschin“ – veränderte sich zunächst im Grunde nichts. Sie nahm auch an keiner Abteilungs-sitzung teil. Erst nach ihrem Ausscheiden 1990, zeitgleich mit der Eröffnung des Museums für Volkskultur in Waldenbuch, wurde die Landesstelle voll in die Abteilung integriert.

Innenminister war zu diesem Zeitpunkt Lothar Späth geworden, und er hat dafür gesorgt, dass die Denkmalpflege aus dem Wissenschaftsministerium weg ins Innenministerium kam. Einer der Gründe war das neu gefasste Denkmalpflegeprogramm. Zu dieser Zeit lief ja baulich viel. Bau- und Grundstücksanträge wurden schon bisher im Innenministerium bearbeitet. Späth hat die Denkmalpflege in die Bauabteilung integriert. Er hat – salopp formuliert – wohl auch drauf spekuliert, dass das Ministerium mit schönen Bildern präsent ist, wenn mit Denkmalpflegemitteln renovierte Gebäude wieder eingeweiht wurden.

Frau Dr. Hampp und ich haben beide gesagt, beim Innenministerium hat die Landesstelle für Volkskunde nichts verloren. Und wir haben dann angestrebt, wieder zum Wissenschaftsministerium zurückzukommen. Das hat sich aber ein halbes Jahr hingezogen, weil der Chef der Denkmalpflege meine Stelle nicht gern hergeben wollte.

Damals war Dr. Roller Leiter der Abteilung Volkskunde am Landesmuseum, und er hat ausdrücklich gesagt, so lange Frau Dr. Hampp im Dienst ist, werde an der Konzeption der Landesstelle nichts geändert. Man hat Frau Dr. Hampp als Autorität mehr oder weniger in Ruhe gelassen. Mit ihrem Ausscheiden wurde dann die Landesstelle voll in die Abteilung integriert. Ich wurde zum Leiter der Landesstelle ernannt, und Heidi Staib und Leo v. Stieglitz wurden dann auf Halbtagsstellen sozusagen auf meine alte Stelle gesetzt.

◀
Bibliotheksraum der Landesstelle in der Alexanderstraße





▲ Dr. Irmgard Hampp im Gespräch mit Ihrem früheren Kommilitonen Prof. Dr. Hermann Bausinger (1926–2021) während Ihrer Feier zum Renteneintritt.

Später wurde für den Gerhard Prinz eine ABM-Stelle geschaffen. Er hat dann das Zeitungsarchiv und das Diaarchiv, also die ganzen Archivpositionen, überarbeitet.

Worin sehen sie das Potenzial der Landesstelle für Alltagskultur, wie sie jetzt heißt, für die Zukunft?

Ich gehe davon aus, dass der volkscundliche Jahreskalender und die biografischen Lebensstationen auch weiterhin eine feste Position in der Öffentlichkeit einnehmen werden. Sie sollten auch in Zukunft Thema bleiben. Hier gibt es meines Erachtens ein reiches Tätigkeitsfeld. Das Bedienen von Medien, selbst nach außen gehen, aufmerksam auf platte Mediendarstellungen reagieren und volkscundliche Kompetenz in der ganzen Breite nach außen zeigen.

Zum Abschluss noch eine persönliche Frage zu unserem Jubiläumsthema Wandern. Haben Sie Lieblingsstrecken, etwa den Westweg, den Sie zusammen mit Ihrer Frau gewandert sind, und warum wandern Sie?

Wo ich gern immer wieder hingehge, das ist die Salmendinger Kapelle. Das ist ein Berg, der heißt offiziell Kornbühl. Er liegt mitten auf der Schwäbischen Alb und ist ein richtiger Kegelberg. Obendrauf steht die Kapelle und unten ist der Ort Salmendingen. Deswegen der Name Salmendinger Kapelle. Es ist ein Berg, auf dem man wirklich, also das entsprechende Wetter vorausgesetzt, eine tolle Rundumsicht hat: einmal runter ins Neckartal bei Tübingen, Mössingen und Umgebung, dann hat man die Hochfläche der Mittleren Alb vor sich und bei entsprechender Fernsicht sieht man den Schwarzwald und kann den Blick bis zu den Alpen schweifen lassen. Das ist für mich auch von der Kindheit her ein besonderer Berg, weil, von meinem

Heimatort in der Nähe von Herrenberg aus hat man den Kornbühl immer gesehen. Man kann ihn leicht besteigen, da habe ich auch in meinem Alter noch kein Problem.

Was mich dann aber auch ein paar Mal erfreut hat, war der „Hungerbrunnen“. Er befindet sich bei Altheim auf der Ostalb. Da hat man gleichzeitig auch einen volkscundlichen Fixpunkt. Der Name deutet es an: Der „Hungerbrunnen“ ist eine periodisch laufende Quelle der Alb. Bei hohem Grundwasserstand sprudelt sie mitten auf einer Wiese und bildet einen richtig schönen Bach. Es ist ein Ort, der mich anzieht. Wenn das Wasser nicht läuft, sieht man fast gar nichts.

Woher kommt der Name „Hungerbrunnen“?

Die Bezeichnung gibt es häufiger. Früher war man der Ansicht, wenn ein solcher Brunnen fließt, dass dann ein Hungerjahr bevorsteht. Was aber auf der Alb ja falsch ist. Denn wenn der „Hungerbrunnen“ einen hohen Wasserstand hat und fließt, dann hat es ja auch genug Wasser auf der Alb. Also ist es eigentlich grad umgekehrt, aber trotzdem heißt er auch hier „Hungerbrunnen“.

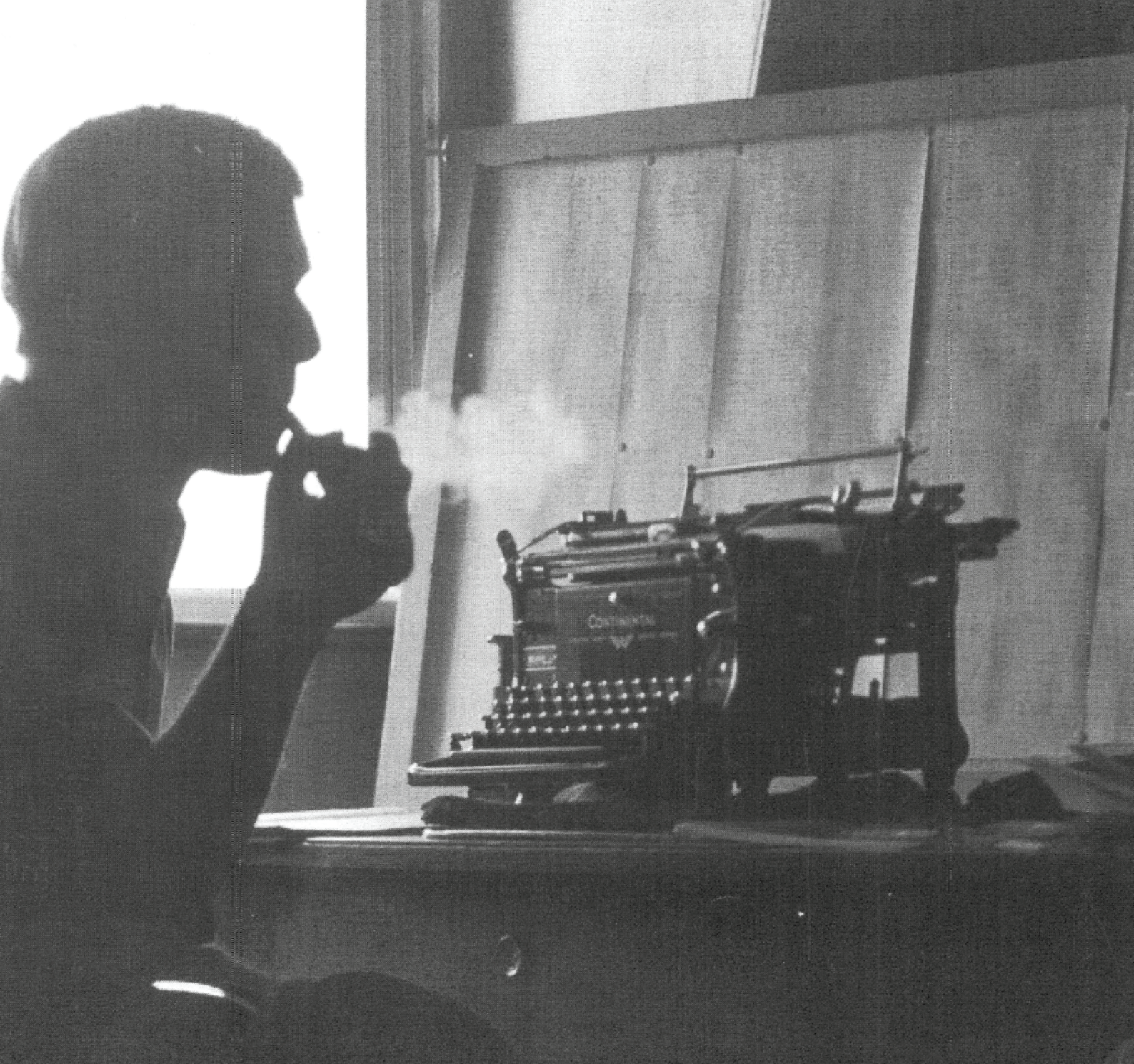
Warum wandern Sie?

Der Grund ist Bewegung, denn ein bisschen sollte man sich bewegen. Die Stunde am Tag schaffe ich nicht. Aber einmal eine gute Stunde in der Woche einen Waldspaziergang, das kriege ich hin. Das bietet sich für mich vom Wohnort her an. Ich lebe in Stuttgart-Rohr, am Rande des Schönbuschs. Von da bin ich in wenigen Minuten im Wald.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Über seine Erfahrungen während seiner über 30 Jahre dauernden Tätigkeit an der Landesstelle für Volkskunde hat der inzwischen 81-Jährige in einem Gespräch am 16.11.2022 Auskunft gegeben. Die Fragen stellte Sabine Zinn-Thomas.

▼ Martin Scharfe bei der Bearbeitung der Konferenzaufsätze im Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, 1964. Hinter der alten In-
tutschreibmaschine das Siglenverzeichnis des Lochkarten-
systems. Rechts im Bild Hans-Ulrich Roller, später Leiter der
Volkskundlichen Sammlung am Württembergischen Landesmu-
seum in Stuttgart



► „Meine“ Landesstelle

Martin Scharfe



Die ehemalige „Württembergische Landesstelle für Volkskunde“ hat dreimal in meinem Leben eine bedeutsame Rolle gespielt: vor meinem regulären Tübinger Studium, danach und schließlich bei der Publikation meiner Dissertation; ich darf die Situationen in Kürze schildern – muss aber zunächst autobiografisch etwas ausholen.

127

Ich, 1936 geboren, wuchs in der alten Stadt Waiblingen auf. Aus Verlegenheit, nicht aus Berufung, ließ ich mich nach dem Abitur am staatlichen „Pädagogischen Institut“ („PI“, Vorläufer der Pädagogischen Hochschule) im nahen Stuttgart in kostenlosen vier Semestern zum „Volks- und Realschullehrer“ ausbilden (ein Beruf, den ich dann später zu meiner eigenen Überraschung begeistert ausübte). Zum Studium, dessen Fächer – von Pädagogik, Philosophie und Theologie bis hin zu Schulpraxis und Dirigieren – mich allesamt faszinierten, gehörte ein „Wahlfach“, das eine gewisse Spezialisierung erlaubte. Ich wählte die geheimnisvoll klingende „Volkskunde“ mit zwei Wochenstunden, weil ich ein schwer erklärbares, aber ausgeprägtes Interesse an lebensnaher und alltagsbezogener Historik an mir wahrnahm, das mich schon als „Oberschüler“ auf kleine lokalhistorische Projekte gestoßen hatte.

Im PI-Programm war die „Volkskunde“ für die sachliche Grundierung des „Heimatkunde“-Unterrichts vorgesehen; der aus Berlin stammende Privatdozent Dr. Friedrich-Heinz Schmidt aus Ebhausen im Schwarzwald lehrte sie und faszinierte uns (ich meine:) sieben Interessierte. Mit ihm unternahmen wir beeindruckende Exkursionen, von ihm erfuhr ich auch erstmals von der Existenz der Landesstelle und von ihren Vertretern. Und er sorgte auch dafür, dass meine Zulassungsarbeit zur „Ersten Dienstprüfung für das Lehramt an Volks- und Realschulen“, die ich im Wahlfach angefertigt hatte, im wissenschaftlichen Publikationsorgan der Landesstelle – dem Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde 1957/1958 – veröffentlicht wurde: meine allererste Publikation! Der Titel war „Neidköpfe im Remstal“ – es ging um aus Holz oder Stein gehauene, oft fratzenartige Köpfe an Hausfassaden und -giebeln, die ich inventarisiert hatte: mit dem Fahrrad unterwegs von Ort zu Ort und die Objekte mithilfe eines Fernglases zeichnend, weil ich noch nicht über einen geeigneten Fotoapparat verfügte.

Ich ergriff den erlernten Beruf des Volks- und Realschullehrers und übte ihn vier Jahre lang an verschiedenen Orten und Stellen aus – zuletzt als Schulleiter einer zweiklassigen Dorfschule (samt den seinerzeit üblichen Nebenaufgaben als Dirigent von Männergesangverein, Kirchen- und Leichenchor). Nebenher versuchte ich mich auch an kleinen volkskundlich-historischen Lokalstudien, deren Resultate ich in der Heimatbeilage der Lokalzeitung publizieren konnte. Da ich nun – nach dem Abschluss des Zweiten Dienstexamens – das Recht auf sicheres lebenszeitliches Beamtentum erworben (und ein Sümmchen von, glaube ich, 3000 Mark erspart) hatte, wollte ich noch einmal frische Luft in einem freien Studium atmen. Ich erinnerte mich an Hinweise Schmidt-Ebhausens und vereinbarte (brieflich, ein Telefon besaß ich noch lange nicht) einen Beratungstermin „mit der Landesstelle“ – konkret: mit „dem Fräulein Dr. Hampp“, der stellvertretenden Leiterin (Irmgard Hampp, eine Studienkollegin Hermann Bausingers, legte ihr Leben lang Wert darauf, als Fräulein angeredet zu werden, noch im April 1987 schrieb sie mir mundartnah in ihrer ironisch-flapsigen Art: „Mir wär’s ganz fremd und arg, wenn Sie ‚Frau Hampp‘ zu mir sagen täten, mündlich oder schriftlich.“ – Es war, würde ich heute sagen, eine Art präfeministischen Stolzes, der mir damals bei unverheirateten Frauen nicht selten begegnet ist). Wir sprachen bei jenem Treffen Anfang 1961 über meinen Wunsch, und sie sagte einfach und bestimmt: „No ganget Se noch Dibenga zom Bausinger!“ („Dann gehen Sie nach Tübingen zum Bausinger!“)

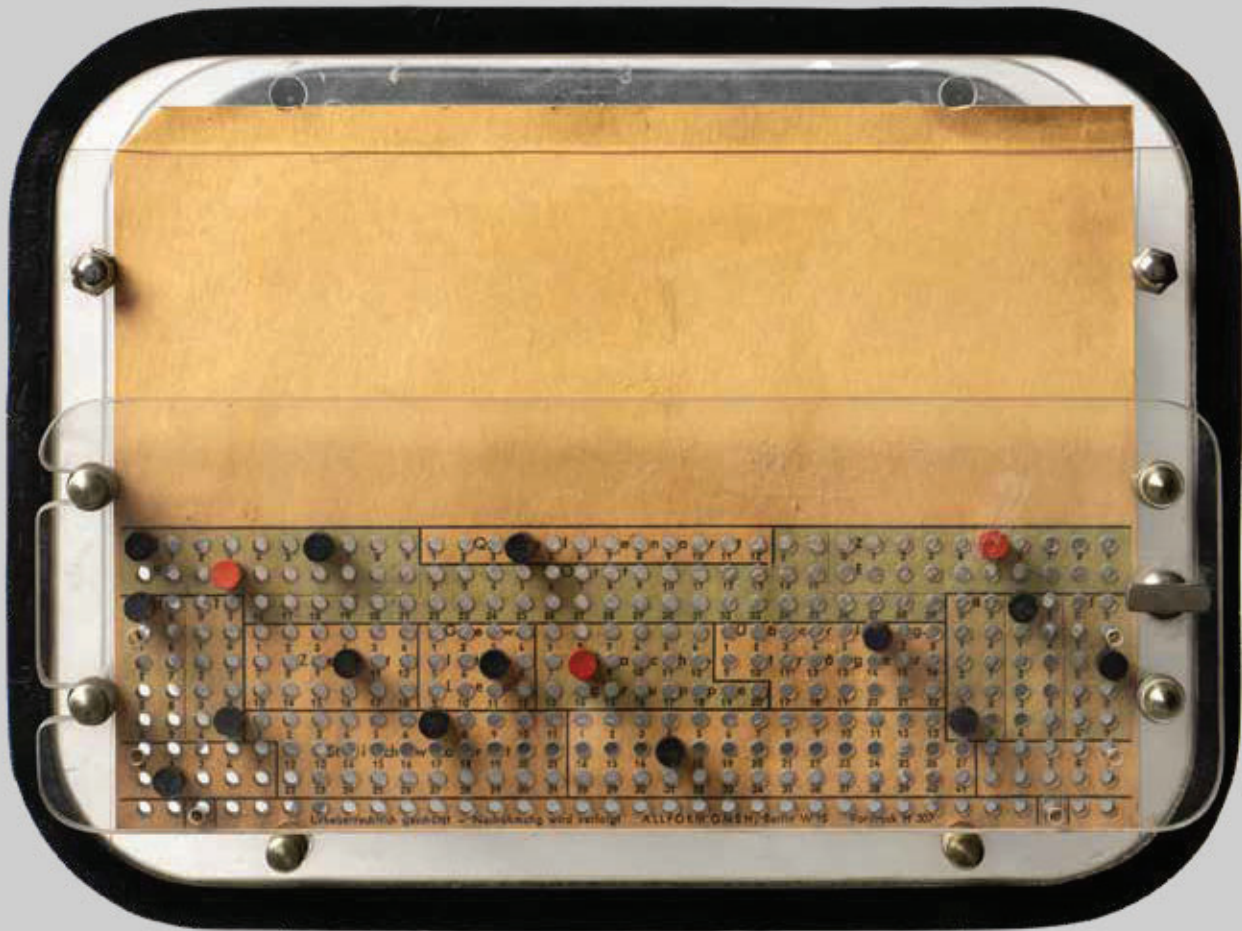
Ich ließ mich vom Schuldienst beurlauben (musste schließlich aus beamtenrechtlichen Gründen auch die Entlassung beantragen) und studierte acht reguläre Semester an der Eberhard-Karls-Universität – ziemlich wild: Philosophie, Soziologie, Theologie, anfangs auch Pädagogik, viel Kunstgeschichte, vor allem aber Volkskunde. Nach acht Semestern war das ersparte Geld aufgebraucht – trotz Hilfskrafttätigkeiten am Ludwig-Uhland-Institut („für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung“, wie es damals noch hieß), trotz Darlehensgewährung nach dem Honnefer Modell (einer Vorform des sogenannten BAföG-Modells). Ich musste nach einer stabilen Einkommensmöglichkeit für unsere kleine, inzwischen aber doch vierköpfige Familie suchen.

Die ergab sich leicht, weil mir der damalige Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege (und zugleich Leiter der angegliederten Württembergischen Landesstelle für Volkskunde), Helmut Dölker, einen Arbeitsplatz an der Stuttgarter Institution anbot; der Kontakt hatte sich ergeben, weil sich Dölker als Honorarprofessor lange Jahre am Lehrangebot des Ludwig-Uhland-Instituts beteiligt hatte. Ich ergriff die Gelegenheit, war fortan „Wissenschaftlicher Angestellter“ nach dem „Bundesangestelltentarif IV b“, der eine leidliche Finanzierung der häuslichen Verhältnisse erlaubte (ich bezog inklusive Orts- und Kinderzuschlag monatlich knapp über 1000 Deutsche Mark).

Ab dem 1. April 1965 nahm ich meine Stuttgarter Dienstpflichten wahr. Sommers fuhr ich die zwölf Kilometer von Waiblingen nach Stuttgart mit meinem Motorroller, einer „Vespa“, winters mit der Bahn. Die Arbeitsstelle lag zentral – vom Hauptbahnhof war ich in wenigen Minuten zu Fuß in der Eugenstraße 3, der damaligen Adresse von Denkmalamt und Landesstelle: ich ging kurz durch den Schlossgarten, an der Südfront der Staatsoper vorbei über die Neckarstraße, die man – im Gegensatz zur heutigen Konrad-Adenauer-Straße – als Fußgänger noch leicht überqueren konnte.

**„No ganget Se
noch Dibenga
zom Bausinger!“**

Irmgard Hampp



▲
Schlitzlochkarten-Maschine mit unbearbeiteter Karte

Die mit dem Text (einer kurzen Inhaltsangabe der Sachquelle) beschriebenen und mit den ausgestanzten länglichen Schlitzlöchern (welche die standardisierten Inhaltsmerkmale repräsentieren) versehenen Karten werden in den Plexiglasgehäuse gefüllt. Dann wird für jedes Merkmal, das von Interesse und im System vorgesehen ist, nach dem Code an der entsprechenden Lochung eine der langen Nadeln durchgestochen. Mit zwei weiteren Nadeln, die man durch alle Karten sticht, werden diese arretiert. Jetzt kann die „Maschine“ auf den Kopf gestellt werden.

Nun rutschen alle Karten, welche die gesuchte Merkmalskombination aufweisen (d.h. eben diejenigen Karten, die über Schlitzlöcher an bestimmten Stellen verfügen), ein wenig (einige Millimeter) nach unten. Wenn man diese Situation erneut mit zwei durchgestochenen Nadeln arretiert, den Kasten umdreht (also wieder „auf die Beine“ stellt und in die ursprüngliche Lage bringt), überragen diejenigen Karten, auf welchen die gesuchte Merkmalskombination zu finden ist, die restlichen – und man hat das gesuchte Ergebnis.

Aus ferner Erinnerung beschrieben von Martin Scharfe

Die Dienststelle selbst lag in der ersten Etage eines respektablen Bürgerhauses wohl des späten 19. Jahrhunderts; doch gehörte, durch einen schmalen Hof getrennt, eine hölzerne Nachkriegsbaracke¹ dazu, in deren Erdgeschoss eine Autoreifenfirma werkelt, während ich mein Büro im Obergeschoss hatte – wie übrigens auch ein Kollege in ähnlicher Funktion wie ich: der Theologe Reinhard Lieske, der beim Denkmalamt angestellt war und nebenher eine Dissertation über die barocken Wandmalereien in den Kirchen des Herzogtums Württemberg schrieb. Da ich selbst an einer Studie über evangelische Andachtsbilder saß, ergaben sich natürlich fördernde Gespräche.

Meine Aufgaben bestanden zum einen in der Beteiligung am Schriftverkehr der Landesstelle, das heißt etwa: an der Beantwortung von Anfragen. Die Hauptarbeit indessen lag in der archivalischen Aufarbeitung bedeutender Sammlungsbestände. Schon als wissenschaftliche Hilfskraft in Tübingen hatte ich, bezahlt von der Stuttgarter Landesstelle, die sogenannten Hauptkonferenzsätze württembergischer Volksschullehrer (und im Sprach- und Denkgebrauch der Zeit waren damit wohl auch einige wenige Lehrerinnen gemeint) über die dörflichen Lebensverhältnisse des Jahres 1900 und die „volkstümlichen Überlieferungen“ ihres Wirkungsortes für ein seinerzeit höchst aktuelles Lochkartensystem bearbeitet – eine manuelle Vorform digitaler Möglichkeiten, die es erlaubte, mit einem realen Handgriff in Sekundenschnelle ein bestimmtes Merkmal oder, mehr noch, eine Kombination verschiedener Merkmale (z. B. Geschlecht, Konfession, Jahreszeit) aus dem Material herauszuziehen: ein damals progressives, heute aber längst überholtes Relikt aus der rasenden Geschichte des technischen Fortschritts. Zu dieser Arbeit trat nun als Stuttgarter Hauptaufgabe für mich die Inventarisierung und Archivierung der wissenschaftlichen Nachlässe württembergischer Volkskundler hinzu – und einer Volkskundlerin: der früh verstorbenen Erika Kohler.

Im Hauptgebäude war eine Etage für die Landesstelle reserviert; hier arbeiteten also Helmut Dölker (als Leiter), Irmgard Hampp (als seine Stellvertreterin und als wissenschaftliches Faktotum gewissermaßen) und, als Sekretärin, die auch mir die Briefe in die Maschine schrieb, „das Fräulein Scholz“. Der Raum war beengt; insbesondere Dölkers Dienstzimmer war vollgestopft mit Büchern² – der Bibliothek der Landesstelle – und Akten, auch auf dem Fußboden lagen verstreut allerlei Häufchen unbearbeiteter Fälle, sodass die Schritte einige Aufmerksamkeit verlangten. Dölker selbst bewegte sich leicht hüpfend und mit bemerkenswerter Eleganz durch den Raum, und auch der Besucherin, dem Besucher war eine gewisse Wendigkeit abgefordert.

Meine eigene Arbeitsstätte im ersten Stock der Baracke war mir wegen ihrer Abgesondertheit angenehm – so angenehm jedenfalls, dass ich die beträchtliche Raumhitze im Sommer gerne in Kauf nahm. Fatal war mir freilich die Existenz der Reifenfirma im Erdgeschoss – und zwar aus folgendem Grund: Sie verbrannte von Zeit zu Zeit Gummireste, die entsetzlichen Qualm und Gestank erzeugten – und in mir die Angst schürten, die Baracke könne eines Tages in Brand geraten. Ich muss hinzufügen: In unserer Waiblinger Wohnung (in einer damals so genannten „Flüchtlingssiedlung“) war solche Gefahr auch nicht auszuschließen, weil das Rohr des Kohleofens über eine abenteuerlich lange Strecke an der Decke entlanggeführt war und tatsächlich einmal herunterbrach. Damals schrieb ich abends an meiner Dissertation, und meine Frau übertrug das Manuskript mithilfe einer manuellen Schreibmaschine (Typ „Olympia“) in Reinschrift mit zwei Durchschlägen auf

1

„Nachkrieg“: Man hat heute keinen Begriff mehr von der emotionalen Nähe wenigstens der Älteren zur Not der Nachkriegszeit.

Helmut Dölker (1904–1992) sorgte dafür, dass die Briefformulare mit der Adresse der alten Dienststelle (Dillmannstr. 3; nach meiner Dienstzeit – zur Jahreswende 1971/1972 – zog die Landesstelle in die Alexanderstraße um) mit einem roten Stempel („Eugenstr. 3“) noch jahrelang weiterverwendet werden konnten, bis der Vorrat erschöpft war.

Das Gebäude-Areal Eugenstraße 3 musste in späteren Jahren der Erweiterung der Staatsgalerie weichen.

2

An die räumliche Beengtheit, die auch eine geregelte Reinigung erschwerte, erinnerte mich Irmgard Hampp noch spät in einem Brief vom „2. Advent 2001“ mit der Bemerkung, sie halte es nun hinsichtlich ihrer Bücher „wie Dölker: nehme ich ein Buch aus dem Regal, blase drüber hin, wobei es ganz schön wirbelt“.

9.Sept.1966

Bescheinigung

Hiermit bescheinige ich, daß es sich bei der Arbeit, die Herr Martin S c h a r f e in den Jahren 1962 bis 1964 für die Württembergische Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart ausführte (Bearbeitung der sog. Konferenzsaufsätze für die Schlitzlochkartei der Württ.Landesstelle für Volkskunde), um eine rein wissenschaftliche Tätigkeit handelte.

Helmut Dölker
(Professor Dr.H.Dölker)
Leiter der Württ.Landesstelle
für Volkskunde

▲
Helmut Dölker bescheinigt für den Behördenverkehr
„eine rein wissenschaftliche Tätigkeit“, 1966

WÜRTTEMBERGISCHE LANDESSTELLE
FÜR VOLKSKUNDE

Nr.

© STUTTGART W, den 17. April 1968
DILLMANNSTRASSE 3
TELEFON: 90244
Neue Anschrift:
Eugenstr. 3
F. 298722542

Lieber Herr Scharfe!

Diese Abmeldung kam heute von der Regierungsoberkasse in dreifacher Ausfertigung. Diese ist für Sie bestimmt, die anderen beiden habe ich weitergegeben an Herrn Hahn und die Bundesversorgungsanstalt in Karlsruhe.

Wie geht und gefällt es Ihnen in Tübingen? Ich hoffe, Sie haben sich an alles gewöhnt und es geht Ihnen sowie Ihrer Familie gut.

Mit den besten Grüßen

Holz
R. Holz

▲
Der rote Adressenstempel der Landesstelle erspart den Druck neuen Dienstpapiers

Dytl., 5. 4. 87

Lieber Herr Scharfe,

Seit drei Wochen verbringe ich im Amt meine Tage an der Schreibmaschine – mit zunehmend steifem Genick – und so möchte ich Ihnen heute von Hand (allerdings bediene ich die Maschine auch nicht mit den Füßen!) schreiben; zumal Sie zu der immer kleiner werdenden Zahl von Menschen gehören, die meine Handschrift noch lesen können. Ein echtes Problem, das mir das private Briefschreiben mehr und mehr vermiest. In lat. (= lateinischer) Schrift schreibe ich Kinderbriefe oder verfallte ins Eng-[lische...].

▲
Ein später handschriftlicher Brief der damaligen Leiterin der Landesstelle, Dr. Irmgard Hampp, an Martin Scharfe. Geschrieben am 5. April 1987 in der Sütterlin-Variante der deutschen Schreibschrift

UMSCHRIFT:

Lieber Herr Scharfe,

seit drei Wochen verbringe ich im Amt meine Tage an der Schreibmaschine – mit zunehmend steifem Genick –, und so möchte ich Ihnen heute von Hand (allerdings bediene ich die Maschine auch nicht mit den Füßen!) schreiben, zumal Sie zu der immer kleiner werdenden Zahl von Menschen gehören, die meine Handschrift noch lesen können. Ein echtes Problem, das mir das private Briefschreiben mehr und mehr vermiest. In lat. (= lateinischer) Schrift schreibe ich Kinderbriefe oder verfallte ins Eng-[lische...].

dünnem Papier. Da ich nun nie sicher sein konnte, dass an einer meiner Wirkungsstätten – der häuslichen wie der beruflichen – nicht Feuer ausbrach und unsere mühsame Arbeit zunichtemachte, deponierte ich je einen der Durchschläge (mit dem jeweils erreichten Umfang) daheim und in der Stuttgarter Baracke; das Original aber trug ich täglich – auf dem Motorroller oder im Zug – in der Tasche von Waiblingen nach Stuttgart und von Stuttgart nach Waiblingen.

Es ist alles gut gegangen, die Fleißarbeit ist nicht verbrannt; sie hat vielmehr eine ordentliche, ja schöne Form gefunden – das ist nun der dritte Moment, in dem mir Existenz und Möglichkeiten der Landesstelle zu Hilfe kamen. Denn sie bot damals beträchtliche Publikationsmöglichkeiten – eine der Grundlagen aller wissenschaftlichen Arbeit. Neben dem „Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde“ (später: „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ und „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“), das mir ja selbst, wie anfangs erwähnt, schon früh nützlich geworden war, stand mit der „Reihe C: Volkskunde“ auch die Schriftenreihe des Denkmalamts zur Verfügung, in der meine Dissertation als letztes Buch dieser Reihe (Nr. 5, 1968) erscheinen konnte; Exemplare tauchen bis heute regelmäßig im Antiquariatshandel auf. Es fiel mir nicht leicht, aus der auch von mir mitgegründeten, herausgegebenen und redigierten Reihe „Volksleben“ des Ludwig-Uhland-Instituts auszuscheren, die den Tübinger Anschlussarbeiten eine neue Heimat bot; doch der Stuttgarter Möglichkeit, ein Buch über Bilder mit ordentlichen Reproduktionen auszustatten (Strichätzungen im Text, deren Linien sich unter der Lupe nicht – wie heutzutage – in Pixel auflösen; hochwertige Foto-Reproduktionen im Bildteil!), konnte ich nicht widerstehen. Außerdem – damals nicht unwichtig für mich! – hatte ich keinen Druckkostenzuschuss zu leisten.

Am Ende meiner Stuttgarter Dienstzeit bot mir Helmut Dölker an (in einem Gespräch zusammen mit seiner Stellvertreterin Irmgard Hampp, die dann 1969 wirklich seine Nachfolgerin wurde), nach meiner Promotion die Leitung der Landesstelle zu übernehmen.³ Ich freute mich über die Anerkennung, entschied mich aber für die mir von Hermann Bausinger angebotene Assistentenstelle am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, die ich am 1. April 1968 antrat.

Ein Jahr später ging Helmut Dölker in den Ruhestand. Mit Irmgard Hampp (wir blieben beim „Sie“) blieb ich auch nach meinem Umzug ins hessische Marburg bis in ihr hohes Alter in brieflicher (und gelegentlich telefonischer) Verbindung. Ihr letzter handschriftlicher Brief, der sich erhalten hat (ich habe aus ihm zitiert), ist auf den 2. Advent – also den 9. Dezember – 2001 datiert. Ich hatte kurz zuvor an sie geschrieben: „Meine Stuttgarter Landesstellenzeit ist mir sehr wichtig geworden mit den Erfahrungen; ich unterschlage die Zeit in keinem Lebenslauf, sie zielt ihn vielmehr.“ Das gilt bis heute.

³
Es war noch nicht die Zeit des großen Wissenschaftsmarkts, der Ausschreibungen und der Bewerbungen.



▲
Schreibgeräte (Federn, Tintenfass und Stempel)
aus der Büroeinrichtung der Landesstelle für Volkskunde

► Volkskunde und die technische Welt

Partieller Rückblick auf ein Vierteljahrhundert an der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart

Gerhard Prinz

Genau 25 Jahre und sechs Monate lang hat mich die Landesstelle für Volkskunde beschäftigt und ernährt: vom 1. Juli 1990 bis zum 31. Dezember 2015. Die ersten neun Jahre allerdings ohne feste Anstellung, im Wechsel von ABM-Stellen und teilweise längeren Phasen der Arbeitslosigkeit, in denen ich aber stets weiterhin als freier oder auch ehrenamtlicher Mitarbeiter dabei war. Erst zum 1. November 1999 wurde mir dann eine halbe Stelle übertragen, wodurch mein prekäres Dasein wenige Wochen nach meinem 50. Geburtstag und gut 16 Jahre nach dem Magisterabschluss zu Ende ging. Ungefähr die gleiche Zeitspanne sollte mir dann noch als Konservator bzw. Kurator bis zum Renteneintritt bleiben. Von all dem, was sich aus „meinem“ Vierteljahrhundert (an dessen Beginn ja die DDR noch existierte) berichten ließe, habe ich einen Aspekt ausgewählt: die technischen Bedingungen unserer täglichen Arbeit. Denn genau diese Jahre sind geprägt von der zunehmenden Digitalisierung der Arbeitswelt und ihren Folgen: Es hat sich in ihnen diesbezüglich ungleich mehr verändert als in den 25 Jahren zuvor. Hätte sich meine Tätigkeit über den Zeitraum von 1965 bis 1990 erstreckt, wären die Veränderungen recht überschaubar gewesen. Erst gegen Ende, so Mitte der 1980er-Jahre, wären vereinzelt neuartige Geräte aufgetaucht, die sich Personal Computer oder PCs nannten und die angeblich zu weiß Gott was imstande waren. Ich habe sie lange Zeit sehr misstrauisch betrachtet und mehr oder weniger für überflüssige und schädliche Ausgeburten menschlichen Erfindungsgeistes gehalten.

Dafür hat sich im Vierteljahrhundert vor 1990 anderweitig Wichtiges ereignet. Wichtiges für unser Fach, das (gerade in seiner Tübinger Ausprägung) mehr als viele andere Disziplinen nachhaltig beeinflusst wurde von der 68er-Bewegung. Das verband sich mit vo-

rangegangenen fachinternen Reformbestrebungen. Ein früher und ganz wichtiger Meilenstein auf diesem Weg war die 1961 erschienene Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ des Tübinger Ordinarius Hermann Bausinger. Wer es bis jetzt nicht gemerkt hat, dem sei verraten, dass im Titel meines Beitrags darauf angespielt wird.

Mein erstes Beispiel soll die telefonische Kommunikation sein. In meiner Kindheit und Jugend hatten, von „besseren“ Leuten abgesehen, Privathaushalte in aller Regel nur Telefon, wenn es beruflich unbedingt nötig war. Erst in den 1970er-Jahren wurde der häusliche Festnetzanschluss zur Selbstverständlichkeit. Es gab aber immer noch genügend Leute, Studierende zum Beispiel, die sich zu einer der gelben Telefonzellen bemühen mussten. Leider funktionierten die nicht immer oder waren von Dauerschwätzern belegt. Zudem konnte die Einrichtung eines Anschlusses Wochen in Anspruch nehmen. Um 1990 begannen sich dann die Mobiltelefone allmählich zu verbreiten, wobei zumindest in meinen Kreisen Leute, die in der Öffentlichkeit mit einem (damals noch brikkettgroßen) Handy agierten, noch lange als Wichtig-tuer galten. Wie sah es nun zu dieser Zeit fernmelde-technisch bei uns in der Alexanderstraße aus? Unsere Festnetzanlage verfügte nur über wenige Funktionen. Es war zum Beispiel nicht möglich, bei Abwesenheit einen Apparat auf einen anderen umzuleiten. Hatte ich zwischen Weihnachten und Neujahr Stallwache, zog ich mit Sack und Pack in das Sekretariat um, da sich dort der Hauptanschluss befand. Einige Jahre später erhielten wir eine neue Anlage, die diesem Mangel abhalf, doch nach wie vor waren die meisten unserer Anschlüsse nicht „fernambtsberechtigt“, denn Ferngespräche waren immer noch recht teuer. Alle eingehenden Gespräche konnten nun zwar überall-

hin weitergeleitet werden, doch wer ein ausgehendes Ferngespräch führen wollte, musste sich zu einem der drei fernamtsberechtigten Apparate begeben. Dies änderte sich erst nach der Jahrtausendwende; ungefähr zur selben Zeit wurde auch ein alter Zopf abgeschnitten: Damit niemand leichtfertig oder gar unberechtigt Ferngespräche führte, mussten diese unter Angabe des Grundes und (in Stichworten) auch des Inhaltes schriftlich festgehalten werden. Diese Notizen galt es für gelegentlich stattfindende Stichproben bereitzuhalten, denn dann hatte man zu erklären, warum statt des teuren Telefonierens nicht der schriftliche Weg gewählt wurde ...

Der bestand noch lange Zeit ausschließlich aus der Briefpost. Die üblicherweise von Hand geschriebenen Entwürfe kamen ins Sekretariat, wurden dort mittels Schreibmaschine in Reinform gebracht, gegengelesen, bei Bedarf noch einmal getippt, unterschrieben, kuvertiert, frankiert und dann zum Briefkasten gebracht. Durchschläge fertigte man mittels Kohlepapier. Ungefähr 1993 oder 1994 kam der erste PC in das Sekretariat und ersetzte die Schreibmaschine zumindest teilweise. Viele Jahre blieb er noch offline, denn der E-Mail-Verkehr sollte erst viel später beginnen. Lange Zeit blieb es übrigens den Beschäftigten überlassen, sich mit der neuen Technik vertraut zu



▲
Diaprojektor (2. Hälfte 20. Jh.),
der für Vorträge von den Mitarbeitern der Landesstelle
für Volkskunde genutzt wurde

machen. Ich selbst nahm im Oktober 2001 am ersten, mehrtägigen PC-Kurs des Landesmuseums teil, der Fortgeschrittene und Anfänger*innen gleichermaßen bedienen sollte und deshalb für Letztere denkbar ungeeignet war. Hinterher hatte ich noch weniger Lust, mich auf die seltsamen Apparaturen einzulassen. So fand mein persönlicher, autodidaktisch bewältigter Einstieg in das Computerzeitalter erst statt, als es wirklich nicht mehr anders ging. Das war Anfang 2005; schon zuvor hatte die Landesstelle Anschluss an den E-Mail-Verkehr erhalten. Im selben Jahr wurde für das Landesmuseum ein professioneller Administrator bestellt, der in kurzer Zeit dem Fortschritt zum Durchbruch verhalf und mit viel Geduld auch den unbedarfteren Teil der Belegschaft an das neue Zeitalter heranführte. Von der Gewöhnung zur Verwöhnung ist es nicht weit: Bald schon begann ich zu murren, wenn ich einem*r Korrespondenzpartner*in mit einem „normalen“ Brief antworten musste, obwohl auch der schon auf dem PC geschrieben und ausgedruckt werden konnte. Die leichtere Textbearbeitung hatte andererseits zur Folge, dass nun allenthalben nicht mehr lange überlegt wurde, ob es denn nötig sei, einen Brief auf den Weg zu bringen – man schrieb kurzerhand eine E-Mail. Entsprechend stark nahm die Korrespondenz zu, wodurch der Zeitgewinn, den das neue Verfahren brachte, mehr oder weniger aufgefressen wurde. Also wieder einmal: Wie gewonnen, so zerronnen.

So viel zur Verarbeitung von Texten. Was aber geschah, wenn in den 1990er-Jahren ein*e Nutzer*in im Bildarchiv fündig wurde und seinen Fund für eine Veröffentlichung verwenden wollte? Er bzw. sie musste zunächst einmal Geduld aufbringen. Das Bild wurde nämlich unter Beifügung eines Auftragszettels per Hauspost (die anfänglich zweimal in der Woche, später nur noch einmal, von einem*r Botengänger*in expediert wurde) an die Fotowerkstatt des Landesmuseums geschickt. Die fertigte eine Reproduktion an, die dem*der Nutzer*in, gegen Rechnung selbstverständlich, übersandt wurde. Etwas einfacher ging es, wenn ein Negativ vorhanden war; dann wurde ein normaler Abzug gemacht. Bei starker Auslastung der Fotowerkstatt waren Bearbeitungszeiten von zwei Wochen und mehr nicht selten. Der erste Fotokopierer mit Scannerfunktion hat nach meiner Erinnerung kurz nach der Jahrtausendwende Einzug gehalten. Ein „normales“ Gerät hingegen war 1990 in der Alexanderstraße bereits vorhanden, denn die massenhafte Verbreitung und vor allem Verbesserung der Kopiertechnik hatte bereits gegen Ende der 1970er-Jahre begonnen. Allerdings mussten bis zur Einführung des Mailverkehrs bestellte Kopien per Briefpost verschickt werden.

Entscheidend verändert hat das Tätigkeitsprofil der Landesstelle zweifellos das Internet. Neben den dokumentarischen Aufgaben zählten von jeher die Beratung von Nutzer*innen und die Beantwortung von Anfragen zu unseren Hauptaufgaben. Wer irgendetwas aus der Volkskunde/Kulturwissenschaft und den angrenzenden Bereichen wissen wollte, konnte sicher sein, von uns eine kompetente und erschöpfende Auskunft zu erhalten. Es war auch unser Ehrgeiz, „alles herauszubekommen“, und manches Mal waren wir die letzte und (fast immer) auch zum Erfolg führende Anlaufstelle. Allmählich aber erwuchs uns im Internet, zuvörderst in der „Wikipedia“, aus bescheidenen Anfängen eine ernstliche Konkurrenz. Die Zahl der Anfragen nahm tendenziell ab. Nun galt es, diesem Verlust durch die Nutzung der Vorteile zu begegnen, die die Digitalisierung bietet. Zwischen 2006 und 2010 erstellte ich für alle unsere Großbestände Online-Findmittel. Mit deren Hilfe konnte man sich fortan vom heimischen PC aus über unsere Schätze informieren. Infolge der Volltexterfassung dieser Findmittel kam es bei Internetrecherchen immer wieder zu unerwarteten Treffern, vor allem in den wissenschaftlichen Nachlässen der Landesstelle. Groß war dann das Erstaunen, zu einer bestimmten Person, einem Ort oder einer Region auch in unseren Beständen fündig zu werden. Deren Digitalisierung wiederum war der folgerichtige nächste Schritt, der allerdings erst kurz vor meinem Ausscheiden begann.

Seit Gründung der Landesstelle im Jahre 1923 wurde ein Zeitungsarchiv geführt. Den Grundstock bildete die Stuttgarter Tagespresse, zu meiner Zeit also die Stuttgarter Nachrichten und die Stuttgarter Zeitung. Hinzu kamen fallweise Artikel aus anderen württembergischen Tageszeitungen und anderen Periodika bis hin zu Illustrierten, aber auch zunehmend kleinere Drucksachen, die hier am besten aufgehoben schienen. Die Auswertung der Tageszeitungen war für die Kurator*innen fester Bestandteil des Tagesablaufs. Für wichtig erachtete Artikel wurden mit Rotstift oben links und unten rechts markiert. Erfasst wurde, was in der Sammlungssystematik aufgeführt war, einer mehr als 40 Seiten starken Kladde, in der die verschiedenen Themen mit römischen und arabischen Ziffern, teilweise mit Zusatzbuchstaben versehen und oft nichtnumerisch weiter unterteilt waren. Wer mit dem Zeitungsarchiv zu tun hatte und nicht fortwährend in dieser Kladde blättern wollte, musste also deren Inhalt so weit wie möglich im Kopf haben. Einfach war das nicht, denn ihr Aufbau war kompliziert und nicht immer logisch. Ursprünglich war sie das einmal gewesen, doch im Laufe der Jahrzehnte kamen neue Rubriken hinzu, alte wurden ausgebaut usw., und so

geriet die Systematik immer mehr zum Stückwerk. Die ausgewerteten Zeitungen harrten sodann in einem Karton ihrer weiteren Bearbeitung, die den stunden- oder tageweise erscheinenden Hilfskräften oblag. Die schnitten die markierten Artikel aus und klebten sie mit weißgrauem Büroleim auf leere Blätter im Format DIN A4, wobei ganzseitige Artikel natürlich nur herausgetrennt wurden. Das Aufkleben wurde schon in den 1990er-Jahren nach und nach durch das Fotokopieren ersetzt. Anschließend ging alles zurück zu den Kurator*innen. Sie zeichneten nun das Material nach Maßgabe der Sammlungssystematik aus, versahen es also mit den jeweiligen Systemzahlen usw. Mehrfachzuweisungen waren möglich und nicht selten;

die Mehrfertigungen entstanden durch Fotokopieren, was nun wiederum Sache der Hilfskräfte war. Denen oblag auch der letzte Arbeitsschritt, das Einsortieren in die jeweiligen Jurismappen, die sich in Hängeregistraturschränken befanden, die ihrer großen Anzahl wegen über mehrere Räume der Landesstelle verteilt waren.

Gewiss ein zeitaufwendiges Verfahren, doch gehörte das Zeitungsarchiv (offiziell auch als „Aktuelle Dokumentation“ bezeichnet) unbestritten zu unseren Hauptschätzen. Es war hervorragend geeignet, um langfristige Entwicklungen zu rekonstruieren: zum Beispiel die allmähliche Ausbreitung der Fastnacht



▲
Tragbarer Plattenspieler von Telefunken.
Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart

im altwürttembergischen Raum, die Veränderung diverser Ess- und Trinkgewohnheiten, das Aufkommen neuer Phänomene wie Halloween und vieles mehr. Ich erinnere mich an einen Fall, als ein Journalist bei uns auf der Suche nach der ersten Hocketse im Raum Stuttgart war und nach einiger Zeit hochbeglückt und das Zeitungsarchiv lobpreisend meldete, er habe diese „Ur-Hocketse“ tatsächlich gefunden. Eine Fortführung wäre also wünschenswert gewesen, doch die Sache wuchs uns immer mehr über den Kopf. Zum einen, weil die Berichterstattung in den Tageszeitungen immer vielseitiger und umfangreicher wurde: Was in den 1960er-Jahren, wenn überhaupt, allenfalls eine kleine Meldung zeitigte, präsentierte sich ein Vierteljahrhundert später als ausführlicher, oft mit Abbildungen versehener Bericht. Zum anderen blieb auch die Landesstelle nicht von Sparmaßnahmen verschont in jenen Zeiten, in denen man meinte, die Legitimation öffentlicher Einrichtungen grundsätzlich auf den Prüfstand stellen zu müssen. Es wurden also Hilfskraftstellen gekürzt oder ganz gestrichen; die Aufgaben für das Stammpersonal wurden zur selben Zeit selbstverständlich auch nicht weniger. Kein Wunder, dass in der ehemaligen Küche im zweiten Stock in der Alexanderstraße sich allmählich ein beeindruckendes Gebirge aus Umzugskartons aufbaute, Inhalt: markierte, aber nicht weiter bearbeitete Zeitungen.

Hier erwies sich nun die Digitalisierung als Retterin in der Not. Wir stellten fest, dass immer mehr Pressezeugnisse nicht nur Online-Versionen anboten, sondern auch ihre Altbestände rückwirkend digitalisierten. Das legitimierte den Verzicht auf eine Fortführung unseres kostbaren Zeitungsarchivs und machte ihn etwas verschmerzbarer. 2006 wurde die Auswertung der Zeitungen eingestellt. Der Umzug der Landesstelle im Jahre 2009 war dann Anlass, den Rückstau endlich einmal abzuarbeiten. In Rebekka Bürkle fand sich eine tüchtige und kompetente Hilfskraft, die nach vereinbarten Kriterien einen beträchtlichen Teil des Materials aussonderte und den Rest in die Mappen einarbeitete. Das Zeitungsarchiv wurde also bis zu einem bestimmten Zeitpunkt (nach meiner Erinnerung müsste es 1997 gewesen sein) im alten, vollständigen Umfang geführt und von da an bis 2006 nur noch deutlich reduziert. Es stand danach aber weiterhin für die Aufbewahrung kleinerer Drucksachen zur Verfügung.

Ich kann also wirklich sagen, dass ich in bürotechnischer Hinsicht 1990 in einer anderen Welt gearbeitet habe als 2015. Gewünscht habe ich mir diese Entwicklung eigentlich nicht, und zumindest in meiner Altersklasse bin ich sicher nicht der Einzige, der oft geflucht hat über die vielen Neuerungen, denen leider nicht zu entkommen war. In versöhnlicheren Momenten aber habe ich es als redlich verdiente Belohnung für alle Mühen und Plagen gesehen, dass dadurch eben auch vieles leichter und einfacher geworden ist. Oft in einem Maße, dass man sich den vorherigen Zustand wirklich nicht mehr zurückwünschen mag. Vielleicht hat dies mein Bericht deutlich machen können.

Ausangierte Wanderstiefel

Die hier gezeigten Stiefel sind ein Paar aus Leder, das in den 1970er Jahren für den Einsatz in den Alpen entwickelt wurde. Sie sind mit einer speziellen Sohle ausgestattet, die den Trägern einen guten Grip auf Schnee und Eis bietet. Die Stiefel sind mit einem robusten Gitternetz aus Kunststoff verstärkt, um das Verletzungsrisiko zu verringern. Die Sohle ist aus einem speziellen Gummi gefertigt, das auch bei niedrigen Temperaturen flexibel bleibt. Die Stiefel sind ein Beispiel für die Entwicklung von Outdoor-Schuhen in den 1970er Jahren.



Mein Stück Alltag

▼
Vitrinenausstellung „Mein Stück Alltag“
zum Thema Wandern mit dem „Schwulen Wandertreff Stuttgart“.
Laufzeit 23. September 2022 – 08. Oktober 2023





►
T-Shirt der Gruppe
„Schwuler Wandertreff Stuttgart“

► Wandern wie die andern

Thomas Thiemeyer

Wer das Museum der Alltagskultur in Waldenbuch zwischen September 2022 und Oktober 2023 besucht hat, begegnete dort gleich zu Beginn einem wunderbaren kleinen Ausstellungsformat mit dem Titel „Mein Stück Alltag“. Hier können Menschen, die nicht zum Haus gehören, in kleinen Glaskuben ihre Objekte ausstellen, um mit ihnen andere Geschichten zu erzählen. Eine solch andere Geschichte ist die des Schwulen Wandertreffs („Schwuwa“) Stuttgart. In seinem Leitspruch greift er ironisch die Erfahrung schwuler Männer auf, als „anders“ zu gelten: „Wir wandern wie die andern.“ Im Wandern sind alle gleich. Oder etwa nicht?

Die 17 Objekte der Wanderer dieses Vereins zeigen zunächst mal, dass sich der Wanderalltag dieser Gruppe in vielem nicht von dem unterscheiden, was andere Wandergruppen auch tun oder haben: Sie wandern mit Stiefeln, nutzen Wanderkarten, pflegen die Geselligkeit, fahren mit der Bahn zum Startpunkt und nutzen Thermoskannen. Die Dinge und Geschichten zeigen aber auch, dass geschlechtliche Identität und das Wandern zwar zwei Paar Stiefel sind, die dann aber doch irgendwie enger zusammengehören als man meinen möchte.

Das beginnt beim Small Talk auf der Tour: „Wo sind Eure Frauen?“, ist die Standardfrage an die schwulen

143



Wanderer, womit *en passant* die sexuelle Orientierung zum Thema wird. Auch beim Christopher Street Day 2007 zeigte sich die Gruppe, allerdings eher bodenständig denn exalziert, als „schüchterne Gruppe“, wie Wanderer Rudi berichtet, „im Gegensatz zu den zahlreichen schrillen Gruppierungen des CSD“. Überhaupt scheinen die Mitglieder der Schwuwa einen unkomplizierten und selbstironischen Blick auf sich zu haben. Sie spießen Klischees über Schwule auf und werben für sich mit Augenzwinkern: Ein Flyer zum Ausflug zeigt einen schwarzen Steinbock auf rosa Papier, und auf einem Gruppenfoto posieren die Wanderer mit Schildern, die Sinnsprüche wie „Wir wandern kreuz und que(e)r“ zeigen. Gegründet wurde die Schwuwa Stuttgart übrigens in den 1980er-Jahren, unter anderem, um sich zu innerhalb der Community zu vernetzen und kennenzulernen, zu einer Zeit also, als Homosexuelle um ihren Platz in der Gesellschaft kämpften.

144

Dass die vermeintlich exotische Gruppierung (heute) weniger außergewöhnlich und randständig ist, als man zunächst meinen könnte, zeigt eine Grafik zu schwulen Wandergruppen in ganz Deutschland: Sie verzeichnet mehr als 20 Gruppen, die teils eigenständig organisiert sind, teils als Sektionen zu größeren Sportvereinen gehören. „Ist Wandern etwas typisch ‚Schwules‘?“, fragt sich Bernd von der Schwuwa Stuttgart und kommt zu dem Schluss: „Es gibt zumin-



dest ein großes Interesse dafür, wie ein Blick auf das Angebot zeigt.“

Beim Adjektiv „typisch“ werden Kulturwissenschaftler*innen stutzig: Wer von „typisch“ redet, ist schnell bei Typologien, also stabilen Kategorisierungen, die bestimmte Menschen oder Lebensformen grundsätzlich in Schubladen sortieren, um sie von anderen zu unterscheiden, die als „normal“ gelten. So werden bestimmte Menschen oder Lebensformen zu etwas Außergewöhnlichem, zu „den Anderen“ gemacht,



indem ihnen scheinbar typische Verhaltensweisen, Praktiken und Äußerlichkeiten zugeordnet werden, die für die Mehrheit nicht zu gelten scheinen.

Geschlechtliche Identität, das lehrt uns die amerikanische Gendertheoretikerin Judith Butler, ist zu einem Gutteil das Resultat eines Diskurses, eines Sprechens über andere. Zentral ist dabei die Performativität als „diejenige diskursive Praxis, die das vollzieht und produziert, was sie benennt [...], eine ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirklichkeit erzeugt, die er benennt“ (Butler, 1995:22). Worte, heißt das, erzeugen Wirklichkeit, weil sie die Kategorien bilden und immer wieder bestätigen, durch die wir die Welt und die Menschen wahrnehmen. Der diskursiven Struktur ist schwer zu entkommen, weil das, was im herrschenden Diskurs nicht abgebildet ist, entweder nicht gesagt werden kann oder zumindest nicht ernst- oder wahrgenommen wird.

So gesehen ist die tieferliegende Lektion hinter den Alltagsdingen des Schwulen Wandertreffs in Waldenbuch diese: Indem die Mitglieder des Schwuwa sich hier mit ihren eigenen Dingen und in ihren eigenen Worten darstellen dürfen, können sie den Diskurs beeinflussen. Sie sprechen für sich selbst und zeigen sich selbst. So prägen sie „diejenige diskursive Praxis, die das vollzieht und produziert, was sie be-

nennt“. Sie tragen im Kleinen dazu bei, neu zu bestimmen, was einer Gesellschaft als selbstverständlich gilt. In der Kulturwissenschaft nennen wir das „Alltag“.

Literatur
Butler, Judith: Körper von Gewicht.
Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.
Berlin 1995.





► Ergun Can als Maskenschnitzer

Gisela Lixfeld

Die Begegnung mit Ergun Can, der sich schon als Kind für die Schramberger Fasnet begeisterte und als Jugendlicher begann, Hexenmasken für sich und seine Fastnachtsclique zu schnitzen, ist 40 Jahre her. Einige wichtige Eckpunkte sind mir dennoch in Erinnerung, weil sie außergewöhnlich eindrücklich waren – hoffentlich nicht durch den zeitlichen Abstand und spätere Begegnungen mit Ergun Can und seiner Familie allzu sehr verklärt.

Im November 1980 hatte ich in der Schwarzwaldstadt Schramberg¹ den Aufbau des Stadtmuseums von Andreas Kuntz übernommen. Eine Sammelaktion, adressiert an die Bevölkerung, wurde 1981 gestartet: Es ging insbesondere um heimische Industrieproduktion – Majolika und Uhren –, die Arbeits- und Lebensverhältnisse, den Schramberger Alltag, noch nicht um Brauchtum und weitere Schramberger Themen. Die Schramberger*innen beteiligten sich eifrig an der Sammelaktion.² Irgendwann 1981 oder 1982 – gearbeitet wurde gerade an den ersten beiden Dauerausstellungen zur Steingutproduktion und Strohflechterei – meldete sich auch der Student Ergun Can, Gastarbeiterkind, in Istanbul geboren und in Schramberg aufgewachsen. Er wollte von ihm geschnitzte Fasnetmasken der „Falken-Hexen“, eines 1978 von Jugendlichen gegründeten Fasnetsvereins, ans Museum verkaufen. Fasnet stand fürs Museum noch nicht auf dem Programm. Alles war auf die Dauerausstellungen zur Industrie-

geschichte konzentriert. Angesichts des Minietats des Stadtmuseums für Ankäufe und der Tatsache, dass es sich um einen Laienschnitzer handelte, erschien mir der geforderte Preis (meiner Erinnerung nach über 300 DM) zu hoch. Dennoch war mein Interesse geweckt, denn einerseits waren die Falken-Hexen ein gerade erst entstandener Verein, andererseits fand ich es außergewöhnlich, dass sich ein türkischstämmiger Jugendlicher mit dem Schnitzen von Masken der schwäbisch-alemanischen Fasnet beschäftigte.

Für Extravaganzen wie Interviews zu nicht auf der Tagesordnung stehenden Themen war angesichts des drohenden Eröffnungstermins der neuen Dauerausstellungen eigentlich keine Zeit. Meine damalige Praktikantin, die Historikerin Uta Landsmann, und ich fanden den „Fall“ jedoch so spannend, dass wir uns die Zeit nahmen, Ergun Can trotzdem zu einem Interviewtermin einzuladen.

Dabei erfuhren wir, dass der Steinmetz Siegfried Schaub (1939–2017), der offizielle Schnitzer der Schramberger Narrenzunft in dritter Generation (sein Großvater hatte die Hansellarve und den Kehraus kreiert; seine Mutter hatte die Idee für den Brüeli, den sein Vater realisierte; er selbst entwarf den Endivien-Butz, eine Einzelfigur, die mit dem Kehraus dem Hanselsprung vorausgeht), auf Wunsch des Werklehrers der Schule einige Jugendliche ins Maskenschnitzen einführte: einerseits, um sie einer sinnvollen Beschäftigung zuzufüh-

147

¹ Zur Geschichte der Stadt Schramberg vgl. Museums- und Geschichtsverein e. V., 2004.

² Zum Aufbau des Stadtmuseums Schramberg vgl. Lixfeld, 1986; Lixfeld, 2005.

◀ Die seit 1978 als Narrenverein bestehenden Falken-Hexen unterhalten im Umzug am Fastnachtsmontag in Schramberg mit mancherlei Schabernack das Publikum. Dazu gehört es, Zuschauer*innen herauszugreifen, um sie mit Stroh einzureiben

ren, andererseits, um ihr Interesse an der Schramberger Fasnet zu unterstützen, indem er ihnen für ihre Hexengruppe selbst geschnitzte Holzlarven zu ermöglichen suchte – wie mir Siegfried Schaub später beim Interview im Vorfeld der Fasnetsausstellung (vgl. Falk/Haist/Lixfeld, 1986) des Stadtmuseums 1986 berichtete. Siegfried Schaub, auch Elferrat der Narrenzunft, war mir als freundlicher, sozial eingestellter, toleranter und Jugendlichen wohlgesonnener CDU-Stadtrat bekannt. Trotzdem fand ich es bemerkenswert, dass er sich neben seinen beruflichen Aufträgen und vielfältigen Ehrenämtern noch unentgeltlich Zeit dafür nahm, Jugendliche das Maskenschnitzen zu lehren.

Ergun Can begeisterte sich dafür und erwies sich derart „angesteckt“ davon, dass er es bis heute als Hobby betreibt. Durch das Interview bekamen Uta Landsmann und ich damals Zugang zu seiner Familie, die uns zum Mittagessen einlud. Die Eltern Can sprachen zwar nur gebrochen Deutsch, wobei die Mutter sich besonders hervortat. Sie war auch die treibende Kraft gewesen, in Deutschland Geld zu verdienen, um später ein besseres Auskommen in der Heimat zu erreichen. Wir erfuhren, dass den Eltern sehr an der Bildung der Kinder und ihrem beruflichen Fortkommen gelegen war. Ihrem ältesten Sohn Ergun hatten sie ermöglicht, nach seiner Mechanikerlehre bei der Uhrenfabrik Junghans das Abitur nachzuholen und Maschinenbau zu studieren. Die Tochter Nilgün hatte ihre Ausbildung bei der Schramberger Werbeagentur A&B abgeschlossen. Der jüngste Sohn Erdal ging damals noch zur Schule. Erst anlässlich der Recherchen zu dem Gastarbeiterprojekt des Stadtmuseums „Zwischen zwei Welten“ (Frommer, 2011) 2011 erfuhr ich, dass die Eltern Can wenig später in ihre Heimat zurückgekehrt waren, während sich die drei Kinder für ihre schwäbische Heimat entschieden.

Obwohl Ergun Can sich als begabter Maskenschnitzer erwiesen hatte und dem Fasnetverein Falken-Hexen hätte nützlich sein können, hatten die Klassenkameraden ihn nicht an der Vereinsgründung beteiligt: Die anderen beiden Maskenschnitzenden Klassenkameraden Rudi Balkau

und Michael Baur und ein weiterer Junge, der bei den Umzügen schon in der Hexengruppe mitgemacht hatte, gründeten den Verein ohne ihn. Diese Ausgrenzung war für den begeisterten Maskenschnitzer sehr enttäuschend und lastete damals stark auf ihm. Uns Interviewerinnen stimmte das ebenfalls traurig. Ich erinnere mich daran, dass wir nach dem Interview lange darüber diskutierten, ob dieses Verhalten der Schulkameraden als fremdenfeindlich anzusehen sei oder als eine überlieferte Vorstellung, dass eine zugewanderte und obendrein in einer anderen Religion sozialisierte Person bei der katholisch geprägten schwäbisch-alemannischen Fasnet nicht mittun könne, selbst wenn diese Person damit aufgewachsen ist und schon als Kind bei den Umzügen mit dabei war.

Wenige Jahre später bekam Ergun Can überregional Aufmerksamkeit als Maskenschnitzer. Anlässlich seiner Rundfunkinterviews zur Eröffnung des Stadtmuseums und den Planungen für die Fasnetsausstellung zu den bevorstehenden Jubiläen der Schramberger Narrenzunft und der Da-Bach-na-Fahrt erfuhr der Volkskundler Martin Blümcke – damals Redakteur des Südfunks Stuttgart und in der schwäbisch-alemannischen Fasnet bestens verankert – von Can. Blümcke bereitete gerade ein Buch über die Maskenschnitzer der schwäbisch-alemannischen Fasnet vor (vgl. Schwedt/Schwedt/Blümcke, 1984). Auch ihn interessierte der „Fall“. Daher stellte ich den Kontakt zu Can her, der inzwischen sein Studium beendet und in Stuttgart beruflich Fuß gefasst hatte. Auch unser Interview mit Ergun Can überließ ich Blümcke zur Vorbereitung seines Gesprächs und für den Beitrag in der geplanten Publikation. Obwohl Ergun Can kein ausgebildeter Bildhauer ist, nahm Blümcke ihn als begabten Maskenschnitzer in das Buch auf. Damit adelte der Autor, damals eine Autorität der schwäbisch-alemannischen Fasnet, den jungen Schnitzer als gleichwertig mit den professionellen Bildhauern. Diese Auszeichnung könnte den Schmerz über die mangelnde Anerkennung durch die Schulkameraden im Kontext der Vereinsgründung gemildert haben.

Can hatte in Konstanz und Gießen studiert und ging seinen beruflichen Weg außerhalb Schrambergs, während seine Schwester Nilgün Müller-Can wie auch seine beiden Maskenschnitzenden Schulkameraden Rudi Balkau und Michael Baur in Schramberg blieben. Den Kontakt zu Schramberg hat Ergun Can dennoch nicht nur wegen seiner dort lebenden Schwester nie verloren. Für ihn ist Schramberg Heimat mit guten Kindheitserlebnissen: Dazu gehören Weihnachts- und Fasnetsfeiern und auch Luise Jegglin, die Schützenwirtin, die ihren Lehrerinnenberuf nach der Heirat wegen des Beamtinnenzölibats nicht mehr ausüben durfte. Jegglin betreute wie selbstverständlich die Hausaufgaben der beiden Kinder ihrer Mieter Can und half so beim Start in eine gute Schulausbildung mit. Cans gehörten zu den ersten Gastarbeiterfamilien in Schramberg und wurden von den Einheimischen sehr freundlich aufgenommen. Ihrerseits zeigten sie Interesse an der ihnen bisher unbekanntem Kultur und verwehrten ihren Kindern die Teilhabe nicht.

Ergun Can blieb auch nach seinem Wegzug aus Schramberg dadurch präsent, dass er sich immer wieder für die Stadt engagierte, u. a. als SPD-Landtagskandidat für den Kreis Rottweil. Für die Ausstellung „Zwischen zwei Welten – Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter in Schramberg“ des Stadtmuseums Schramberg 2011 stand er als Interviewpartner zur Verfügung.

Seine Schwester Nilgün Müller-Can, Eventmanagerin, wirkte außerdem bei den vielfältigen Aktivitäten zu dieser Ausstellung mit, die mit ihrem 50. Geburtstag zusammenfiel, sodass wir Museumsleute an der Geburtstagsfeier teilhatten und auch Ergun und die Mutter Nurten Can wieder trafen. Der Vater war inzwischen verstorben.

► Die Falken-Hexen entwickelten mit den Jahren ein einheitliches Erscheinungsbild. Die Masken unterscheiden sich jedoch bis heute in Details; ursprünglich war die Gesichtsmaske hellbraun, inzwischen herrscht die dunkle Farbgebung vor. Hier im Bild ist die „Oberhexe“ zu sehen, eine Einzelfigur, die dem Umzugswagen der Gruppe vorausläuft

Ein später Triumph für Ergun Can war gewiss die Ehrung der drei ersten Maskenschnitzer der Falken-Hexen zum 40. Geburtstag des Vereins 2018, der mit einem aufwendigen Fest gefeiert wurde, wie auf den Facebook-Seiten des Vereins zu sehen ist. Bei dieser Gelegenheit wurden die drei Initiatoren des Maskenschnittens als „Vereinsgründer“ gefeiert und zu Ehrenmitgliedern ernannt: Ergun Can neben



Rudi Balkau, der heute noch als Schnit-
zer tätig ist und auch von der Narrenzunft
empfohlen wird, und Michael Baur. Der
Verein selbst ist jung geblieben. Die äl-
teren Mitglieder dieser Hexenzunft haben
sich längst zurückgezogen und das wilde
Treiben Jüngeren überlassen; an ihre Stel-
le sind u. a. ihre Kinder in Vereinsverant-
wortung getreten.

Die Falken-Hexen als Innovation in der Schramberger Fasnet

Für mich als damalige Museumsleiterin
und Volkskundlerin erschien an der neu-
en Fasnetsgruppe Falken-Hexen beme-
rkenswert, dass ein junger Türke sich für
die schwäbisch-alemannische Fasnet en-
gagieren wollte. Außerdem bot sich die
Gelegenheit, einen neu entstehenden
Fasnetsverein und den ersten Hexenver-
ein in Schramberg näher unter die Lupe

zu nehmen: ein Verein gewissermaßen in
statu nascendi. Daher lud ich die Grün-
dungsmitglieder ebenfalls zum Interview
ein. Erwartungsgemäß stemmten sie sich
gegen das Fasnets-Establishment, wollten
Neues wagen, hatten jedoch auch bereits
junge Leute aus der Narrenzunft für sich
gewonnen. Der neue Verein erschien mir
typisch für Innovationen im traditionellen
Brauchtum. Zwar hatte die Narrenzunft
die Hexen nicht in die Zunft aufgenom-
men, unterstützte die Anliegen der jungen
Leute jedoch. Das Interview ist mir nicht
so nachhaltig in Erinnerung geblieben wie
das mit Can, der eine besondere Leiden-
schaft für das Schnitzen der Hexenmasken
versprühte. Vielleicht liegt es auch daran,

Neben den Falken-Hexen gibt es inzwischen weitere
Hexengruppen bei der Schramberger Fasnet, die
sich durch ihre jeweilige Vereinsfahne kenntlich
machen wie hier die Falken-Hexen beim Umzug in
Schramberg. Links vom Fahnenträger ist eine weitere
Einzelfigur des Vereins als „Teufel“ zu erkennen

150



dass mich die Ausgrenzung des leidenschaftlichen Schnitzers durch die Schulkameraden nachhaltig beschäftigte.

Obwohl die Narrenzunft (vgl. Link/Link, 2010) sich als Hüterin der Tradition versteht, ließ sie im Laufe ihres Bestehens vielfältige Innovationen zu und integrierte diese möglichst in bestehende Aktivitäten wie den Umzug am Fasnetsmontag oder durch Terminabsprachen bezüglich der Veranstaltungen.

Die Initiativpersonen der Schramberger Fasnet im 20. Jahrhundert, als die wilde Straßefasnet durch Gründung der Narrenzunft gezähmt wurde, sind alle bekannt (vgl. Lixfeld, 1992). Die Innovationen seit den 1920er-Jahren lassen sich alle an Personen aus dem städtischen Bürgertum festmachen – zumeist kreative selbstständige Handwerker, die zuvor schon an der Gestaltung der Fasnetsbälle beteiligt wa-

ren. Dass sie mit den benachbarten Narrenhochburgen Villingen, Oberndorf und Rottweil schon damals vernetzt waren, zeigt sich auch darin, dass die Schramberger Narrenzunft (damals noch Faschingszunft) als Gründungsmitglied am Zusammenschluss der Schwäbisch-Alemannischen Narrenzünfte beteiligt war. Innovationen im Laufe der Zeit wie die auf Initiative des Jungen Parlaments 1936 entstandene Da-Bach-na-Fahrt (vgl. Kindler, 2007) wurden trotz des steten Blicks auf Traditionen nicht abgeblockt. Die Narrenzunft verstand es, Ideen der nächsten Generationen zu integrieren.³ So wurden auch die Falken-Hexen und weitere Hexengruppen, die sich seit den 1980er-Jahren gründeten, ebenfalls in den Narrenfahrplan der Schramberger Fasnet aufgenommen (vgl. Lixfeld/Schaub/Windhäb, 2023) – selbst der Alternativferrat, der 2019 sein 40-jähriges Jubiläum feierte.

³
Zu den jüngsten Aktivitäten während Corona vgl. Kohlmann, 2022.

Falk, Susanne/Haist, Karin/Lixfeld, Gisela: 's goht dagega. Fasnet in Schramberg 1900 bis heute. Ausstellungsbegleitheft (= Schriften des Stadtmuseums Schramberg 3). Schramberg 1986.

Frommer, Heike: „Gabel – catal, Brot – ekmek, Teller – tabak.“ Familiensaga Can. In: Frommer, Heike/Mohn, Brigitte (Hg.): Zwischen zwei Welten. Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter in Schramberg. Begleitbuch zum Forschungs-, Ausstellungs- und Mitmachprojekt des Stadtmuseums Schrambergs und des JUKS in Kooperation mit dem Eine-Welt-Forum Schramberg (= Schriften des Stadtmuseums Schramberg 24). Schramberg 2011, 28–37.

Kindler, Sven: „... mit Kummer und mit Sorgen ...“ Junges Parlament – Kanalfahrt – Da-Bach-na-Fahrt. Norderstedt 2007.

Kohlmann, Carsten (Hg.): Der „Corona Brüele“ – Mit „Kummer und mit Sörga“. Denkschrift der Notgemeinschaft Schwarzer Brezelbündel in der Fünftälertadt Schramberg im Schwarzwald zur Erinnerung an die ‚Corona Fasnet‘ 2021. Schramberg 2022.

Link, Helmut/Link, Stefan (Hg.): Narri, Narro und so. 100 Jahre Narrenzunft Schramberg. 75 Jahre Da-Bach-na-Fahrt. Schramberg 2010.

Lixfeld, Gisela/Schaub, Cajetan/Windhäb, Martin: Die Schramberger Fasnet – „... bis am Aschermittwoch Morga“. Eine närrische Bilderreise. Erfurt 2023.

Lixfeld, Gisela: 25 Jahre Stadtmuseum Schramberg. In: D'Krätz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 25 (2005), 65–75.

Lixfeld, Gisela: „Hoorig isch die Katz“. Fastnacht und Vereinskultur. In: Große Kreisstadt Schramberg (Hg.): Momentaufnahmen Schramberg. Ein Lesebuch 1867–1992. Schramberg 1992, 153–167.

Lixfeld, Gisela: Arbeiter und Arbeiterinnen im Umgang mit ihrer Geschichte. Erfahrungen aus dem Stadtmuseum Schramberg. In: Assion, Peter (Hg.): Transformationen der Arbeiterkultur. Beiträge der 2. Arbeitstagung der Kommission Arbeiterkultur der DGV 1985 in Marburg. Marburg 1986, 246–256.

Museums- und Geschichtsverein e. V./Große Kreisstadt Schramberg (Hg.): Schramberg. Adels Herrschaft – Marktflecken – Industriestadt. Schramberg 2004.

Schwedt, Herbert/Schwedt, Elke/Blümcke, Martin: Masken und Maskenschnitzer der schwäbisch-alemannischen Fasnacht (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 7). Stuttgart 1984.



► Vom Fürstensitz zum „Hochgehberg“

Wanderungen auf die Teck aus fünf Jahrhunderten

Manfred Waßner

Berge und Wandern, das ist aus kulturhistorischer Sicht eines jener gut abgehangenen Themen, die schon sehr lange im Saft wissenschaftlicher Diskussionen schmoren.

153

Berge und Wandern, das ist jenseits der Wissenschaft aber wieder äußerst populär und präsent. Die Coronajahre mit ihren Einschränkungen beim Reisen mögen dazu beigetragen haben, dass Ausflüge und Aktivitäten in regionaler und heimatlicher Umgebung als attraktive Unternehmungen gelten.

Ein seit langer Zeit besonders beliebtes Ziel am Albtrauf ist der Berg Teck im Landkreis Esslingen. Als Ausläufer der Schwäbischen Alb ragt die rund 775 Meter hohe Teck mit ihren beiden Vorbergen Hörnle und Hohenbol zwischen Bissingen und Owen weit ins Albvorland hinein. Mit ihrem Aussichtsturm und dem Wanderheim des Schwäbischen Albvereins, beides in heutiger Gestalt 1955 in der Burgruine auf dem Gipfel errichtet, gibt sie ein verbreitetes Motiv für die Tourismuswerbung ab.

Prägend ist sie aber seit eh und je nicht nur für das Landschaftsbild, auch die Ortsnamen der Umgebung lehnen sich zwecks näherer Bestimmung seit Jahrhunderten an sie an: Dettingen und Kirchheim unter Teck, Bissingen und Weilheim an der Teck. Zu allen Zeiten scheint der Berg Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Menschen der Jungsteinzeit und der Bronzezeit wie auch die Kelten haben ihre Spuren hinterlassen, auch im Frühmittelalter hielt man sich hier auf, viele Jahrhunderte, bevor vermutlich im 11. Jahrhundert die Grafen von Nellenburg auf dem Gipfelplateau ihre Burg errichteten (vgl. Bizer/Götz, 2004: 72, 75). Als namengebender Sitz diente diese Befestigung seit dem 12. Jahrhundert den Herzögen von Teck, die hier den Mittelpunkt ihrer Herrschaft bildeten und repräsentativ Hof hielten, bevor ihre Güter und Rechte im Lauf des 14. Jahrhunderts an die aufstrebenden Grafen von Württemberg übergingen und diese ein weiteres Jahrhundert später das Wappen und den Titel der Herzöge von Teck zum Bestandteil eigener Repräsentation und Herrschaft machten (vgl. Götz, 2009).

Abgesehen von den Bedürfnissen fürstlicher Hofhaltung im Hochmittelalter können wir nur mutmaßen, welche Gründe für das Aufsuchen dieses hoch gelegenen Ortes vor dem Burgenbau ausschlaggebend waren. Die Viehhaltung, ermöglicht durch das Wasser aus dem Herzogsbrünnele auf dem Gipfelplateau, mag einer davon gewesen sein.

Die Hochadelsburg des Mittelalters, von der heute nur noch Reste vorhanden sind, veränderte die Wahrnehmung des Berges und dessen Funktion grundlegend. Solange die Burg Herrschaftssitz, Befestigung und Verwaltungsmittelpunkt war, blieb sie im Wesentlichen ein Ort, von dem aus man beherrscht wurde, den man mehrheitlich als Diener, Frondienste erbringend oder gar gefangen und gezwungenermaßen aufsuchte. Die Geschichten zu diesen spannenden Aspekten enthalten uns die Quellen des späten Mittelalters leider meistens vor. Erst als die Burg 1525 während des Bauernkriegs zerstört und danach nicht mehr erneuert wurde, war der Weg für neue Blickwinkel auf den Berg frei.

Deshalb möchte der vorliegende Beitrag diejenigen Spuren verfolgen, die Besuche auf der Teck in den letzten 500 Jahren, also nach dem Ende des Mittelalters, in archivischen Quellen und in der Literatur hinterlassen haben.¹ Dabei soll zwar skizziert werden, ob und wie sich der menschliche Blick auf die Teck verändert hat. An die allgemeine geistesgeschichtliche Diskussion und an allegorische und metaphysische Dimensionen der Bergbesteigung, wie sie sich beispielsweise um Petrarca's literarische Verarbeitung des Ganges auf den Mont Ventoux entsponnen haben, kann und soll aber nicht angeknüpft werden.² Einzig und allein ausgewählte Wanderungen auf die Teck aus fünf Jahrhunderten sollen hier näher betrachtet werden: Wer besuchte den Berg mit welchem Blick?

¹ Vollständigkeit wird hier nicht angestrebt, vielmehr werden einzelne, letztlich zufällig gesammelte Zeugnisse willkürlich ausgewählt.

² Dieter Mertens hat wesentliche Aspekte zu diesem literarischen Topos meisterhaft dargelegt (vgl. Mertens, 2004).

Die Spurensuche beginnt am Mittwoch, 3. Mai 1525. In Kirchheim, wo vier Tage zuvor der württembergische Bauernhaufen Quartier bezogen hatte, machte sich am frühen Morgen ein Bauerntrupp unter Führung des Unteroffiziers Hans Metzger auf den Weg zur Teck (vgl. Götz, 2006: 251).³ Auf der Burg lag eine kleine Besatzung des Schwäbischen Bundes, der man die drei dort vorhandenen Geschütze abnehmen wollte. Der radikalere der beiden Bauernführer, Hans Wunderer, hatte aber darüber hinaus befohlen, die Burg in Brand zu setzen. Der Gang der Bauern auf die Teck verlief erfolgreich: Die Besatzung zog kampflös ab und überließ ihnen die Kanonen. Metzger ließ die Burg anzünden und machte sich zu Pferd mit einigen bewaffneten Begleitern zu Fuß – „der ain auch einen gemalten steckhen inn der handt getragen der annder ain büchs unnd der dritt ain helmbartten“ – auf den Weg hinunter nach Dettingen, wo sie nach getaner Arbeit „zumorgen geessen haben“.⁴ Dieser gewalttätige Besuch auf der Teck bedeutete das Ende für die mittelalterliche Burg, die nicht wieder errichtet wurde und fortan nur noch als Ruine bestand. Das „fürstlich haus Tegkh“ hatte seine militärische Funktion verloren, der Blick auf das Gemäuer wurde nach und nach zu einem historischen und symbolischen. Zehn Jahre später, 1535, berichteten die Oberen der Stadt Kirchheim an die Stuttgarter Regierung, auf der Teck stehe „noch allain die zarg der muren und ain kappelin darinn“,⁵ also lediglich die umfassende Burgmauer und die Kapelle im Burghof. Der Verlust der Burg machte den Weg frei für den zwanglosen Besuch auf dem Berg.

³ Vgl. auch zum Folgenden: Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 54 Bü 24.

⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 54 Bü 24.

⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 4 Bü 41.

Schon bald lockten die verlassenenen Gemäuer obskure Gestalten und Glücksritter an: 1531 ließ sich der alternde kaiserliche Feldzeugmeister Michel Ott von Echterdingen von Gerüchten überzeugen, im „Sibillenloch“ – der Sibyllenhöhle im Felsen unter der Burg – sei ein Schatz verborgen (vgl. Götz, 1999: 9 ff.). Er ermunterte drei Weilheimer, dort zu graben. Die Höhlengrabung, unterstützt durch allerlei negromantisches Brimborium, hatte kaum begonnen, als der Kirchheimer Vogt die illegalen Schatzjäger festsetzen ließ. Ott rechtfertigte sich und seine Grabungsbeauftragten, man habe so ohne weitere Kosten für die Staatskasse nach Geheimgängen unter der alten Burg suchen lassen, falls man sie doch wieder aufbauen wolle; er selbst habe sowieso nie an einen Schatz geglaubt. Vom Schatzfieber im Sibyllenloch, das für die drei Weilheimer zur Verbannung aus dem Land führte, ließen sich dennoch weiter Leute anstecken: Spanische Soldaten, während des Interims in Kirchheim einquartiert, und immer wieder Schatzsucher aus der Region machten sich auf den Weg zur Teck (vgl. ebd.: 13).

Großes Interesse weckten Berg und Burg im 16. Jahrhundert auch bei den Geschichtsschreibern (vgl. Götz, 2007). Schließlich hatte das längst erloschene Geschlecht der Teckherzöge mit seinem Besitz wesentlich zum Aufstieg Württembergs beigetragen. Einige der Chronisten dürften die Teck selbst aufgesucht haben, zumal am Fuße des Berges eine Grablege des alten Herzogsgeschlechts in der Marienkirche von Owen genealogische Aufschlüsse versprach. Oswald Gabelkover (1539–1635) dürfte dazu zählen, während der Tübinger Professor Martin Crusius (1526–1607) seine Erkenntnisse zu den Örtlichkeiten vor allem aus Berichten des Owener Pfarrers Lorenz Schentz gewann (vgl. ebd.: 144 ff.; Göz/Conrad, 1927: 31; Crusius, 1733: 402 f.), die er exzerpierte und in seinen 1595 gedruckten *Annales Suevici* verarbeitete. Schentz, seit 1557 in Owen tätig, verdanken wir über Crusius eine der frühesten anschaulichen und stellenweise poetischen Beschreibungen des Berges und den ersten Hinweis auf die neuzeitlichen Besucher*innen der Teck, die zum Zeitvertreib und zum Genuss hinaufstiegen.

„Der Berg Teck ist so hoch als die höchsten Alpen daselbst; wenn man ihn von ferne ansieht, scheint er, als ob er gegen morgen und mittag an den Alpen hange und deßwegen keinen sicheren Ort gebe; aber wann man auf ihn hinauf steigt, siehet man, daß er von den Alpen, da ein breit und tieffes Thal darzwischen ist, so weit abgesondert sey [...].

Dieser Berg ist also wie eine Insul [...] Fürwahr, er ist hoch und ein wunderbarer Berg, der von vielen Leuten besucht wird, insonderheit von denen, die im Sommer in das Seubader Bad ziehen. Im Sommer ist auch kaum ein Sonntag, da nicht eine grosse Menge Leute daselbst angetroffen wird.“
(Crusius, 1733: 402 f.)

Die auf Schentz zurückgehende Beschreibung von Crusius diente vielen späteren Chronisten als Vorlage, von denen wir oft nicht wissen, ob sie den Weg auf die Teck auf sich genommen haben; sie findet sich, oft nur wenig abgewandelt, zum Beispiel bei Johann Martin Rebstock (1648–1729) (vgl. Rebstock, 1691: 205 ff.) und Christian Friedrich Sattler (1705–1785) (vgl. Sattler, 1752: 97 f.).

In den Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entdeckten auch die ersten Naturwissenschaftler die Teck als Ziel. Der Mömpelgarder Arzt Johann Bauhin (1541–1613) untersuchte 1595 und 1596 im Auftrag Herzog Friedrichs die neue Heilquelle in Boll und stellte dabei auch naturkundliche Untersuchungen der Umgebung an. Seine 1598 und 1602 veröffentlichten Berichte enthalten zahlreiche botanische und geologische Beobachtungen und gelten als ein wichtiger Meilenstein der Naturkunde Württembergs. Auf seinem Weg nach Boll war Bauhin ein Bissinger begegnet, der mit Ton (Bollus) beladen nach Augsburg unterwegs war; von dort sollte die Ware nach

Nürnberg verkauft werden (vgl. Bauhin, 1602: 92). Der weiche, rote Bolus stammte vom Hörnle, einem der beiden Vorberge der Teck, und Bauhins Forscherdrang siegte über die anstehende Pflicht:

„Darauff mich den 23. Octobris eine Lust ankam, denselben Ort, da man den Bolum ausgrube, zu besichtigen, machte mich derwegen mit dem Herrn Doctore Renzco auff den Weg unnd traff neben der Strassen da man von Bissingen auff Auwen zu zeucht, die Gruben an, auff dem Berge, von welchem man doch noch zimlich hoch biß zum Schloß hinauff hatte.“ (Bauhin, 1602: 92)

157

Auf den Mömpelgarder Naturforscher folgten herzogliche Kartografen und topografisch-statistische Erfasser, mithin Geografen: Johannes Oettinger (1577–1623) beschrieb in seinem „Landbuch“ 1623 als Erster sehr genau die Sibyllenhöhle (vgl. Götz, 1999: 13 f.), ihm folgte nach dem Dreißigjährigen Krieg der württembergische Offizier Andreas Kieser (1618–1688), der im Auftrag Herzog Karl Friedrichs die Forsten des Landes kartografierte und den Karten in seinem „Forstlagerbuch“ zahlreiche Ortsansichten beifügte. Zusammen mit zwei Helfern, Johann Niclas Wittich und Johann Jakob Dobler, erstellte Kieser zwischen 1680 und 1687 flächendeckend eine recht detaillierte landesweite Vermessung mit Schwerpunkt auf dem Waldbesitz des Herzogtums.



▲
„Das Haus Teckh“: Die Ruine um 1683 nach Andreas Kieser
(Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 107/7 Bd. 5 Bl. 7)

Da durfte die Teck, auf der herzogliche Viehwirtschaft betrieben wurde, nicht fehlen (vgl. Waßner, 2016). Das Forstlagerbuch enthält eine sehr detaillierte und realitätsnahe Darstellung der Ruine von Osten her, also von Bissingen. Ohne Zweifel sind die Kartografen vor Ort gewesen, um zu messen und zu skizzieren.⁶ Die aquarellierte Federzeichnung mit dem Titel „Daß Hauß Teckh“ zeigt die zerfallene Umfassungsmauer, einige Turmstümpfe und Mauerrondelle sind zu erkennen, aus dem Gemäuer sprießen Büsche und Bäume. Hohenbol und Hörnle, die beiden Vorberge, schließen das Bild rechts ab. Links ist der Weg über den Sattelbogen ins Lenninger Tal zu sehen, die Ruinen des Raubers und der Diepoldsburg bilden den linken Bildrand. Hinauf auf den Teckberg führt der Weg von Bissingen aus zum herzoglichen Viehhaus.

Rund ein Jahrhundert nach Kieser mehren sich die überlieferten Zeugnisse für Wanderungen auf die Teck. Nach einigen Maurern, die Herzog Carl Alexander 1738 zu einem nie ernsthaft verfolgten Festungsbau auf die Teck geschickt hatte, gesellten sich Ende des 18. Jahrhunderts zu den bereits arrivierten Naturkundlern und Historikern Seminaristen und Zöglinge der württembergischen Klosterschulen und des Tübinger Stifts, aber auch der Karlsschule in Stuttgart. Zu Letzteren zählte der später berühmte Naturforscher Georges Cuvier (1769–1832), geboren im württembergischen Mömpelgard. Im April 1787, während der Akademiefestferien, unternahm der 18-jährige Student von Stuttgart aus zusammen mit zwei Kommilitonen eine einwöchige Wanderung – eigentlich eine naturkundliche Exkursion zu Fuß – auf die Alb, über die er einen unterhaltenden, mit wertvollen Beobachtungen versehenen Bericht anfertigte. „Man stelle sich 3 junge Leute vor, die soeben einen lustigen Project ausgesonnen haben“, so begann die Planung der Exkursion (Wörz u. a., 2009: 308). Über Nürtingen und Kirchheim wollten sie nach Münsingen, von dort über Reutlingen und Tübingen zurück nach Stuttgart. Die Teck war den jungen Männern einen eigenen Abstecher wert, von Nürtingen aus ging es zuerst nach Dettingen, wo man in Begleitung der örtlichen Honoratioren und deren Frauen und Töchtern den Aufstieg begann, die einen mit Cuvier zu Fuß, die andern in der Kutsche, das Ganze um die Wette. Lassen wir Cuvier selbst zu Wort kommen:



◀
Um die Wette auf die Teck: Georges Cuvier malte 1788 zum Andenken an seinen „Spatziergang auf den Teck Berg“ für Louise Glettin aus Dettingen dieses Bild (Institut de France Paris)

„Wir kletterten hinauf wie wir konnten und hier muß ich öffentlich und vor der ganzen Welt der ehrenhaftesten und frischesten aller Jungfern, Jungfer Louise Glettin, Tochter des H. Amtmanns zu Dettingen, das ihr gebührende Lob zuertheilen. Französische Politesse hatte mich bewogen ihr meinen Arm zu offeriren und ich schmeichelte mich ein so artiges Mädchen auf den Teckberg zu führen.

Schwacher Jüngling! Sie führte mich hinauf. [...]
Wir fliegen also auf den Berg. [...] Der Teckberg ist eine der äußersten Spitzen der Alb, sein Fuß wird von mehreren aufeinander liegenden Hügeln bedeckt, welche nur Gras tragen, und zwar ziemlich schlechtes, soviel ich damahls beurtheilen konnte. [...]
Wann diese Hügel alle ueberstiegen sind, kommt man auf den eigentlichen Berg, der ueber alle herrscht, sehr steil wird und ganz von einem dicken Gesträuch bekleidet ist. Wir folgen einem kleinen Fußweg nicht ohne von den Aesten öfters beohrfeigt zu werden, doch ueberstanden wir alles und kamen auf die kahle Spitze des Tecks – vor der Kutsche und den Frauenzimmern. [...]

Auf der Spitze des Bergs, wo noch einige Ueberbleibsel der alten Mauern des Schloßes sind, genießt man die aller weiteste Aussicht. [...]

**Den Herzogen von Teck will ich ihren Titel nicht
streitig machen: gewiß ist es aber, daß ihr Aufent-
halt recht schön aber auch recht kalt sein mußte; es
herrscht da oben ein Wind, der freylich einigen, die
bald erzählt werden sollen, nicht gleichete, aber doch
denen die so eben vom Neckerthal herauf kamen,
sehr ungewohnt vorkam.“
(Wörz u.a., 2009: 316 ff.)**

160

Einem Adler, von dem noch der Böhlinger Pfarrer Jeremias Höslin (1722–1789) berichtete (vgl. Höslin, 1798: 430), ist der Naturforscher dort oben nicht begegnet. Aber die starken Winde, die Cuvier damals beklagte und die Mörike einige Zeit darauf besungen hat, sollten anderthalb Jahrhunderte später dafür sorgen, dass die Teck auch zum Berg der Segelflieger wurde.

Ungefähr zur gleichen Zeit wie Cuvier, wahrscheinlich nicht nur einmal und wie dieser von Nürtingen aus, muss sich der beinahe gleichaltrige Friedrich Hölderlin (1770–1843) auf den Weg zur Teck gemacht haben. Sein Gedicht „Die Tek“, vermutlich 1788 entstanden, zeugt davon, auch wenn es genau genommen den Blick des Dichters von der gegenüberliegenden Talseite auf die Teck beschreibt:

7
Zitiert nach: [http://www.zeno.org/
Literatur/M/Hölderlin,+Friedrich/
Gedichte/Gedichte+1784-1800/Die+Teck](http://www.zeno.org/Literatur/M/Hölderlin,+Friedrich/Gedichte/Gedichte+1784-1800/Die+Teck)
(Zugriff: 10.04.2023).

**„Mich mit den Frohen zu freuen, zu schauen den
herbstlichen Jubel, / War ich herauf von den Hütten
der gastlichen Freundschaft gegangen. / Aber siehe!
allmächtig reißen mich hin in ernste Bewundrung /
Gegenüber die waldigte Riesengebirge. / – Laß mich
vergessen, / Laß mich deine Lust, du falbigte Rebe,
vergessen, / Daß ich mit voller Seele sie schaue, die
Riesengebirge! / Ha! wie jenes so königlich über die
Brüder emporragt! / Teck ist sein Name.“⁷**

Der jugendliche Hölderlin lässt sich beim Anblick des Teckbergs und der Ruine im Folgenden zu Ritterfantasien über eine redliche, nunmehr zu Unrecht verachtete alte Suevenzeit hinreißen, während einige Jahrzehnte später sein jüngerer Poetenkollege Eduard Mörike (1804–1875) die Teck mit ganz anderen, historisch ungetrübten Augen sehen konnte: „Hier ist Freude, hier ist Lust, / Wie ich nie empfunden! / Hier muß eine Menschenbrust / Ganz und gar gesunden!“. Von ihm wissen wir, dass er die Teck häufiger aufgesucht hat, nicht nur in seiner Zeit als Vikar in Owen, Ochsenwang und Weilheim. 1824, als Stiftler in Tübingen, wollte er an Weihnachten mit seinen Freunden Ludwig Bauer und Johannes Mährlen angeblich eine „Excursion nach Kirchheim und auf die Teck“ machen (Mörike, 10: 71). Später zog ihn vor allem die sehnsuchtsvolle Aussicht an, von dort oben vielleicht einen Blick aufs Pfarrhaus in Grötzingen zu erhaschen, wo seine Verlobte Luise Rau auf ihren Eduard wartete. Aus seinen Briefen erfahren wir, wie ein Besuch dort oben in Gesellschaft damals ablief: Man sorgte für reichlich Verpflegung, die dann von Trägern auf den Berg geschafft wurde, nach dem Aufstieg suchte man sich einen schönen Platz, es wurde unterhaltende Belletristik vorgelesen, „von Zeit zu Zeit ward eine warme Platte mit Forellen herumgeboten und das Glas zirkulierte gleichzeitig: endlich legte man das Buch weg und stärkte sich noch einmal, um allgemein die Runde auf den bedeutendsten Aussichtspunkten zwischen dem alten Gemäuer zu machen.“ (Mörike 11: 102).

161

**„Hier ist Freude, hier ist Lust, / Wie ich nie empfunden! /
Hier muß eine Menschenbrust / Ganz und gar gesunden!“
(Eduard Mörike)**



Die romantische Sicht auf die Teck:
Darstellung aus dem „Stuttgarter Almanach“ 1798.
Kreisarchiv Esslingen

Neben Mörike, Bauer und Mährlen haben wohl ganze Generationen von Tübinger Stiftspromotionen vor und nach ihnen die Teck besucht. Selbst Wilhelm Zimmermann (1807–1878), als Revolutionär ein wahrer Burgenverächter, wird schon lange vor seiner späten Zeit als Pfarrer in Owen (ab 1872) auf der Teck gewesen sein.

An erster Stelle ist da Gustav Schwab (1792–1850) zu nennen, der mit seinen romantischen Reisebeschreibungen und Dichtungen ganz wesentlich zur weiteren Popularität der Schwäbischen Alb, ihrer Höhlen und Burgen beigetragen hat. „Ueber Hohenneufen durchs Lenninger Thal über die Teck nach Kirchheim“ war die sechste seiner Wanderungen an der „Neckarseite der Schwäbischen Alb“ von 1823 überschrieben (Schwab, 1823: 123 ff.), dem ersten landeskundlichen Wanderführer zur Alb. Der Teck und ihrer Aussicht ist hier eine ausführliche Beschreibung gewidmet.

Den Stiftlern und Dichtern folgten erneut die Naturforscher und Geologen, so beispielsweise der Tübinger Professor Gustav Schübler (1787–1834), ein Freund Schwabs (vgl. Loose, 2022: 90), und dessen späterer Nachfolger Friedrich August Quenstedt (1809–1889). Ihr Interesse galt wie einst bei Bauhin den Mineralienvorkommen, den Gesteinsschichten, Fossilien und den Kräften der Gebirgsbildung, aber die Aussicht verloren auch sie nicht aus dem Blick.

Die Teck wurde endgültig zur Attraktion. Zum regelrechten „Take-off“ als „Berg des Wanderns“ (Melchert, 1972: 155 ff.) führte 1864 die Gründung des Kirchheimer Verschönerungsvereins. Sein Ziel, in der Ruine eine Schutzhalle zu errichten, war der Gründungsgedanke des Vereins, und 1888 beschlossen die Vereinsfunktionäre: „Do muaß a Turm nauf!“ (Fahrbach, 1955: 40; Melchert, 1972: 158). Der Turm stand 1889, und als 1899 die Eisenbahn von Kirchheim nach Oberlenningen eröffnet wurde, war die Teck zum rasch und leicht erreichbaren Ziel für Reisende aus vieler Herren Länder geworden. Der englische Reiseschriftsteller und Pastor Sabine Baring-Gould (1834–1924) ging hier den Ursprüngen des Namens der Queen Mary von



◀ Im Burghof der Teck um 1900 mit Schutzhalle, Turm und Restauration. Postkarten dieser Art verkauften sich seit dem Turmbau 1889 massenhaft. Kreisarchiv Esslingen S 1 PA 1978_089

Teck nach (vgl. Baring-Gould, 1911: 50), der Schwäbische Albverein und seine Honoratioren ließen die Teck in keiner Beschreibung des Albtraufs fehlen und führten bald ihren Hauptwanderweg 1 hier vorbei. Vereine, Kameradschaften aller politischen Couleur besuchten die Teck, manche versuchten sie zu vereinnahmen, aber sie blieb für alle offen. Die 1958 ausgesprochene Einladung des Bundespräsidenten Theodor Heuss an die englische Königin Elisabeth, die Teck zu besuchen, blieb zwar ohne Erwiderung, aber das tat dieser keinen Abbruch: Heute strebt die Teck mit den sie umgebenden „Premiumwanderwegen“ der touristischen Marke „Hochgebirge“ nach dem Titel des schönsten Wanderwegs in Deutschland.

Baring-Gould, Sabine: *The Land of Teck and its Neighbourhood*. London/New York 1911.

Bizer, Christoph/Götz, Rolf: *Die Thietpoldispurch und die Burgen der Kirchheimer Alb*. Neue Methoden und Ergebnisse der Burgenforschung (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 31). Kirchheim unter Teck 2004.

Crusius, Martin: *Schwäbische Chronick*, übersetzt und hg. von Johann Jacob Moser, 2 Bde. Frankfurt am Main 1733.

Fahrbach, Georg (Hg.): *Die Teck*. Eine Schrift für den Wanderer und Heimatfreund. Stuttgart 1955.

Götz, Rolf: *Die Herzöge von Teck, Herzöge ohne Herzogtum* (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 33). Kirchheim unter Teck 2009.

Götz, Rolf: *Die Sibylle von der Teck, die Sage und ihre Wurzeln im Sibyllenmythos* (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 25). Kirchheim unter Teck 1999.

Götz, Rolf: *Von der ersten urkundlichen Nennung im Jahre 960 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. In: Kilian, Rainer (Hg.): *Kirchheim unter Teck*. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum. Kirchheim unter Teck 2006, 97–274.

Götz, Rolf: *Wege und Irrwege frühneuzeitlicher Historiographie: genealogisches Sammeln zu einer Stammfolge der Herzöge von Teck im 16. und 17. Jahrhundert* (= Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 8). Ostfildern 2007.

Göz, Wilhelm/Conrad, Ernst (Hg.): *Diarium Martini Crusii 1596–1597*. Tübingen 1927.

Höslin, Jeremias: *Beschreibung der württembergischen Alp mit landwirtschaftlichen Bemerkungen*. Tübingen 1798.
Loose, Rainer: *Gustav Schübler (1787–1834)*. Professor für Naturgeschichte und Botanik in Tübingen (= *Contubernium*, 90). Stuttgart 2022.

Mertens, Dieter: *Mont Ventoux, Mons Alvernae, Kapitol und Parnass*. Zur Interpretation von Petrarca's Brief Fam. IV, 1 „De curis propriis“. In: Bihrer, Andreas (Hg.): *Nova de veteribus: mittel- und neulateinische Studien für Paul Gerhard Schmidt*. München u. a. 2004, 713–734.

Mörke, Eduard: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. von Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer und Bernhard Zeller. 28 Bände. Stuttgart 1967 ff.

Sattler, Christian Friedrich: *Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg und aller desselben Städte, Klöster, und darzu gehörigen Aemter*. Tübingen 1752.

Schwab, Gustav: *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben*. Stuttgart 1823.

Waßner, Manfred: *Auf den Spuren des Teckviehs*. Eine vergessene Rinderrasse und ihre Geschichte. In: *Schwäbische Heimat* 67 (2016), 311–316.

Welchert, Hans-Heinrich: *Wanderungen zu den Burgen und Klöstern in Schwaben*. Tübingen 1972.

Wörz, A./Oettler, G./Engelhardt, M.: *Zur Geschichte der Naturkunde in Württemberg*. George Cuviers „Reise auf die Württembergische Alp“ – ein zeit- und wissenschaftsgeschichtliches Dokument. In: *Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg* 165 (2009), 301–336.

Teck nach (vgl. Baring-Gould, 1911: 50), der Schwäbische Albverein und seine Honoratioren ließen die Teck in keiner Beschreibung des Albtraufs fehlen und führten bald ihren Hauptwanderweg 1 hier vorbei. Vereine, Kameradschaften aller politischen Couleur besuchten die Teck, manche versuchten sie zu vereinnahmen, aber sie blieb für alle offen. Die 1958 ausgesprochene Einladung des Bundespräsidenten Theodor Heuss an die englische Königin Elisabeth, die Teck zu besuchen, blieb zwar ohne Erwiderung, aber das tat dieser keinen Abbruch: Heute strebt die Teck mit den sie umgebenden „Premiumwanderwegen“ der touristischen Marke „Hochgebirge“ nach dem Titel des schönsten Wanderwegs in Deutschland.

Baring-Gould, Sabine: *The Land of Teck and its Neighbourhood*. London/New York 1911.

Bizer, Christoph/Götz, Rolf: *Die Thietpoldispurch und die Burgen der Kirchheimer Alb*. Neue Methoden und Ergebnisse der Burgenforschung (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 31). Kirchheim unter Teck 2004.

Crusius, Martin: *Schwäbische Chronick*, übersetzt und hg. von Johann Jacob Moser, 2 Bde. Frankfurt am Main 1733.

Fahrbach, Georg (Hg.): *Die Teck*. Eine Schrift für den Wanderer und Heimatfreund. Stuttgart 1955.

Götz, Rolf: *Die Herzöge von Teck, Herzöge ohne Herzogtum* (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 33). Kirchheim unter Teck 2009.

Götz, Rolf: *Die Sibylle von der Teck, die Sage und ihre Wurzeln im Sibyllenmythos* (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck, 25). Kirchheim unter Teck 1999.

Götz, Rolf: *Von der ersten urkundlichen Nennung im Jahre 960 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. In: Kilian, Rainer (Hg.): *Kirchheim unter Teck*. Marktort, Amtsstadt, Mittelzentrum. Kirchheim unter Teck 2006, 97–274.

Götz, Rolf: *Wege und Irrwege frühneuzeitlicher Historiographie: genealogisches Sammeln zu einer Stammfolge der Herzöge von Teck im 16. und 17. Jahrhundert* (= Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 8). Ostfildern 2007.

Göz, Wilhelm/Conrad, Ernst (Hg.): *Diarium Martini Crusii 1596–1597*. Tübingen 1927.

Höslin, Jeremias: *Beschreibung der württembergischen Alp mit landwirtschaftlichen Bemerkungen*. Tübingen 1798.
Loose, Rainer: *Gustav Schübler (1787–1834)*. Professor für Naturgeschichte und Botanik in Tübingen (= *Contubernium*, 90). Stuttgart 2022.

Mertens, Dieter: *Mont Ventoux, Mons Alvernae, Kapitol und Parnass*. Zur Interpretation von Petrarca's Brief Fam. IV, 1 „De curis propriis“. In: Bihrer, Andreas (Hg.): *Nova de veteribus: mittel- und neulateinische Studien für Paul Gerhard Schmidt*. München u. a. 2004, 713–734.

Mörke, Eduard: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hg. von Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer und Bernhard Zeller. 28 Bände. Stuttgart 1967 ff.

Sattler, Christian Friedrich: *Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg und aller desselben Städte, Klöster, und darzu gehörigen Aemter*. Tübingen 1752.

Schwab, Gustav: *Die Neckarseite der Schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und andern Zugaben*. Stuttgart 1823.

Waßner, Manfred: *Auf den Spuren des Teckviehs*. Eine vergessene Rinderrasse und ihre Geschichte. In: *Schwäbische Heimat* 67 (2016), 311–316.

Welchert, Hans-Heinrich: *Wanderungen zu den Burgen und Klöstern in Schwaben*. Tübingen 1972.

Wörz, A./Oettler, G./Engelhardt, M.: *Zur Geschichte der Naturkunde in Württemberg*. George Cuviers „Reise auf die Württembergische Alp“ – ein zeit- und wissenschaftsgeschichtliches Dokument. In: *Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg* 165 (2009), 301–336.

sich um einen sehr umfangreichen Fund von 132 Handschriften – Rezepte, Schutzgebete, magische Formeln, T. vermutlich, z. T. beruhend auf dem 6. und 7. Buch Mose – nicht völlig unerwartet, da es sich bei dem Hof um den ehemaligen Sitz der bekannten Wunderheilerfamilie Morlok handelt. Der letzte ‚Wunderheiler‘ starb 1940. [...] Vielleicht wäre dieses Material eine schöne Basis für eine Magisterarbeit oder ein Semi

► Der Schatz der Morloks

Michael Simon und Anne-Christin Lux

Zur Vorgeschichte

Michael Simon

Im März 2006 kursierte über das „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ die Mail einer engagierten Architektin, die mit der Sanierung eines alten Bauernhofs in Baiersbronn-Mitteltal im Nordschwarzwald beschäftigt war. Ihr Auftraggeber war ein überregional bekannter Hotelier, der das Objekt erworben hatte, um dort eine stilvolle Gastronomie mit angeschlossenem Bauernhausmuseum einzurichten. Schon am Tag des Baubeginns, am 17. Januar 2005, hatte man unter der Dielung des Dachbodens eine Spanschachtel mit alten Schriften gefunden. Wie die Architektin schrieb, handelte es „sich um einen sehr umfangreichen Fund von 132 Handschriften – Rezepte, Schutzgebete, magische Formeln, vermutlich, z. T. beruhend auf dem 6. und 7. Buch Mose. Nicht völlig unerwartet, da es sich bei dem Hof um

den ehemaligen Sitz der bekannten Wunderheilerfamilie Morlok handelt. Der letzte ‚Wunderheiler‘ starb 1940. [...] Vielleicht wäre dieses Material eine schöne Basis für eine Magisterarbeit oder ein Seminar zum Thema Volksmedizin.“

Wer länger im universitären Geschäft tätig ist, kennt solche Anfragen und weiß, dass sie in der Regel keine Selbstläufer sind, sondern viel Arbeit nach sich ziehen können, die offensichtlich unbezahlt bleiben soll. Bevor man sich also darauf einlässt, sind weitere Erkundigungen erforderlich und eine Inaugenscheinnahme des Materials angeraten. Gesagt, getan! Am 11. Mai 2006 fuhr ich zusammen mit meinem damaligen Mainzer Kollegen Timo Heimerdinger nach Baiersbronn, um dem Morlokhof in der Ortschaft Mitteltal einen Besuch abzustatten und die Fundstücke persönlich anzuschauen. Wie der Kohlenmunk-Peter in Wilhelm Hauffs Märchen „Das kalte Herz“ zogen wir hinaus, um unser Glück im Nordschwarzwald zu finden. Das Wetter war schön, die Sonne strahlte und am Mummelsee sah man die letzten Schneeresste wegschmelzen. Mit dem Auto passierten wir eine Wasserfurt zwischen der Parzelle Rotmurg und der Ruhesteinstraße und fühlten uns für einen Augenblick in eine andere, „wildromantische“ Welt versetzt. Für Timo war es eine Reise in die Heimat seiner Vorfahren und für mich eine willkommene Flucht vor dem Schreibtisch, auf dem sich vermeintlich hochwichtige Aufgaben stapelten.

165



◀

Auf dem Weg ins „Feld“ am 11. Mai 2006

Vor Ort lernten wir die freundliche Architektin und den namhaften Hotelier kennen, der gerade damit beschäftigt war, mit den Vertretern einer einschlägigen Porzellanmanufaktur das Geschirr für seine neue Erlebnisgastronomie auszusuchen. Auch die aufgefundenen Schätze durften wir begutachten und uns versichern, dass sich deren Bearbeitung auf jeden Fall lohnen würde, wenngleich der Aufwand hoch erschien. Die entscheidende Frage nach unserem Abstecher ins Feld lautete, wer diese Aufgabe übernehmen könnte. Anders als im Märchen, wo das Glück viele Umwege nahm, bis es der Kohlenmunk-Peter fand, trafen wir gleich die richtige Entscheidung und fragten bei Anne-Christin Lux nach, ob sie das Thema im Rahmen eines Promotionsprojektes verfolgen wollte. Anne hatte gerade eine Abschlussarbeit über den Eisenacher Barockarzt Christian Franz Paullini (1643–1712) geschrieben, kannte sich mit medikalkulturwissenschaftlichen Fragestellungen aus und konnte vor allem alte Handschriften lesen. Im vorliegenden Falle ging es jedoch um mehr, als nur die aufgefundenen Schriften zu entziffern und auszudeuten. Vielmehr bestand die Herausforderung darin, das Quellenmaterial umfassend in sozialer, zeitlicher und regionaler Perspektive zu kontextualisieren und dabei immer wieder neue Spuren zu verfolgen, die sich im Laufe der Nachforschungen ergaben. Darüber kann die Verfasserin aber am besten selbst berichten.

Nachforschungen zum Wirken einer Heilerdynastie im Nordschwarzwald

Anne-Christin Lux

Der Morlokhof oder Ödenhof in Mitteltal befand sich 2003, als er von Hermann Bareiss erworben wurde, in einem denkbar schlechten Zustand. Bis 2001 war der Hof zwar noch bewohnt gewesen, aber Renovierungen oder gar Modernisierungen hatten dort schon seit Langem nicht mehr stattgefunden. Eine Erben-gemeinschaft hatte sich jahrzehntelang über den Verkauf des Objektes gestritten, währenddessen die Gebäude allmählich verfielen. Es bedurfte seitens des Käufers also großer finanzieller Anstrengungen, um die ganze Anlage denkmalgerecht zu sanieren. Gleichwohl besaß der Hof mit Haupthaus, Austrags-haus, Garten sowie einem Back- und Räucherhaus aufgrund seiner exponierten, frei stehenden Hanglage einen großen Charme, der es nahelegte, den Komplex in der gewählten Weise zu restaurieren und ihn als Ausgangspunkt für geschichtsträchtige Events und kulinarische Entdeckungsreisen zu inszenieren. Der Schriftenfund dürfte diesem Konzept sicherlich weiter in die Karten gespielt haben.



Was für Schriften waren nun entdeckt worden? Eine genauere Untersuchung bestätigte den Anfangsverdacht, dass es sich bei den handgeschriebenen Dokumenten wohl um den gesamten schriftlichen „Nachlass“ der Heilerfamilie Morlok handelt. Über Generationen hinweg hatten deren Angehörige ihr Wissen aufgezeichnet und an den jeweiligen Hoferben übergeben, der dann vermutlich auch die Heilertätigkeit fortsetzte. Dem Schriftbild nach stammen die Handschriften vornehmlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Ein Teil der Dokumente sind Rezepte, bei denen allerdings nicht immer aufgeführt ist, was damit behandelt werden sollte. Sie waren aber nicht nur für Krankheiten des Menschen, sondern auch für Krankheiten des Viehs gedacht, dessen Gesundheit für seine Besitzer früher ebenso wichtig war wie ihre eigene. Die dokumentierten Heilmittel entsprechen dabei dem üblichen Spektrum an verwendeten Ingredienzien des 18. Jahrhunderts, die zum Teil auch noch für Laienbehandlerkreise des frühen 20. Jahrhunderts nachweisbar sind, wie z. B. Schwarzer Schwefel, Bibergeil, Hunds- und Dachsfett, Kaminruß, Roter Bolis, Salpeter oder Menschenkot. Stellenweise wurde angegeben, wofür die Rezepte zu nutzen sind, oftmals jedoch nicht.



◀ Blick aus Südwesten auf das Haupthaus des Morlokhofes in Baiersbronn-Mitteltal



▲ Schrift 51.3 aus dem Schriftenfund vom Ödenhof, Baiersbronn-Mitteltal 2005, mit der Darstellung eines Amuletts mit christlich geprägten Buchstabenkombinationen

Der weitaus größte Teil der aufgefundenen Handschriften besteht aber nicht aus Rezepturen, sondern aus Heilsegen und Formeln, Amuletten sowie Anleitungen zu magischen Handlungen. Diese Aufzeichnungen wirken in der heutigen Wahrnehmung besonders befremdlich, undurchsichtig sowie schlichtweg unheimlich. Ihnen ist es zu verdanken, dass nach der Entdeckung des Fundes die Morloks als „Wunderheiler“ bezeichnet wurden. An dieser Stelle muss allerdings betont werden, dass solche Handschriften bzw. deren gedruckte Vorlagen an sich keine Besonderheit darstellen, sondern einst weit verbreitet waren, wie die Sammlungen des Volkskundlers Adolf Spamer aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1883–1953) belegen. Bemerkenswert ist allenfalls, dass sich ein solches Konvolut von (Ab-)Schriften weitgehend geschlossen an einem Ort erhalten hat und sich somit regional kontextualisieren lässt, was den weiteren Gang meiner Untersuchungen maßgeblich beeinflusste.

Sie ergaben als Nächstes, dass Zauberbücher wie das „Sechste und Siebente Buch Mosis“ sowie das „Romanusbüchlein“ einen spürbaren Einfluss im Fund hinterlassen haben. Es handelt sich dabei um sehr be-

kannte Rezept-, Sympathie- bzw. Zauberbücher, die ab dem 19. Jahrhundert für fast jedermann erhältlich waren, da sie von Buchhandlungen massenhaft mit jeweils variierenden Inhalten verbreitet wurden. Auffallend ist, dass die Morloks aus diesen Vorlagen u. a. auch lateinische und hebräische Wendungen übernommen haben, was bei manchen zu der Vorstellung führte, sie seien eigentlich hochgelehrte Wissenschaftler gewesen. Das kann allerdings nicht mit ihrer bäuerlichen Existenz und Erziehung, soweit wir darüber Bescheid wissen, in Einklang gebracht werden, zumal ihre Schriftstücke überlieferte Formeln teilweise fehlerhaft und verstümmelt wiedergeben. Es ist davon auszugehen, dass solche Fehler durch wiederholtes Abschreiben, Weiterreichen und Hörensagen auftraten. Da sie für den Anwenderkreis kaum nachvollziehbar waren, dürften sie für deren Glauben an die Wirksamkeit des Niedergeschriebenen sowie die damit einhergehende Hoffnung unerheblich gewesen sein.

Zu guter Letzt enthält der Fund noch wenige gedruckte Schriften medizinischen Inhalts wie z. B. eine Werbung für Venezianischen Theriak von 1819 und einige profane Schriftstücke, zu denen ein Bauvertrag von 1789,

Schuldscheine und eine Entlohnungsliste oder Schuldnerliste gehören. Sie seien hier der Vollständigkeit halber genannt.

Über die Personen, die diese Schriften einst besaßen, ließ sich einiges herausfinden. Die genealogischen Nachweise für die Morloks im Murgtal reichen bis in das frühe 17. Jahrhundert zurück. Der erste Heilkundige aus der Familie scheint Michel Morlok (1722–1785) gewesen zu sein, dem Vertreter aus vier weiteren Generationen folgten: Johann Georg (1764–1823), Jakob (1804–1865), Jakob Friedrich (1835–1910) und Johann Friedrich (1871–1940), also ausschließlich Männer. Besonders viele Informationen liegen über die letzten beiden Heiler vor, denen große Heilerfolge in der örtlichen Überlieferung, aber auch ein etwas undurchsichtiger Charakter bzw. eine geheimnisvolle Ausstrahlung zugeschrieben wurden. Während Jakob Friedrich als Bauer, Sägemühlenbesitzer und hoch angesehenes Mitglied des Pfarr- und Gemeinderats bei seiner Heilertätigkeit von der seit 1869 bzw. 1871 reichsweit geltenden Kurierfreiheit profitieren konnte, geriet sein Sohn Johann Friedrich mit dem Festhalten an dieser Tradition und unter dem Eindruck der erstarkenden Schulmedizin mit ihren massiven Kampagnen gegen das sogenannte Kurpfuschertum mehr und mehr ins Hintertreffen. 1939 wurde er in die Psychiatrie eingewiesen, wo er ein Jahr später starb.

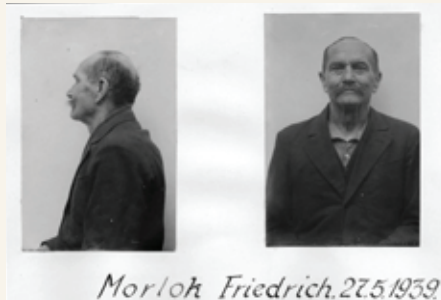
Die Gründe für die Einweisung des letzten Morloks waren komplex, wie aus den Krankenunterlagen in Tübingen und Zwiefalten hervorgeht. Die Rede ist von Schizophrenie, Alkoholismus und Gewaltausbrüchen. Sie belegen aber auch die Abwertung seiner Heilerfähigkeiten durch die behandelnden Ärzte als „Wahn- und Berufungsideen“. Dass Johann Friedrich nach seiner Einweisung im März 1939 dem Personal vorhielt, von seinem ältesten Sohn Fritz ins „Narrenhaus“ weggesperrt worden zu sein, weil dieser ein hundert-

facher Mörder sei und diese Verbrechen „mit dem Göring und dem Leviathan Adolf Hitler“ begangen habe, dürfte ihm unter den damaligen Umständen keinerlei Verständnis eingebracht haben, wohingegen wir uns heute über diese geradezu unheimliche Voraussicht wundern. Die ganze Tragik dieser Geschichte enthüllt sich mit dem Wissen, dass Fritz im Zweiten Weltkrieg Soldat wurde und 1945 in einem russischen Kriegsgefangenenlager starb und dass der jüngste Sohn Ernst, der von seinem Vater anscheinend als Nachfolger in die Heilkunde eingeführt worden war, ebenfalls in der Psychiatrie landete und dort fast 50 Jahre lang bis zu seinem Lebensende 1988 verblieb.

Dass solche Lebensschicksale Gegenstand dörflicher Erzählungen sind, wird nicht weiter überraschen, auch wenn zum Zeitpunkt meiner Datenaufnahme 2006/2007 die Erinnerungen an persönliche Begegnungen mit den Morloks nur noch in schwachen Resten zu erfahren waren. Um so bemerkenswerter ist es daher, dass die Heilerfamilie schon lange vor mir in das Visier heimat- und volkskundlicher Forschungen geraten war. Bereits um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde der vorletzte Morlok Jakob Friedrich ein Objekt der mundartlichen Heimatdichtung. Georg Otto Gittinger (1861–1939), der von 1885 bis 1898 als Pfarrer in Mitteltal tätig war und als Schriftsteller und Mundartdichter den Dialekt des oberen Murgtals in drei Gedichtbändchen verewigte, griff die Heilerpersönlichkeit in seinen Gedichten auf. Gittingers Schilderungen dienten seinem Nachfolger Pfarrer Eugen Reiff dazu, 1904 einen Aufsatz über den Heiler niederzuschreiben, in dem er diesen als jovialen und bauernschlaunen Zeitgenossen charakterisierte. Reiff kam damit einer Anfrage des Volkskundlers Karl Bohnenberger nach, der die Informationen für seine Veröffentlichung zu den „volkstümlichen Überlieferungen“ Württembergs benötigte.

▼

Der Morlok heilt mit Gottes Hilfe einen Patienten im Theaterstück „Morlok. Mythos. Mädesüß“, aufgeführt von der Theatergruppe Neue Studiobühne Baiersbronn/Freudenstadt e. V.



▲ Frontal- und Profilaufnahme von Johann Friedrich Morlok aus der Krankenakte der Psychiatrischen Anstalt Zwiefalten, 1939; Sig.: T3 Nr. 5745 Landesarchiv Baden-Württemberg Staatsarchiv Sigmaringen; Bestand Wü 6873



Weitere Überlieferungen stammen aus dem Nachlass des Baiersbronner Lehrers Georg Haag (1887–1971), der ebenfalls an Regionalgeschichte interessiert war und Ende der 1950er-Jahre einige Berichte über die Heilertätigkeit der Morloks dokumentierte. Dazu treten die von Hedwig Buß in ihrem Buch „Was die Alten einst erzählten ... Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schräckli“ 1994 veröffentlichten Interviewfragmente, die sie zum Großteil schon 1984 aufzeichnete. Und kurz vor mir hatte auch noch eine ehemalige Lehrerin des Ortes – und zwar die Mutter der einleitend zitierten Architektin – den Gedanken, die Erzählungen über die einstigen Heiler im Tal zu sammeln, was sie 2004 in die Tat umsetzte, also ein Jahr vor dem besagten Schriftfund. Eine letzte Quelle mündlicher Überlieferungen war in der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ zu finden, deren Mitarbeiter*innen bereits 1964 Interviews mit vier Zeitzeug*innen aus der Region geführt hatten. Ihr Interesse galt seinerzeit eigentlich mundartlichen Sprachaufnahmen, aber bei den aufgezeichneten Unterredungen war auch – ganz nebenbei – der Morlok zur Sprache gekommen, den die Befragten, drei Frauen und ein Mann, noch kennengelernt hatten. Die älteste Erzählerin aus diesem Kreis war im Unterschied zu den jüngeren, die aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stammten, bereits 1876 zur Welt gekommen und dürfte damit die frühesten, bis heute existenten Erinnerungen an die Heiler überliefert haben.

Im Vergleich zeigen die verschiedenen Erzählungen, die über die Morloks kursierten, eine starke Abhängigkeit vom jeweiligen Entstehungszeitpunkt, der bei ihrer Interpretation mit zu berücksichtigen ist. So vermitteln die ersten schriftlich fixierten Überlieferungen vor allem das Bild volkstümlicher Bauerndoktoren, deren vermeintlich volksmedizinische Praktiken es zu bewahren galt. Die Mitte des 20. Jahrhunderts wiedergegebenen Erinnerungen sind dagegen eher negativ geprägt. In ihnen zeichnet sich ganz deutlich eine den Aberglauben ablehnende Haltung ab. Allerdings klingen in ihr noch Glaubensvorstellungen an, die zwar seinerzeit schon überholt waren, aber mit denen sich das magisch-sympathetische Wirken der Morloks noch erschließen ließ. In den jüngsten Darstellungen wiederum kommt eine ausgesprochen positive Haltung gegenüber den Morloks zum Ausdruck. Ihr medizinisch-therapeutisches Handeln wird nun unter dem Einfluss aktueller gesellschaftlicher Diskurse bewertet, z. B. einer als unbefriedigend empfundenen schulmedizinischen Versorgungssituation bzw. einer Sehnsucht nach alternativen, traditionellen und/oder scheinbar naturgemäßen Heilmethoden. Hier ist interessanterweise festzustellen, dass dabei das eigentliche, das

magisch-religiöse Wirken der Morloks nicht mehr artikuliert wird. Denn die einstige Glaubenswelt, in der dieses Wirken fest verankert war, existiert nicht mehr und kann somit nicht mehr verstanden werden. Dagegen spiegeln die zeitgemäß inszenierten Morloks, ausgestattet mit ansehnlicher Gelehrsamkeit und bemerkenswerten medizinischen sowie psychologischen Fähigkeiten, die scheinbaren Wahrer uralter Traditionen wider, also jenen Heilertypus, den die Gegenwart bevorzugt verlangt.

Gerade letzteres Bild wurde im Sommer 2007 auch in einem die Heiler thematisierenden Theaterstück mit dem alliterierenden Titel „Morlok. Mythos. Mädesüß“ entworfen, bei dem zusätzlich eine verbindende Kontinuität zwischen den Merseburger Zaubersprüchen, Schamanen, Hildegard von Bingen und den Morloks konstruiert wurde. Im Dezember 2007 besuchte oben drein die Schauspielerin sowie „kritische Esoterikerin“ Ruth-Maria Kubitschek für eine Lesung den ehemaligen Ödenhof und berichtete „von der geheimnisvollen kosmischen Energie, die sie im Morlokhof spürte. ‚Hier schwirren einige Heil-Engel herum‘, sagte sie eingangs“. Mir selbst wurde in einem Interview mitgeteilt, dass sich der Hof auf einem „kosmischen Kraftfeld“ befände und nur deshalb dort errichtet worden sei, um die „positiven Energien des Ortes“ zu nutzen. Die gesamte Konstruktion dieses modernen Heiler-Mythos fußt schließlich auf dem Beschwören einer idealisierten, vermeintlich naturverbundenen Vergangenheit, die allerdings nur selektiv wahrgenommen wird. Das ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass die vielen anderen laienmedizinischen Therapeut*innen, die einst im Oberen Murgtal tätig waren, inzwischen vollkommen aus dem Blick geraten sind. Um die Wende zum 20. Jahrhundert lassen sich nämlich neben den Morloks u. a. noch „Die Nestlerin“, „Der Polkasäger“, „Die Hundsmichelskätter“, „Der Labbronner“, „Der Eremies vom Friedrichstal“ oder „Die Bosler Ahne“ als Heiler*innen nachweisen, deren Existenz letztlich mehr über das Fehlen therapeutischer Alternativen oder auch über eine andersartige Wahrnehmung von Krankheit in dieser Zeit verrät als über die Wirksamkeit ihrer medizinischen Angebote.

Für die vorliegende Darstellung wurde auf genaue Nachweise zu den erwähnten Primär- und Sekundärquellen verzichtet. Sie sind aber leicht der folgenden Darstellung mit weiterführenden Überlegungen zum Thema zu entnehmen: Lux, Anne-Christin: Das Erbe der Morloks. Untersuchungen über das Wirken einer Heilerdynastie im Nordschwarzwald (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 14). Münster/ New York: 2017.

Abbildung wird aus
urheberrechtlichen
Gründen in der
Online-Version nicht
angezeigt.

◀
Bekenntnis zur Tradition und
zur Moderne: Ansichtskarte (gelaufen 1977)
von Metzingen mit Rathaus, Hallenbad, Stadthalle
und den historischen Kellern

NACHDEM ER DURCH
METZINGEN GEGANGEN WAR

Dich will ich loben: Häßliches,
du hast so was Verlässliches.
Das Schöne schwindet, scheidet, flieht –
fast tut es weh, wenn man es sieht.
Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit,
und Zeit meint stets: Bald ist's soweit.
Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer.
Das Häßliche erfreut durch Dauer.

Robert Gernhardt (verfaßt 1984)

► Warum das Schöne betrübt – Wanderung durch Metzingen

Michael Fischer

Stadtgedichte gibt es eine ganze Menge. Zumeist sind sie entstanden, um bestimmte Orte zu loben und die dort lebenden Menschen literarisch zu beheimaten. Mit den Ortsgedichten verwandt sind die Heimatlieder und Regionalhymnen, die einzelne Landschaften in zumeist stereotypen Formulierungen preisen (vgl. John, 2003). So heißt es in einem „Metzinger Heimatlied“ von Hermann Gaiser aus dem Jahr 1967, die Stadt sei sonnenreich, von grünen Wäldern und blühenden Gärten umgeben, „und frohes frisches Leben / Ist mitten drin“ (Gaiser, 1967).¹

In der 1987 erschienenen Anthologie „*Topographia lyrica*. Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg“ (Mahal, 1967) ist allerdings eine erkleckliche Anzahl von Texten enthalten, die einzelne Gemeinden nicht nur loben, sondern auch ein differenziertes und kritisches Bild entwerfen. So beobachtet Ulrich Raschke, was sich „in der fußgängerkanalisation / den neustadtruinen“ Reutlingens abspielt, Aziz Yasar Kilic schreibt über Stuttgart, „in dieser sehr einsamen stadt / ist jeder / in sich verschlossen“, und Kay Borowsky meint, in Tübingen sei stets Januar, „damals, heute, / morgen sowieso“ (ebd., 308, 354, 381). Thomas Gsella ist noch einen Schritt weitergegangen und hat 2016 einen Band mit „Schmähgedichten“ vorgelegt, der Städte wie Esslingen am Neckar, Tübingen, Schwäbisch Hall oder Stuttgart mit Spott überzieht (vgl. Gsella, 2016).

Metzingen hingegen – am Fuße der Schwäbischen Alb gelegen, wie es so schön heißt, und mittlerweile als Outlet-City weltbekannt – wurde literarisch nicht nur mit dem oben angeführten treuherzigen Heimatlied, sondern auch mit einem wahren Kunstwerk geadelt, dem Gedicht „Nachdem er durch Metzingen gegangen war“ von Robert Gernhardt.

NACHDEM ER DURCH
METZINGEN GEGANGEN WAR

Dich will ich loben: Häßliches,
du hast so was Verlässliches.
Das Schöne schwindet, scheidet, flieht –
fast tut es weh, wenn man es sieht.
Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit,
und Zeit meint stets: Bald ist's soweit.
Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer.
Das Häßliche erfreut durch Dauer.
(Gernhardt, 2006: 274)

Gernhardts Lesereise in Franken und Schwaben

Im Dezember 1984 unternahm Robert Gernhardt eine denkwürdige Lesereise in den Südwesten Deutschlands. Später berichtete der Schriftsteller über diese Fahrt und stellte seine Eindrücke unter dem Titel „Winterreise“ (Gernhardt, 2006: 956–960)² zusammen – offensichtlich eine Anspielung auf den gleichnamigen Gedichtzyklus von Wilhelm Müller, vertont von Franz Schubert im Jahr 1827.³

171

¹ Der Autor dankt Herrn Stadtarchivar Rolf Bidlingmaier für die Zusendung einer Kopie.

² Dieser Bericht wurde zunächst in der Sammlung „Der Rabe. Magazin für jede Art von Literatur“ (41/1994) publiziert, herausgegeben von Gernhardts Ehefrau Almut Gehebe (156–161).

³ Op. 89, D 911. Mit diesem Titel werden zumindest für Musikliebhaber*innen erste Assoziationen zu den Themen Wandern, Lebensreise, Vergänglichkeit und Vergänglichkeit geweckt. Der Zyklus beginnt mit den Versen: „Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh' ich wieder aus.“

4
Vgl. <https://www.statistik-bw.de/BevoelkGebiet/Bevoelkerung/01515020.tab?R=GS415050> (Zugriff: 01.01.2022). Zur Geschichte und Entwicklung der Stadt vgl. die ausführliche Darstellung von Rolf Bidlingmaier: Metzingen. Vom Marktflecken zur Outletstadt. Petersberg 2013. In diesem Band ist das Gedicht Gernhardts gleich zu Beginn wiedergegeben (vgl. ebd.: 8).

5
Werbeauftritt im Internet: <https://www.outletcity.com/de/metzingen/> (Zugriff: 01.01.2022). Heute besuchen jährlich vier Millionen Menschen die Outlet-City.

6
Tatsächlich wirbt die Stadt Metzingen auch in der Gegenwart mit Attributen wie „Schnäppchenstadt“ oder – kulturpolitisch vielleicht nicht ganz unproblematisch – „Mekka des Fabrikverkaufs“ für sich; vgl. <https://www.metzingen.de/de/Leben-Rathaus/Leben/Unser-Metzingen> (Zugriff: 01.01.2022).

7
Gemeint ist der Friedhof Mühlwiesen.

Gernhardt lernte damals, wie er selbst schreibt, ihm bis dahin unbekanntere Orte in Schwaben und Franken kennen (vgl. Gernhardt, 2006: 956). Anfang des Monats weilte er zunächst in Schwäbisch Gmünd. Er lobte die romanische Kirche und erfreute sich an der Kunst der Steinmetze, die den religiösen Ernst mit weltlichem Spaß verbanden und Ungeheuer „schrecklich schreckerregend und äußerst lebensecht aus dem Stein“ herausholten (ebd.: 957). Mit der ostwürttembergischen Stadt Aalen – nur kurz mit dem Ausruf „ä bäh!“ bedacht – konnte sich Gernhardt nicht anfreunden (vgl. ebd.). In Dinkelsbühl bewunderte er die mittelalterlichen Häuser und die Kirche, nicht ohne die Farbigekeit der Neuanstriche zu monieren. Das im Zweiten Weltkrieg stark zerstörte Crailsheim (Gernhardts Anmerkung: „drei Kreuze“) wird nur kurz gestreift, um schließlich im fränkischen Schwäbisch Hall Station zu machen. Diese Stadt, der Fluss, die Hanglage, die große Stadtpfarrkirche St. Michael mit ihrer imposanten Freitreppe gefielen ihm (vgl. ebd.: 957 f.). Bei seinem Hotelfrühstück stellte sich bei Gernhardt „wieder tiefe Zufriedenheit ein über die sinnfälligen Formen der Gebäude und das schöne miteinander von Fluß und Architektur“ ... (ebd.: 958).

Nachdem der durch Metzingen gegangen war ...

Die letzte Station seiner Lesereise bildete Metzingen, eine Stadt, die damals knapp 20 000 Menschen zählte.⁴ Für Gernhardt

stellte dieser Ort ein „trauriges Kapitel“ dar, begeistert war er nur von den historischen Keltern (den sog. „Sieben Keltern“). Sollte es jemals etwas Erfreuliches in diesem Ort gegeben habe, so ätzte Gernhardt, hätten „interessierte Kreise das mit Erfolg plattgemacht“ (ebd.: 958). Obwohl Metzingsens Entwicklung zur „Outlet-City“⁵ damals erst am Anfang stand, kritisierte Gernhardt die ökonomische Ausrichtung der Kommune. Die Innenstadt sei ein „Konsum-, Schaff- und Raff-Zentrum der schlimmsten, weil vollkommen auf blanke Notwendigkeit beschränkten Sorte“ (ebd.: 958)⁶.

Sein Spaziergang führte den Schriftsteller 1984 „auch am Friedhof und der ihm benachbarten Firma Hugo Boss“ vorbei, wie er mit feinem Spott anmerkt (ebd.: 959).⁷ Gernhardt fragte sich damals, was ihn eigentlich an der empfundenen Hässlichkeit störe, er sei ja nur auf der „Durchreise“ – zumal die Menschen aus Metzingen offenbar ganz zufrieden mit ihrer Stadt seien (vgl. ebd.). Seine Antwort erstaunt. Er war nämlich der Meinung, Menschen sollten einander „so etwas“ nicht antun; die von ihm wahrgenommene Hässlichkeit der Stadt empöre ihn deshalb so sehr, weil einige Menschen diese Hässlichkeit herstellten und sie anderen ungefragt zumuteten (vgl. ebd.). Voller Ironie schreibt Gernhardt über sich selbst, es sei seine Pflicht, „die Unwissenden zu bilden und zu belehren und für sie stellvertretend zu rasonieren“ (ebd.). Selbst wenn diejeni-

Abbildung wird aus
urheberrechtlichen
Gründen in der
Online-Version nicht
angezeigt.

◀
Doppelseitig bedruckte Reklamekarte
des Hotel-Restaurants zum Schwanen
(ohne Jahr). In diesem Hotel ist das
Gedicht von Gernhardt entstanden

gen, für deren Interessen er eintrete, den Schwindel gar nicht bemerkten oder sogar goutierten, müsse „der Besserwisser“ den anderen den Kopf zurechtrücken – man müsse der Wahrheit zum Sieg verhelfen (vgl. ebd.).

Ein philosophischer Text

Freilich thematisiert Gernhardts Gedicht keineswegs seine Erlebnisse und Empfindungen während seines Spaziergangs durch Metzgingen. Gernhardt hat auch kein Schmahgedicht auf diese Stadt verfasst, sondern einen philosophischen Text, der die Vergänglichkeit unter der Perspektive des Schönen und Hässlichen betrachtet.⁸ Das Gedicht beginnt hymnisch, fast wie ein Psalm: „Dich will ich loben“ (vgl. zur Gedichtinterpretation Wittstock, 2008; Fischer, 2003; Schulte, 1996). Aber hier wird nicht das Göttliche oder das Wahre, Gute und Schöne gelobt, sondern das Hässliche. Es habe etwas Verlässliches, also etwas Unumgängliches, sich Aufdrängendes und Dauerhaftes (erstes Verspaar). Das Schöne hingegen „schwindet, scheidet, flieht“, es ist der Vergänglichkeit unterworfen, weshalb sein Anblick fast einen Schmerz bereite (zweites Verspaar). Der zwangsläufig sich einstellende Zerfall ist in das Schöne eingeschrieben. Gernhardt greift damit das Vanitas-Motiv der christlichen Tradition auf, das besonders in der Barockzeit breit entfaltet wurde, etwa in dem bekannten Sonett „Vergänglichkeit der Schönheit“ von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (von Hofmannswal-

dau, 2002: 95).⁹ Aber nicht nur die Welt als Ganzes und die Werke der Menschen sind eitel und vergänglich, sondern auch die Betrachter*innen selbst sind es, sie sind sterblich: „Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit, / und Zeit meint stets: Bald ist's soweit“ (drittes Verspaar). Explizit wird nicht gesagt, was sich „bald“ ereignen soll, aber aus dem Zusammenhang kann geschlossen werden, dass der eigene Tod gemeint ist: Der Lebensweg geht einmal zu Ende; die Erlebnisse des Schönen sind flüchtig und zerrinnen. Das Schöne macht aus diesem Grund traurig, es offenbart die Tragik des Daseins und lässt einen Seins-Schmerz zurück. Nur das Hässliche kann, wie es fast zynisch heißt, durch Dauer erfreuen (viertes Verspaar).

Dass der Schriftsteller das Hässliche in der Form des Schönen besingt – „der makellose Rhythmus der Zeilen und die vier vollendeten Reimpaare“ (Wittstock, 2008: 214) stechen hervor –, wirkt komisch und ruft beim Publikum oft ein Lächeln hervor, wie Uwe Wittstock in seiner Besprechung des Gedichts feststellte. Die Diskrepanz zwischen Form und Inhalt reizt allerdings nicht nur die Lachlust (vgl. ebd.), sondern mindert auch die Strenge der Aussage. Gernhardts kurzes Gedicht ist, glaubt man seinen Selbstzeugnissen, spontan, „ohne weiteres Nachdenken und ohne nennenswerte Korrekturen“ verfasst worden, und zwar im Metzinger Hotel „Schwanen“ am 6. Dezember 1984 (Gernhardt, 2006: 959 f.). Es wurde bald veröffentlicht, am 12. Januar

8
Ganz ähnlich angelegt ist Gernhardts Gedicht „Nachdem er durch Rom gegangen war“ (Gernhardt, 2006: 230). Hier wird der Gegensatz zwischen Arm und Reich thematisiert.

9
Das Gedicht stellt zugleich ein Liebesgedicht dar, das sich an eine Frau richtet, welche das Begehren des Mannes unerhört lässt.

Abbildung wird aus
urheberrechtlichen
Gründen in der
Online-Version nicht
angezeigt.

◀
Hässliches, du hast so was Verläss-
liches ... Das 1968 errichtete Altenheim
wurde mittlerweile wieder abgerissen
(Ansichtskarte, gelaufen, Poststempel
unleserlich)

1985 erschien es in der Frankfurter Allge-
meinen Zeitung. Zwei Jahre später wurde
es im Gedichtband „Körper in Cafés“ ab-
gedruckt (Gernhardt, 1987: 131).

Nachwirkungen

Die Metzinger*innen waren erwartungs-
gemäß wenig erfreut über das Poem. Ver-
ständlicherweise nahmen sie nicht so sehr
die allgemeinen, philosophischen Bezüge
wahr, sondern sahen ihre Heimatstadt
und damit sich selbst angegriffen. Robert
Gernhardt erhielt damals viel Post, unter
anderem vom Oberbürgermeister, vom
Präsidenten der Handwerkskammer, dem
Leiter des 1880 gegründeten Verschöne-
rungsvereins,¹⁰ ebenso vom Landrat,
es schrieben ihm „Bürger der Stadt und
Schüler der Hindenburgschule“ (Gern-
hardt, 2006: 960)¹¹. Der Autor antwortete
„mit gebotener Ehrlichkeit“, wie er selbst
sagt, „und da weitere Anfragen ausblie-
ben, glaubte ich den ganzen Vorgang als
weiteren Beleg für die Folgenlosigkeit von
Literatur abbuchen zu können“ (ebd.).
1991 allerdings erhielt Gernhardt eine Zu-
schrift mit einer Anzeige des „Deutschen
Architektenblatts“: Dort wurde ein Dip-
lom-Ingenieur für die „Mitarbeit bei der
Stadtsanierung“ in Metzingen gesucht
(ebd.). „Spätfolgen der Dichtung“ meinte
der Einsender. Gernhardt stellte dies noch
nicht zufrieden; er wünschte sich jeden-
falls „nicht nur ein saniertes, sondern ge-
radezu gesundetes Metzingen“, auf des-
sen Anblick die Zeilen passten: „Dich will

ich loben: Städtisches, / du hast so was
Ästhetisches ...“ (ebd.)

Einige wenige Briefe, von denen Gernhardt
in seinem Text „Winterreise“ berichtete,
haben sich erhalten und werden im Stadt-
archiv Metzingen aufbewahrt.¹² So beant-
wortete das Schreiben vom 2. April 1985,
das der Dichter an die Teilnehmer*innen
eines Literaturkurses des Gymnasiums zu-
rücksandte, offenbar konkret gestellte Fra-
gen. Zunächst stellte Gernhardt klar, dass
bei seinem Gedicht „kein Fremdeindruck“
verarbeitet worden sei, er sei selbst in
Metzingen gewesen (Gernhardt, 1984).
Auf seiner Fahrt „mit dem Wagen“ habe
er „einiges Schöne“ gesehen; Nördlingen,
Dinkelsbühl und das Kloster Ellwangen
werden hier genannt (ebd.). In Metzin-
gen kam er am „frühen Nachmittag an“,
„machte einen Rundgang, kehrte ins Hotel
zurück“ und versuchte „hinter das Prinzip
der ungemein häßlichen Lampen im Gast-
zimmer zu kommen“ (ebd.). Er habe bei
dieser Gelegenheit (die bereits zitierten,
aber erst 1994 publizierten) Erwägungen
aufgeschrieben, warum ihn „Metzingens
Häßlichkeit angerührt und betrübt hatte“,
zunächst in Prosa, „und danach fiel mir
der erste Vers ein, also die Verbindung
„Häßliches – Verlässliches“, aus der sich
dann das weitere Gedicht ergab“ (ebd.).

In der Folge unterstreicht Gernhardt in
seinem Brief, dass der „Rundgang“ durch
die Stadt den Anstoß für das Gedicht ge-
bildet habe – aber es sei nicht als „Kritik

10
Dieser Verein ist heute
noch aktiv, vgl.
[http://www.verschoene-
rungsverein-metzingen.de](http://www.verschoene-
rungsverein-metzingen.de)
(Zugriff: 01.11.2022).

11
Die Hindenburgschule
(die Namensgebung er-
folgte 1933) heißt seit 1996
Sieben-Keltern-Schule,
vgl. [https://www.7ks.de/
die-geschichte-der-sieben-
keltern-schule/](https://www.7ks.de/
die-geschichte-der-sieben-
keltern-schule/) (Zugriff:
01.01.2022).

12
Der Autor dankt Herrn
Stadtarchivar Rolf Bidling-
maier (Metzingen) für die
Zusendung von Kopien.

an Metzinger Mißständen“ aufzufassen, vielmehr habe der Spaziergang in ihm ein „Gefühl“ ausgelöst, das nicht auf die konkrete Situation, den Ort oder die Zeit beschränkt sei. Er empfiehlt den Gymnasiast*innen, das Gedicht „Wer die Schönheit angeschaut mit Augen“ von August von Platen zu lesen (vgl. ebd.). Der Anlass, so der Briefschreiber, hätte auch „Hanau, Gießen, Duisburg, Ahlen oder Alsfeld heißen“ können, die Deutschen hätten ja in den 1960er- und 1970er-Jahren den größten Teil dessen zerstört, was die „Bomben“ des Zweiten Weltkriegs „noch an Schönerm“ übriggelassen hätten (ebd.). Aber es gebe auch Hoffnung: Wie in seinen später gedruckten Aufzeichnungen erinnert er an die historischen Kelterhäuser in Metzingen, deren Abriss eine Bürgerinitiative verhindert habe: Das wolle er ausdrücklich loben (vgl. ebd.).

Die weitere Entwicklung der Stadt Metzingen hätte dem 2006 verstorbenen Robert Gernhardt wohl nicht gefallen – auch, wenn seit den 1980er-Jahren eine umfassende Innenstadtsanierung geplant und schließlich erfolgreich durchgeführt wurde (vgl. Bidlingmaier, 2013: 618 ff.). Die Entwicklung zur heutigen Outletstadt setzte erst in der Mitte der 1990er-Jahre ein (vgl. Johler, 2006; Bidlingmaier, 2013: 635 ff.) und brachte neben dem wirtschaftlichen Aufschwung, der internationalen Bekanntheit und entsprechenden Einnahmen auch eine Spaltung der Stadt – oder

zumindest eine Zweiteilung – hervor. In einem Artikel der Wochenzeitung „Kontext“ aus dem Jahr 2021, der die sozialen, kulturellen und ökonomischen Verwerfungen thematisiert, wurde mit Bezug auf Gernhardts Gedicht gefragt, ob nicht „jede Zeit und jede Entwicklungsstufe kapitalistischer Produktionsweise ihre eigene Hässlichkeit“ (Rahmann, 2021) hervorbringe. Nimmt man dieses Argument ernst, wäre die Hässlichkeit nicht das Resultat fehlgeleiteter Stadtplanung und Architektur, sondern systembedingt. Gernhardt selbst meinte ja schon im Jahr 1984 – das Zitat wurde bereits angeführt –, die Innenstadt von Metzingen sei ein „Konsum-, Schaff- und Raff-Zentrum der schlimmsten [...] Sorte“ (Gernhardt, 2006: 958). Diese Aussage lässt sich als grundsätzliche Kritik am Kapitalismus lesen. Freilich sei als Kritik an der Kritik angemerkt, dass sich Dichter im Gegensatz zu Bürgermeistern und Stadtverwaltungen nicht um Arbeitsplätze, Gewerbesteuereinnahmen oder Infrastrukturmaßnahmen kümmern müssen. In einem weiteren Kontext kann Gernhardts Unbehagen auch als eine Position der Postmoderne verstanden werden. Nach Martin Scharfe empfindet der postmoderne Mensch angesichts der (gebauten) Moderne eine Scham, ihn ergreift ein Grausen, „gleichsam eine Gänsehaut der Kultur“ (Scharfe, 1996: 80 ff.). Zwischen den 1950er- und den 1970er-Jahren wurde eine sich fortschrittlich gebende Architektur und Stadtplanung gewünscht, das galt für die verwendeten Baustoffe (Beton)

genauso wie für die sachliche, nüchterne Gestaltung. Seit den 1980er-Jahren hätten sich die Vorlieben und die „Affekte hinsichtlich der Moderne“ jedoch verändert, das „Vorzeichen ist ausgetauscht, das Plus durch ein Minus ersetzt worden“ (ebd.: 87). Scharfe zitiert Ulrich Beck, nachdem die Gesellschaft aus der „einfachen Modernisierung“ in eine „reflexive Modernisierung“ gerutscht sei (ebd.). Baulich wurden die Modernisierungsleistungen früherer Jahrzehnte oft zurückgenommen, oft auch nur kaschiert, verdrängt oder verneint. Betonbauten wurden mit Dekor versehen, moderne Architektur nachträglich „verschönert“ bzw. ganz Ensembles und Städte (re-)rustikalisiert. Für Scharfe stellt dies einen zwiespältigen Umgang mit der Moderne dar, statt der gewünschten „Revision“ der Moderne werde diese dadurch eher bewahrt und bestätigt (ebd.: 97).

Das Ende aller Wanderungen

Zurück zum Gedicht und seiner philosophischen Aussage. In der christlichen Kultur gibt es die Vorstellung des *homo viator*, des Menschen als Wanderer oder Pilger. Jenseits aller räumlichen und sozialen, freiwilligen oder oft auch erzwungenen Mobilität ist der Mensch unsterblich und unterwegs. Er wandert einerseits „durch die Welt“, andererseits „zwischen den Welten“, wie die Philosophin Ute Guzzoni feststellt (Guzzoni, 2017: 97). In der religiösen Vorstellung hat der Mensch allerdings ein Ziel, nämlich die ewige Heimat bei Gott, wie es traditionell hieß. „Dem Jammertal

der hiesigen steht eine jenseitige paradiesische Welt entgegen“ (ebd.: 99). In der Moderne hat sich der Mensch das Recht auf Transzendenzlosigkeit erkämpft – er ist dadurch sicherlich innerlich freier, aber dadurch auch heimatlos(er) geworden. Es gibt kein letztes Ziel mehr, der Sinn muss im Diesseits dem Leben abgerungen werden (vgl. ebd.: 102). Das Schöne tröstet nur bedingt, weil es vergänglich ist und an den eigenen Tod erinnert, der Konsum richtet noch weniger auf, weil dieser nur kurzzeitig befriedigt. „Nachdem er durch Metzingen gegangen war“, das Gedicht Gernhardts, erzählt also nur vordergründig von dessen Lese- und „Winterreise“ im Jahr 1984 nach Süddeutschland, und auch nur bedingt von seinem Stadtspaziergang durch die spätere Outletstadt, die er als hässlich empfunden hat. Wie alle großen literarischen und philosophischen Texte behandelt auch Gernhardts Gedicht Fragen, die alle Menschen angehen, und thematisiert die Lebensreise des Menschen insgesamt. So stellt sein Spaziergang durch Metzingen vor vier Jahrzehnten eine Wanderung dar, die noch heute zu denken gibt.

- Bidlingmaier, Rolf: Metzinger. Vom Marktflecken zur Outletstadt. Petersberg 2013.
- Fischer, Michael: Robert Gernhardt. Nachdem er durch Metzinger gegangen war. In: Mainzer Anthologie. Eine Festgabe für Hermann Kurzke zum 60. Geburtstag. Aschaffenburg 2003, 51 f.
- Gaiser, Hermann: Metzinger Heimatlied (1967), Stadtarchiv Metzinger, M 10/1, Bü 316.
- Gernhardt, Robert: Körper in Cafés. Gedichte. Zürich 1987, 131. Wiederabdruck in Gernhardt 2006, bes. 274.
- Gernhardt, Robert: Gesammelte Gedichte 1954–2004. Frankfurt am Main 2006, 274.
- Gsella, Thomas: Von Aachen bis Zwickau. Ihre Stadt im Schmahgedicht. Hannover 2016.
- Guzzoni, Ute: Wohnen und Wandern. Um einen Bildteil erweiterte Neuausgabe. Freiburg 2017, bes. 97.
- Johler, Reinhard u. a. (Hg.): Metzinger TM. Zur Kultur einer Outlet-Stadt. Begleitband zur Ausstellung in der Volkshochschule Metzinger-Ermstal vom 12. Juli bis 11. August 2006. Tübingen 2006.
- John, Eckhard (Hg.): Volkslied – Hymne – politisches Lied. Populäre Lieder in Baden-Württemberg. Münster 2003.
- Mahal, Günther (Hg.): Topographia lyrica. Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg. Vaihingen a. d. Enz: 1987.
- Rahmann, Thomas: Stadt mit zwei Gesichtern. In: Kontext: Wochenzeitung. Ausgabe 551, 20.10.2021. Online: <https://www.kontextwochenzeitung.de/schaubuehne/551/dich-will-ich-loben-metzingen-7781.html> (Zugriff: 1.1.2022).
- Scharfe, Martin: Scham der Moderne. In: Helmut Burmeister; Martin Scharfe (Hg.): Stolz und Scham der Moderne. Die hessischen Dörfer 1950–1970. Hofgeismar 1996, 80–99.
- Schulte, Karl: Robert Gernhardt. Nachdem er durch Metzinger gegangen war. In: Westfälischer Anzeiger, 31. August/1. September 1996, o. S.
- von Hofmannswaldau, Hofmann: Gedichte. Auswahl und Nachwort von Manfred Windfuhr. Stuttgart 2002, bes. 95.
- Wittstock, Uwe: Sehr ernste Scherze. In: Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Bd. 32. Frankfurt am Main 2008, 213–216.



↪ **SCAN MICH!**

▲
Hörbeispiele zum Thema „Wandern“
Ausschnitt aus einer Aufnahme
des Ruoff Archivs, 1959



► Busfahren

Rudolf Bühler

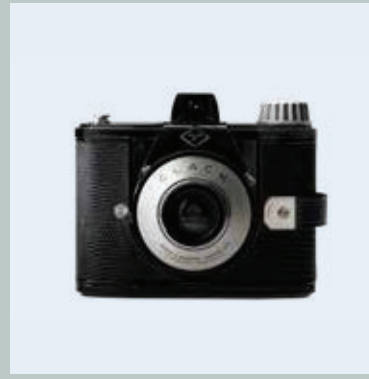
Das Arno-Ruoff-Archiv am Ludwig-Uhland-Institut der Uni Tübingen beherbergt etwa 2000 alltagssprachliche Interviews, die seit 1955 gesammelt wurden. Die Menschen berichten darin zu den verschiedensten Themen der Lebenswelt im ländlichen Raum. In diesen alltagssprachlichen Aufnahmen sind auch Schilderungen über Ausflüge und Wanderungen enthalten. Meist wird jedoch gar nicht, wie zu erwarten wäre, über die positiven Seiten eines solchen Erlebnisses berichtet, etwa die herrliche Aussicht oder die Sehenswürdigkeiten, die während der Autofahrt besucht worden sind. Die Eindrücke, die man dort gesammelt hat, sind oft nicht tief genug, um in späteren Erzählungen ausführlich Platz zu finden. Dann sind der organisatorische Rahmen des Ausflugs oder der Wanderung sowie der eigentliche Ortswechsel eher im Gedächtnis haften geblieben und daher Gegenstand der Erzählung. Geschildert wird häufig das Ein- und Aussteigen am Omnibus, das kulinarische Rahmenprogramm bei der Einkehr oder die Erleichterung, wenn man wieder daheim angekommen und die Strapaze überstanden war.

179



Unter-
wegs
sein II

Wandern als Freizeitbeschäftigung wurde im 20. Jahrhundert populär. Mit entsprechender Ausstattung ging es in die Natur zur Erholung und zur Unterhaltung. Wichtige Utensilien damals wie heute waren gutes Schuhwerk, wetterfeste Kleidung, ein Rucksack für das Vesper sowie weitere nützliche Dinge wie Wanderstöcke oder diverse Kopfbedeckungen. In den Sammlungen zur Populär- und Alltagskultur des Landesmuseums Württemberg finden sich dazu Objekte, die im Laufe der Zeit zunehmend funktionaler, leichter und praktischer in ihrer Handhabung wurden.



Populär- und Alltags- kultur



Konvolut
Wander- und Spazierstöcke
Ende 19. – Anfang 21. Jh.

Museum der Alltagskultur –
Schloss Waldenbuch
und Privatbesitz

WANDERSTÖCKE

Stenz, Gehstock, Gehhilfe, Wanderstöcke, Trekking- oder auch Walkingstöcke – im Laufe der Zeit hat sich nicht nur die Bezeichnung für das Hilfsmittel zum Gehen, Wandern oder Walken verändern, sondern auch das Material und ihr Aufbau.

In ihren Anfängen dienten die Wanderstöcke oder auch Stenze fahrenden Handwerkern oder auch Wanderarbeitern als Unterstützung des Gehens mit schweren Lasten. Hauptsächlich wurden passend geformte Äste genutzt, die mit ein paar wenig Handgriffen zu dem hilfreichen Utensil umgearbeitet wurden.



Heute gibt es eine Vielzahl an Möglichkeiten: Teleskopstock oder faltbar, einfache oder ergonomisch geformte Handschlaufe, massiver oder schmaler Griff, Aluminium, Kunststoff oder Carbon. Aber: Wanderstock ist nicht gleich Wanderstock. Je nach Aktivität und Gelände gilt es den richtigen Wanderstock auszuwählen, denn nur so kann er seine Funktion als zuverlässiger Begleiter auch erfüllen.

186



▲
Wanderrucksack
für Mehrtagestouren
Fabrikat Deuter
ca. 2022
Privatbesitz



▲
Rucksack
VK 1990/013-2

Alles dabei, was man unterwegs benötigt. Im Rucksack lässt sich die Verpflegung für eine Wanderung unterbringen, und bei längeren Wegen auch Kleidung und beispielsweise ein Schlafsack. Dieses Exemplar der 1920er-Jahre hat kaum noch etwas mit den High-Tech Rucksäcken zu tun, die in Outdoorläden verkauft werden. Ein Rucksack schafft Unabhängigkeit für eine gewisse Zeit, und zu Zeiten, als die Wanderinfrastruktur mit Einkehrmöglichkeiten noch dünner ausgestattet war, war man gezwungen, die eigene Versorgung mit Lebensmitteln zu gewährleisten. Durch die vielen Taschen ist es aber auch möglich, kleine Musikinstrumente oder Fotoapparate mitzunehmen, die unterwegs für gute Laune oder für das Schaffung von Erinnerungen gebraucht werden.



▲
Thermoskanne
„Original Thermos“
VK 2003/084

Wer genau die Thermoskanne erfunden hat, lässt sich nicht genau bestimmen. Denn im Grunde waren es drei Personen, die das Prinzip des Isolierbehälters entwickelten: In den 1870er-Jahren der Chemnitzer Physikprofessor Adolf Ferdinand Weinhold, 1893 der schottische Physiker und Chemiker Sir James Dewar und schließlich Reinhold Burger, der das Prinzip des Isolierbehälters für heiße und kalte Getränke weiterentwickelte und sich die Thermosflasche 1903 patentieren ließ. Nur sechs Jahre später verkaufte er das Patent sowohl an ein deutsches als auch an ein amerikanisches Unternehmen. Von hier aus startete der Siegeszug der Thermosflaschen und -kannen um die Welt. Sie wurden zu nicht mehr wegzudenkenden Utensilien in Haushalt, Freizeit und in der Arbeitswelt.



▲
Thermoskanne
VK 2004/011

Thermoskannen gibt es heute in den unterschiedlichsten Formen und Varianten. Für den kleinen Schluck auf den Weg ins Büro sind kleine handliche Thermosbecher unverzichtbar und auch beim Ausflug in die Natur haben sich Thermosbehälter zu einem unersetzlichen Begleiter entwickelt. Gemein ist ihnen allen das Prinzip, das sich seit den 1870er-Jahren nicht verändert hat: das Dewargefäß. Thermosbehälter bestehen aus einem Innen- und einem Außengefäß. Das innere Gefäß ist mit einer reflektierenden Oberfläche versehen, um die Wärme bzw. Kälte zu speichern. Zwischen diesen beiden Gefäßen befindet sich ein Vakuum, ein Bereich, der weder Kälte noch Wärme weitergibt. Während früher hauptsächlich Glas als Material verwendet wurde, ist es heute eher Edelstahl und Kunststoff.



▲
Landkarte in Ledereinband
VK 2015/119

Jahrzehntelang waren Landkarten notwendiges Hilfsmittel beim Wandern, um sich zu orientieren. Dennoch gab es innerhalb von Wandergruppen an Kreuzungen immer wieder Diskussionen über den Standort, den weiteren Weg und ob man sich noch immer auf dem Kartenstück befand. Eingepackt in einen Ledereinband war das Kartenpapier gut vor der Witterung geschützt. Weichte die Karte auf, wurde es schwierig und man musste sich auf seinen Orientierungssinn verlassen. Viele Wander*innen nutzen heute Apps, um sich in der Landschaft zu orientieren. Per GPS werden sie geortet, und das Handy gibt einem wie bei einem Autonavigationsgerät rechtzeitig Hinweise zum Abbiegen. Streit sollte es deswegen weniger geben. Aber Zweifel, ob man sich wirklich auf dem richtigen Weg befindet, bestehen doch weiterhin.



▲
Agfa „Clack“ Kamera
1950er-Jahre
VK 2013/128-1

Heute gehören Fotos und das Fotografieren zum Alltag. Wer unterwegs ist, hat immer eine Kamera griffbereit – sei es die Kamera im Handy oder ein besonderes Lieblingsmodell.

Ende des 19. Jahrhunderts gewann die alltägliche Amateurfotografie die Aufmerksamkeit der Kamerahersteller. Diese versuchten das Fotografieren zu vereinfachen und die Apparate zu massenfähigen Produkten zu entwickeln. In den 1930er-Jahren brachte Kodak ein bahnbrechendes Modell auf den Markt: die Boxkamera. Ein kastenförmiger Apparat, der einen leicht zugänglichen Rollfilm enthielt. Schnell wurde das Konzept auch von anderen Firmen übernommen und erreichte in den 1950er-Jahren mit der Agfa „Clack“ Kultstatus. Diese Boxkamera ist einfach in der Bedienung, elegant mit schwarzen Gehäuse und einer farblich passenden Bereitschaftstasche sowie einem extra Blitz. Noch heute wird sie von passionierten Fotograf*innen geliebt und benutzt.



▲
Kinderkäppchen
mit Souveniransteckern
VK 1996/304

Souveniranstecker, Anstecknadeln oder auch Pins können vieles über ihre Träger*innen offenbaren: eine politische Einstellung, eine gesellschaftliche Meinung, Fan-Merchandise, persönliche Interessen und/oder auch Erinnerungsstücke an Freizeitaktivitäten und Urlaubsziele. Ob als einzelner Hingucker oder als Anstecker-Teppich, die Art sie zu tragen ist so individuell wie die Form und das Motiv der Anstecker.

Die zwölf Souveniranstecker des Kinderkäppchens stammen zum Großteil aus Wanderregionen rund um den Schwarzwald und der Bodenseeregion. Wieso gerade diese Regionen und ob sie selbst gesammelt oder als Geschenk übergeben wurden, ist leider nicht überliefert – gewandert und gesammelt wurde aber in jedem Fall.



▲
„Unsere Lieblinge“
Mundharmonika
Hohner, 1920er-Jahre
VK 2015/100

1857 in Wien erfunden, wurde die Mundharmonika schnell bekannt und beliebt. Musikinstrumentenbauer Matthias Hohner erkannte sofort das Potenzial und erlangte mit der Produktion der eigenen Mundharmonika internationalen Erfolg. Hier zu sehen ist ein Exemplar aus der Serie „Unsere Lieblinge“, die zu den bekanntesten Serien gehört. Ihre Etuis zeigten auch politische Köpfe wie Kaiser Wilhelm oder später Helmut Kohl und Ronald Reagan.

Die Mundharmonika ist bis heute ein beliebtes Instrument und hat nicht nur Musikrichtungen wie die deutsche Volksmusik, den Jazz und Blues beeinflusst, sondern auch berühmte Filmmusik wie die von Westernfilmen. Handlich und klein ist sie nicht nur in der musikalischen Früherziehung bei Kindern zu finden, sondern gerne auch auf Wanderungen und an Lagerfeuern eine beliebte Begleitung.



Kapitel 03

Ansichten und
Aussichten



► Alltag//Kultur

Annäherungen an ein Konzept

Ira Spieker

Der Begriff – fluide

Alltag und Alltagskultur: zwei vermeintlich eindeutige Begriffe, die auch in disziplinären Zusammenhängen ganz selbstverständlich und zumeist ohne nähere Definition verwendet werden. Containerbegriffe wie diese suggerieren einen gemeinsamen Nenner, ein geteiltes Verständnis, das nicht hinterfragt werden muss. Schon eine flüchtige Bestandsaufnahme zeigt jedoch Ambivalenzen und ein riesiges Spektrum an Deutungen auf, die sich einer eindeutigen Bestimmung entziehen. Auf wissenschaftlicher Ebene ist die Analyse lebensweltbezogener Strukturen und Praktiken anschlussfähig an zahlreiche Themenbereiche und Konzepte. Als fluide Kategorien lassen sich Alltag und Alltagskultur an die jeweilige Fragestellung anpassen und sollten je nach Erkenntnisinteresse neu dekliniert werden. Andernfalls drohen Beliebigkeit und Unschärfe sowie ein Abdriften ins Banale.

Mit Bezug auf „Alltag“ oder „alltägliche Lebenswelten“ umschreiben universitäre Institute auf ihren Websites disziplinäre Forschungsfragen und thematische Zugänge; sie werben damit zugleich für die Wahl dieses Studienfaches. Der Begriff „Alltagskultur“ ist im Titel wissenschaftlicher Fachzeitschriften (wie der Jenaer „werkstatt.jenaer anmerkungen zur alltagskultur“) vertreten wie auch bei der Bezeichnung von Internetplattformen, die kulturwissenschaftlich arbeitende Institutionen (Muse-

um, Universität und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen) regionenbezogen vernetzen und ihre Projekte präsentieren.¹ Museen operieren mit dem Begriff „Alltagskultur“, und auch Landesstellen oder andere außeruniversitäre Einrichtungen wählen diese Bezeichnung, damit ihre Arbeit und ihr Auftrag im öffentlichen Raum wahrnehmbar und zuzuordnen sind.² Die Begriffe sind auch alltagssprachlich eingeführt und vertraut, wecken entsprechend Interesse und lassen an eigene Bezüge anknüpfen.

Ein Beispiel für die Anschlussfähigkeit bieten die Bildungspläne des Landes Baden-Württemberg, die für die Sekundarstufe I (u. a. für Haupt- und Realschulen) das Wahlpflichtfach „Alltagskultur, Ernährung, Soziales (AES)“ vorsehen. Ziel ist die Vermittlung von Kompetenzen, die in „einer zunehmend komplexen Welt“ zu strukturiertem Handeln befähigen sollen. Bezogen wird auf das soziale Miteinander, die Sensibilisierung für Mitmenschen und Umwelten sowie die Wahrnehmung gesellschaftlicher Teilhabe (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, 2016). Damit lässt sich dieser umfassende Anspruch wohl irgendwo zwischen Politischer Anthropologie und Hauswirtschaftsunterricht verorten ...

Die Fülle an Literatur zu alltagskulturellen Themen ist schier unüberschaubar und reicht von einer zunächst eher positivistischen (und teilweise heroisierenden)

¹ Vgl. „Forum Alltagskultur“: <https://www.alltagskultur.info/>; „Alltagskulturen im Rheinland“: https://rheinische-landeskunde.lvr.de/institut/institut_portale/institut_portale_alltagskulturen.html; „Netzwerk Alltagskultur Ost“: <https://www.alltagskulturost.de/>.

² Auch die Satzung des Dresdner Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde aus dem Jahr 1997 formuliert als Aufgabe des kulturanthropologisch arbeitenden Bereichs, „volkskundlich die alltäglichen Lebenswelten, auch im Verhältnis zwischen regionaler Eingrenzung und kulturellem Austausch bis zur Gegenwart“, zu erforschen.

Darstellung einzelner Milieus und Personengruppen bis hin zur Analyse globaler Phänomene wie Digitalisierung oder Migration.³ Neben dem „Alltag auf dem Lande“ und dem Fokus beispielsweise auf Knechten und Mägden, illegitimen Kinder und Arbeiter*innen, wurden und werden auch materielle Artefakte, die „Dinge des Alltags“, in den Blick genommen, ebenso wie lebensweltliche Routinen und Umbrucherfahrungen infolge von Globalisierungsprozessen. Darstellungen von alltagskulturellen Phänomenen und lebensweltlichen Praktiken benötigen eine historische Kontextualisierung, um Entwicklungen einordnen und interpretieren zu können (vgl. Schwibbe/Spieker, 2005). So wird deutlich, dass „Alltag“ kein geschlossenes Erleben einer homogenen Gruppe ist, sondern sich (plurale) Gesellschaften stets im Wandel befinden.

Das Bedürfnis, Konzeptualisierungen von „Alltag“ kritisch zu reflektieren, seine Tragfähigkeit als analytischen Begriff zu diskutieren und sich der Kritik der Beliebigkeit zu stellen (vgl. Elias, 1978; Storey,

2014), unterstreicht nicht zuletzt die thematische Ausrichtung der Fachtagung im Oktober 2023: Der 44. DGEKW-Kongress in Dortmund hat sich den programmatischen Titel „Analysen des Alltags: Komplexität, Konjunktur, Krise“ gegeben. Denn Alltag evoziert – jenseits kulturwissenschaftlich orientierter Beschäftigung – oftmals die Vorstellung von repetitiven, immer gleichen und unbewusst vollzogenen Handlungen, von täglicher Routine, vermeintlich ohne Einfluss auf die umgebende Umwelt oder gar auf den großen historischen Entwicklungsprozess. Diese Verknüpfung von Alltag mit Passivität und Banalität lässt außer Acht, dass Alltagshandeln – und sei es als Form ritualisierter, performativer Bestätigung – auch diskursive Aneignung heißt, eigenen Deutungen unterliegt und so durchaus wechselseitige Wirkungen zwischen Handelnden und ihren Umwelten entfaltet.

Alltagshandeln gibt somit Auskunft über die Aneignung von (Lebens-)Welten, d. h. über die Wahrnehmungen und Handlungen gegenüber anderen Menschen, aber auch

³ Wie eine empirische Mikrostudie zeigt, findet sich allein im Schriftenverzeichnis der Autorin zwölf Mal „Alltag“, sei es im Titel der eigenen Veröffentlichung, sei es im Namen des Bandes oder Periodikums. Die Institutsbibliothek in Dresden verzeichnet 196 Treffer, die Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek gar 18 474.



Tieren, Pflanzen, Dingen und allen anderen Entitäten. Dieses empirisch basierte Erfahrungswissen und habitualisiertes Verhalten umfasst auch sinnlich-sensorische, emotionale und körperliche Komponenten. Erfahrungsgeschichtliche Ansätze beziehen diese Ebenen ein und berücksichtigen unterschiedliche Wissensformate der Handelnden. Damit erweitern sie die Reflexionsebenen (mit Auswirkungen auf das Methodenspektrum) und verdeutlichen, dass – jenseits historisch bedeutsamer Margen – durchaus auch andere Periodisierungen und Bewertungen vorgenommen werden: Wie lassen sich alltägliche Lebenswelten in biografisch bedeutsame Ereignisse und Phasen unterteilen und mit ihren emotionalen Zugängen zu öffentlichen Erinnerungspraktiken verbinden? Die Einbeziehung dieser unterschiedlichen Sichtweisen weitet nicht nur den Blick auf Wechselwirkungen von strukturellen Bedingungen und individueller Verfasstheit, sondern bietet zudem eine Option für eine verstärkt narrative Deutung von Geschichte.

Alltagskultur – fachgeschichtlich

Die Konzeptionalisierung von Alltagskultur in den 1970er-Jahren, die Genese und die Akzeptanz des Begriffes in den Wissenschaften sind nicht ohne einen Blick auf die zeitgenössische politische Großwetterlage zu verstehen. Der Regierungswechsel im Jahr 1969 mit seinem programmatischen Aufruf „mehr Demokratie wagen“ (Willy Brandt) und vor allem die Auseinandersetzung jüngerer Generationen mit der NS-Geschichte, auch den ideologischen Verstrickungen in den eigenen Disziplinen, brachte in einigen Fächern einen Paradigmenwechsel mit sich. Rezeption und Reflexion von „Alltag“ im Fach Volkskunde entwickelten sich parallel zur Orientierung an sozialhistorischen und aktuellen gesellschaftsrelevanten Fragestellungen und empirisch basierter Forschung. Ein programmatischer Gebrauch des Begriffes lässt sich erstmals im Kontext von „Falkenstein“ definieren (vgl. Lipp, 1993: 6): Der Ortsname steht stellvertretend für Paradigmenwechsel und Neuausrichtung, die in-

folge der dort im Jahr 1970 veranstalteten Tagung vollzogen wurden. Auseinandersetzungen mit dem Konzept Heimat (hier seien stellvertretend Ina-Maria Greverus und Hermann Bausinger genannt) sowie Begriffsbestimmungen und Positionierungen zur „Volkskulturforschung“ wirkten ebenfalls prägend.

Außer der Soziologie waren es vor allem die Geschichtswissenschaften, mit denen die damalige Volkskunde Überschneidungen bei Themen und Zugängen aufwies. Der mikrohistorische Fokus der Alltagsgeschichte richtete sich vornehmlich auf die sogenannten unterbürgerlichen Schichten und die Arbeiterbewegung, die „kleinen Leute“. Geschichte „von unten“ war auch das Interesse der zahlreich entstehenden Geschichtswerkstätten unter dem Motto „Grabe, wo du stehst“. Der Anspruch, die alltägliche Mühsal zu verdeutlichen, Protestbewegungen und Widerständigkeiten zu identifizieren, führte bisweilen durchaus zu einer heroisierenden Darstellung. Alltagsgeschichte war im Fach nicht unbedingt eine allgemein anerkannte und erwünschte Erweiterung, sondern wurde von einigen Granden wie Hans-Ulrich Wehler als eher belanglos abgewertet. Die Spannungen und Polemiken zeigten sich deutlich auf dem Historikertag 1984 und spiegeln sich in Begrifflichkeiten wie „Barfußhistoriker, Modetorheit, Neoromantik und Pseudorealismus“. Der Fokus auf Alltagsgeschichte hat dabei zugleich das Methodenspektrum um Oral History und die Verwendung von Bildquellen (wenn auch vorwiegend illustrativ) erweitert, vor allem aber einen Perspektivenwechsel in der Quellenanalyse eingeleitet: Archivalien wurden und werden seither auch „gegen den Strich“ gelesen, d. h. Altbekanntes wird neu interpretiert bzw. auf seine Fehlstellen analysiert.

In der DDR fand die verstärkte Hinwendung zur Beschäftigung mit Alltagskultur im Kontext der Akademiereform von 1968/1969 statt: Volkskunde und Kulturgeschichte waren nun obligatorisch zur Mitarbeit an einem Großprojekt zur Geschichte des deutschen Volkes verpflichtet. Auf dieser Grundlage entwickelte sich die „Alltags- und Lebens-



weiseforschung“, mit durchaus innovativem Potenzial, allerdings im systemimmanenten Rahmen. Politische Restriktionen und mangelnde bzw. verhinderte Rezeption der allgemeinen Fachentwicklung bremsen den Anschluss an die internationale Forschung. Jürgen Kuczinsky bietet in seinem fünfbandigen Werk „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“ einen Parforceritt „vom späten Feudalismus ab 1600 bis zum Monopolkapitalismus“ 1945, um eine Forschungslücke zu schließen:

„Die Kulturgeschichte im Sinne der Erforschung und Darstellung der Arbeits-, Lebens-, Gefühls- und Denkweise der Klassen in den verschiedenen Epochen und Perioden der ökonomischen Gesellschaftsformationen liegt in der DDR noch im Argen; sie müsste in kritischer Anknüpfung an die bisherige Volkskunde (= Kulturgeschichte der Bauern und Handwerker) entwickelt werden.“ (Kuczinsky, 1980: 25)

In diesem Kontext entstand auch die zweibändige „Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes“ von Sigrid und Wolf-

gang Jacobeit (1987/1988).⁴ Dem „Alltag“ sollte dabei die Dimension einer Basiskategorie zukommen. Auch Jacobeits Werk ist stark der Kultur der Arbeiterbewegung verpflichtet, deren Fokussierung vor allem in der DDR-Forschung fast zu einer „umgedrehten Elitengeschichte“ (van Laak, 2003: 53) führte.

Alltagskulturforschung – kritisch

Carola Lipps programmatischer Aufsatz in der „Zeitschrift für Volkskunde“ vermochte noch 1993 für heftigen Wirbel zu sorgen: Schien sie doch einen der identitätsstiftenden Begriffe (oder gar ein Konzept) des Faches für die Vereinnahmung durch andere Disziplinen freizugeben und damit der Auflösung der Konturen oder unter Umständen sogar des Faches selbst Tür und Tor zu öffnen.⁵ Der Beitrag zeichnet die Konjunktur des Begriffes in den Disziplinen nach und verdeutlicht die damit einhergehende Unschärfe mit gleichzeitigem Bezug auf zentrale theoretische Konzepte wie den Historischen Materialismus

⁴ Ein dritter Band (1900–1945) erschien 1995 und erweiterte den bislang behandelten Zeitraum von 1550 bis 1900.

⁵ Oder zumindest, um einer – wahlweise – Soziologisierung/Historisierung/Ethnologisierung des Faches das Wort zu reden.

sowie die wissenschaftssoziologischen und gesellschaftspolitischen Ansätze von Henri Lefebvre. Der Bezug zur Sachkulturforschung und deren zum Teil eher zögerliche Beziehung zur Alltagskultur samt den entsprechenden Konsequenzen für Sammlungs- und Ausstellungspraktiken wird ebenfalls diskutiert. Herausforderung und Aufgabe der Museen sei es, historische Erfahrungen subjektzentriert zu vermitteln und zu kontextualisieren – eine seinerzeit noch keinesfalls breitenwirksame Praxis.⁶ Dennoch war Alltagskultur selbstverständlich längst zum Diktum für Museen geworden; nahezu zeitgleich stellte eine entsprechende Fachtagung gar die Frage: „Alltagskultur passé?“ (1992). Sachkulturforschung und vor allem Geräteforschung hatten bereits in den 1960er-Jahren Auftrieb erhalten. Die Gründung zahlreicher Freilichtmuseen zeugt von dieser Entwicklung, die zudem beide deutsche Staaten in ihren wissenschaftlichen Interessen verband und eine Austauschplattform bot. In der DDR wurde eine groß angelegte Dokumentation vor allem von Arbeitsgeräten durchgeführt, aber auch von Möbeln und anderem Inventar zur Erforschung ökonomischer Gesellschaftsformen. In dieser Phase standen vorwiegend die Objekte im Fokus, selten hingegen Arbeitsprozesse und Produktionsbedingungen, Konsum und Bedeutung von Dingen.

Alltag – materialisiert

Gerade der Funktions- und Gebrauchszusammenhang von Objekten sowie deren individuelle, auch emotional-ideelle Bedeutungen für die Besitzer*innen sind längst zentrales Forschungsinteresse und bilden zugleich Prämissen für die Präsentation und Wissensvermittlung in Museen. Dabei sollen alle Lebensbereiche und die mit den Objekten verbundenen Handlungen und Wertsysteme einbezogen werden, wie der Einführungstext des Museums der Alltagskultur (Schloss Waldenbuch) zeigt:

*„Lieben, Arbeiten, Wohnen, Kochen, Glau-
ben ... Alltag prägt uns Menschen und wir
prägen ihn. Früher wie heute. Alltag ist
geronnen in Einstellungen, in Tätigkeiten*

*und in den Dingen. [...] Und Alltag verän-
dert sich: was früher normal war ist heute
außergewöhnlich.“ (Landesmuseum Würt-
temberg, 08.03.2023)*

Zahlreiche Museen führen den Alltagsbegriff mittlerweile im Titel oder bezeichnen zentrale Abteilungen entsprechend. Denn schließlich beschäftigen sich diese Institutionen mit materieller Kultur, mit den Dingen des Alltags – ihrer Herstellung, ihrem Gebrauch und ihrem „Wert“ – als Distinktionsmerkmal sowie als Objekt mit hoher ideeller und emotioneller Aufladung. Aber wie lässt sich Alltag sammeln? Und wessen Alltag eigentlich? Die Bestandsbildung ist immer auch Verweis auf das Wissenschaftsverständnis und die dem Museum zugeschriebene Rolle. Zudem zeigt sich hier die Definitionsmacht jeglicher Sammlung. Daher ist es die Aufgabe von Museen (wie der Wissenschaft generell), den Konstruktionscharakter zu betonen und die Besucher*innen vor der Annahme zu bewahren, eine exakte Abbildung dessen zu sehen, „wie es früher wirklich war“. Die sinnliche Anschauung kann verstärkend wirken, aber auch nostalgische Gefühle bedienen oder sogar evozieren. Hier lassen sich beispielhaft etliche DDR-Museen und auch Bildbände anführen, die den drastischen Umbruch in seinen Folgen kompensieren wollen und unterschiedliche Alltagserfahrungen präsentieren.⁷ Das abrupte Verschwinden von alltäglichen Dingen, das mit ihrer Entwertung einherging, korrespondiert mit dem Bedürfnis, sie zu konservieren und zu archivieren. Trabi und Pionierhalstuch, Sandmännchen und Alfons Zitterbacke, Schlangestehen und Jugendweihe, Nudossi und Karo: Repräsentationen der DDR und ihrer alltagskulturellen Phänomene bewegen sich häufig zwischen Informationsbedürfnis und der Reproduktion von Stereotypen bzw. der Exotisierung eines vermeintlich minder entwickelten Staates. Die nunmehr fehlenden Produkte, aber auch nicht mehr verbreitete Filme, Musik und ikonografische Bilder hinterlassen eine Leerstelle – zumal im erinnerungskulturellen Diskurs. Zugleich bieten sie aber auch eine Projektionsfläche für erinnerungskulturelle Aufladungen.

6
Exemplarisch für den Ent-
rüstungssturm einiger Mu-
seumswissenschaftler*in-
nen vgl. die Debatte in Heft
2 (1994) der „Volkskunde
in Niedersachsen“; einen
profunden Überblick über
„Alltagskultur im Museum“
bietet die Dissertation von
Anja Schöne (1998).

7
Im Gegensatz dazu vgl.
das Dokumentations-
zentrum Alltagskultur der
DDR in Eisenhüttenstadt,
inzwischen mit dem
Kunstarchiv Beeskow zum
Museum Utopie und Alltag
vereint.



Auch hier stellt sich natürlich die Frage: Wessen Alltag ist gemeint? Der des Arbeiters im Maschinenbau, der LPG-Bäuerin, des SED-Funktionärs oder der Lehrerin? Zum Alltag gehörten materielle Dinge ebenso wie gesellschaftliche Strukturen, ideale Werte und Glaubenssysteme – Faktoren, die den Alltag bestimmen und prägen, mit sensorischen Eindrücken, Emotionen und Geschmackserlebnissen einhergehen. Der Fokus auf die damit verbundene Themenvielfalt macht deutlich, dass Alltag immer auch eine politische Dimension hat.

Alltag – abgebildet

Bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gibt es Bestrebungen, lebensweltliche Zugänge und Zustände auch bildlich zu dokumentieren. Zunächst waren es vorwiegend ländliche Kulturformen wie Trachten, Architektur, Gerätschaften, die für die Nachwelt gesichert und überliefert werden sollten. Inszenierte Wohn- und Arbeitssituationen zählten ebenfalls zum Repertoire. Nahezu zeitgleich entstanden jedoch auch

Dokumentationen aus dem städtischen Kontext, mit einem sozialdokumentarischen, aufklärerischen Ansatz: Abgebildet wurden Wohn- und Beschäftigungsverhältnisse, auch Kinderarbeit, die soziale Ungerechtigkeiten manifestieren. Insbesondere ab den 1930er-Jahren etablierte sich die sogenannte Straßenfotografie, die Dokumentation von außergewöhnlichen, bisweilen schicksalhaften Momenten.

Fotografien wurden in den Geisteswissenschaften nahezu ausschließlich illustrativ eingesetzt, quasi als lebensweltlicher Steinbruch zur Bebilderung historischer Fakten. Erst mit der Verwendung als Quelle seit den 1970er-Jahren wurde ein entsprechender quellenkritischer Ansatz entwickelt, der Fotografien in ihrem Entstehungszusammenhang, ihrer Intention und Verwendung kontextualisierte. Die Arbeit mit audiovisuellen Quellen erstreckte sich nach und nach auf Dokumentation und Erschließung, Analyse und Interpretation. Ab den 1990er-Jahren erhielt die Visuelle Anthropologie sukzessive einen Platz als Forschungsrichtung innerhalb der

▲ „Hausfrauenalltag“, 2017

ethnologisch ausgerichteten Disziplinen. Dokumentar fotografie und filmische Repräsentationsformen dienen hier zugleich als Methode der Forschung und zur Vermittlung der Ergebnisse. Insbesondere die Digitalisierung bewirkte eine weitere tiefgreifende Veränderung: Durch die zunehmende Nutzung von Smartphones prägen Fotografie und filmische Medien den (visuellen) Alltag; die Menge der Bilder ist neu und überwältigend. Alltagsfotografie(n) und ihre Verbreitung in unterschiedlichen Formaten sind daher Phänomene, die für unsere Disziplin höchst bedeutsam sind und auch Bildarchive vor Herausforderungen stellen. Neue Fragen müssen gestellt, Zugänge und Methoden modifiziert werden. Die zentrale Frage dabei lautet: „What do ordinary people do with their cameras and personal pictures, as part of everyday life?“ (Chalfen, 2016: XV). Neben die Dokumentation von Alltagssituationen als spezifischem Genre oder ethnografischer Praxis treten vor allem Aufnahmen von alltäglichen Zusammenhängen und visuelle Notizen. Bilder entfalten ihre Wirkung zudem (im Sinne von citizen journalism) durch ihre starke Präsenz in den (Sozialen) Medien und ihre Verbreitung auf massenmedialen Kanälen. Machtverhältnisse und Zuständigkeiten verschieben sich. Auch für die Dokumentation des (Familien-)Alltags (und die Auswahl der Aufnahmen) können mittlerweile viele Autor*innen zuständig sein. Die Praxis hat sich von der Präsentation weniger Fotos in gruppenspezifischer langzeitlicher Dokumentation verlagert auf den kurzfristigen individuellen Gebrauch von Bildmedien, wobei zum Teil sogar das zeitnahe Löschen der Ergebnisse mit eingeplant ist. Das Smartphone wird aber nicht nur als Kamera verwendet, sondern ebenso als Medium der Präsentation, Aufbewahrung und Verbreitung. Kommunikation findet mit und durch Fotos statt; produzierende und rezipierende Handlungsmuster nähern sich einander an (Schnettler, 2017: 243 f.).

Alltagskulturforschung – partizipativ?

Im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Einrichtungen nehmen kulturwissen-

schaftliche Landesstellen und außeruniversitäre Institute eine Schnittstellenfunktion ein: Neben der zentralen Aufgabe von Forschung und bisweilen auch Lehre betreuen, dokumentieren und analysieren sie Sammlungen und Nachlässe, legen aber zugleich neue Bestände an (beispielsweise infolge von Interviewstudien oder Umfragen). Neben diesen wissenschaftsgeschichtlich relevanten Materialcorpora und Quellenbeständen mit biografischem Fokus sind es audiovisuelle Medien, insbesondere umfangreiche Bildarchive und Filmmaterial, die für die wissenschaftliche Arbeit, aber auch für die Nutzung durch eine interessierte Öffentlichkeit verfügbar sind. Hier scheinen bereits unterschiedliche Wissenskonzepte auf, nicht nur auf der Nutzungsebene, sondern zugleich in Bezug auf die Bestandsbildung: Neben den Nachlässen von Wissenschaftler*innen sind es vor allem die sogenannten Laienforscher*innen, aber auch Autodidakt*innen mit enormem Spezialwissen, denen die Genese zahlreicher Sammlungen und Quellencorpora zu verdanken ist. Schließlich ist *citizen science* durchaus kein neues Phänomen. Die Einbeziehung von empirisch basiertem Erfahrungswissen – „Alltagswissen“? – eröffnet infolgedessen einen Erkenntnisgewinn sowohl in Bezug auf die Materialbasis als auch im Hinblick auf partizipative Forschung.

Entsprechende Zugänge wurden und werden in vielen Institutionen realisiert,⁸ beispielsweise in digitalen Ausstellungen wie „Tracht tragen heute. Zwischen Tradition und Spaßkultur“, oder – in Bezug auf visuelle Quellen – im Projekt „Ländliche Familienfotoalben aus dem 20. Jahrhundert als Quelle der Fotografiegeschichte“. Aktuelle Phänomene fokussierte „Alltag in der Krise – die Krise im Alltag: Die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf regionale Alltagskulturen im Rheinland“. Und auch an scheinbar unbedeutenden Zweckbauten wie Garagen lassen sich alltägliche Phänomene und Handlungsroutrinen entrollen: Große Garagenhöfe prägen bis heute das Bild vieler ostdeutscher Städte; sie waren und sind als (Rückzugs-)Ort von Hobby und Geselligkeit, Heimarbeit und Garagenbands, aber auch als Schauplatz krimineller Akti-

8
Für das Gesamtspektrum des Arbeits- und Forschungsprogramms der Landesstellen und außeruniversitären Institute vgl. Friedreich/Spieker, 2021.

vitäten ein alltagskulturelles Forschungsfeld par excellence.

Der Begriff „Alltagskultur“ ist und bleibt unscharf. Damit er nicht alles meint, aber nichts erklärt, muss eine Spezifizierung über die Fokussierung von Themen sowie die methodische Herangehensweise erfolgen. Empirische Kulturforschung profiliert sich durch subjektzentrierte Ansätze, was sowohl das gemeinsame Arbeiten mit Menschen in der Forschung als auch selbstreflexives Vorgehen umfasst. Über das Identifizieren von (sozio-)kulturellen Phänomenen hinaus geht es um das Verständnis der ihnen immanenten Entwicklungsbedingungen und kontingenter Wandlungsprozesse. Lebenswelten und Alltagskulturen sind nur in ihrer Prozesshaftigkeit und ihren Handlungsdimensionen erfassbar. Alltägliches Leben, alltagskulturelle Handlungen zu erforschen heißt, auch scheinbar unbedeutende Dinge und routinisierte Verhaltensweisen in den Blick zu nehmen – als Indikatoren für Strukturen und symbolische Ordnungen, für Transformationsprozesse und politische Öko-

nomien, die Gesellschaft definieren und prägend wirken, aber zugleich aktiv (mit-) gestaltet werden können. Alltage verändern sich und somit auch die ihnen immanenten und mit ihnen assoziierten Begrifflichkeiten. Das ist nicht nur eine akademische Binsenweisheit, sondern beinhaltet Auftrag und Chance zugleich, den Begriff Alltagskultur je nach seinem Kontext immer wieder zu präzisieren und (empirisch) fassbar zu machen.

204

Garagenkomplex
in Dresden, 2022



Bausinger, Hermann: Heimat heute. Tübingen 1980.

Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR e. V. (Hg.): Fortschritt, Norm und Eigensinn. Erkundungen im Alltag der DDR. Berlin 1999.

Ehn, Billy/Löfgren, Orvar/Wilk, Richard (Hg.): Exploring Everyday Life. Strategies for Ethnography and Cultural Analysis. Lanham/Maryland 2016.

Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hg.): Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20). Opladen 1978, 22–29.

Friedreich, Sönke/Spieker, Ira (Hg.): Alltag | Kultur | Wissenschaft. Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen (= ISGV digital, Bd. 3). Dresden 2021 (DOI: 10.25366/2021.50).

Chalfen, Richard: Why Material Visual Practices? In: Gómez Cruz, Edgar/Lehmuskallio, Asko (Hg.): Digital Photography and Everyday Life. Empirical Studies on Material Visual Practices. London/New York 2016, XV–XXI.

Greverus, Ina-Maria: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. München 1978.

Greverus, Ina-Maria: Alltag oder Alltagswelt. Problemfeld oder Spekulation im Wissenschaftsbetrieb. In: Zeitschrift für Volkskunde 79 (1983), 1–14.

Jacobeit, Sigrid/Jacobeit, Wolfgang: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde. Leipzig/Jena/Berlin 1987/1988.

Korff, Gottfried/Roller, Hans-Ulrich (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, Bd. 11). Tübingen 1993.

Kuczynski, Jürgen: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes, 5 Bde. Berlin 1980–1982.

Kuhn, Gerd/Ludwig, Andreas (Hg.): Alltag und soziales Gedächtnis. Die DDR-Objektkultur und ihre Musealisierung. Hamburg 1997.

Laak, Dirk van: Alltagsgeschichte. In: Maurer, Michael (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, 14–80.

Landesmuseum Württemberg (Hg.): Museum der Alltagskultur Schloss Waldenbuch. Über uns. Stuttgart o. D. Online: <https://www.museum-der-alltagskultur.de/museum/ueber-uns> [08.03.2023].

Lexikon des DDR-Alltags. Von „Alltagstoffsammlung“ bis „Zirkel schreibender Arbeiter“. Erw. zweite Aufl. Berlin 1999.

Lipp, Carola: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993), 1–33.

Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg: Alltagskultur, Ernährung, Soziales (AES). Gemeinsamer Bildungsplan der Sekundarstufe I (Amtsblatt des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, 23. März 2016). Stuttgart 2016. Online: <https://www.bildungsplaene-bw.de/,Lde/LS/BP2016BW/ALLG/SEK1/AES/LG> [08.03.2023].

Schnettler, Bernt: Digitale Alltagsfotografie und visuelles Wissen. In: Eberle, Thomas S. (Hg.): Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Perspektiven. Bielefeld 2017, 241–255.

Schöne, Anja: Alltagskultur im Museum. Zwischen Anspruch und Realität. Münster 1998.

Schwibbe, Gudrun/Spieker, Ira: Bei Hempels auf dem Sofa. Auf der Suche nach dem deutschen Alltag. Darmstadt 2005.

Storey, John: From Popular Culture to Everyday Life. London/New York 2014.

Wolle, Stefan: Alltag und Herrschaft in der DDR 1949–1989. 3 Bde.: Der große Plan 1949–1961 / Aufbruch nach Utopia 1961–1971 / Die heile Welt der Diktatur 1971–1989. Berlin 2013 (Bd. 2: 2011, Bd. 3: 1998/2009).



▲
Rottweiler Schantle beim „Aufsagen“, 2002

► Sammeln, Forschen, Dokumentieren und Verknüpfen

Raffaella Sulzner



EIN WERKSTATTBERICHT

207

Als Abteilung für Populär- und Alltagskultur im Landesmuseum Württemberg bewegen wir uns nicht nur zwischen drei verschiedenen Standorten, wir vertreten auch zwei Institutionen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Alltagskultur zu sammeln, zu dokumentieren, zu erforschen und ins Gespräch zu bringen: das Museum der Alltagskultur, Schloss Waldenbuch und die Landesstelle für Alltagskultur.

Der folgende Beitrag widmet sich einer gemeinsamen Sammel- und Dokumentationspraxis, die wir erproben. Zwei Fallbeispiele zeigen exemplarisch, wie eine solche aussehen könnte und welche Potenziale sich aus diesem besonderen institutionellen Zusammenspiel für die Sammlungen ergeben.

Ein Rottweiler Schantle, der bewegt

Um 7.777.777 Euro wurde im Oktober 2018 ein „Historischer Rottweiler Schantle[,] Einzelstück, seltene Ausführung“¹ auf der Plattform „eBay Kleinanzeigen“ zum Verkauf angeboten. Der Schantle ist eine Figur der Rottweiler Fasnet. Sein Verkauf erhitze die Gemüter – nicht nur aufgrund des unerschämten hohen Preises. Einen historischen Rottweiler Schantle verkaufe man nicht, so der Tenor jener Akteur*innen, die den Sachverhalt in den sozialen Medien rege diskutierten.

¹ Unter diesem Titel wurde die Anzeige am 20.10.2018 auf der Plattform „eBay Kleinanzeigen“ veröffentlicht.

Knapp 100 Jahre war der Schantle im Besitz der Familie und wurde über sechs Generationen vererbt und getragen. Edwin Glükher (1856–1946), der damalige Stadtschultheiß von Rottweil, gab den Schantle 1928 in Auftrag. Die Larve fertigte der Rottweiler Larvenschnitzer German Burry (1853–1933).

Der ehemalige Besitzer ist seit Kindheitstagen ein Kenner und verlässlicher Teilnehmer der Rottweiler Fasnet. Die reglementierten Regularien, Abläufe und Bewegungen hat er verinnerlicht, ihre Funktionen unterstützt und verteidigt – und er lebt sie auch. In diesem Sinne ist ihm auch die Weitergabe seines Wissens an die nächsten Generationen ein zentrales Anliegen. Nun beobachtete er seit einiger Zeit Regelverstöße, die seine Idee von der Fasnet trübten: so zum Beispiel das frühzeitige „Lupfen“ der Larve. Beim sogenannten „Aufsagen“ vor Publikum soll der Lokalpolitiker humorvoll, aber kritisch „der Spiegel“ vorgehalten werden. Der Reiz besteht darin, dass die Sprecher*innen durch das Tragen des Kostüms nicht erkannt und somit auch nicht für ihre Aussagen belangt werden können.

Nun passiert es aber, dass Teilnehmer direkt im Anschluss an den Narrensprung ihre Larve „lupfen“, sich zu erkennen geben und damit das Spiel durchbrechen. Damit konnte sich der ehemalige Besitzer nicht mehr identifizieren.

Verkaufen wollte er den Schantle aber eigentlich nie. Ziel war es, Aufmerksamkeit zu erregen, einen Anlass zu erzeugen, um öffentlich über die Veränderungen der Fasnet zu sprechen. Das Gespräch haben auch Sabine Zinn-Thomas als Leiterin der Landesstelle für Alltagskultur und Raffaella Sulzner als Kuratorin und Sammlungsleiterin mit ihm gesucht, nachdem er sich dafür entschied, seinen Schantle dem Museum der Alltagskultur zu schenken.

Noch ein Fastnachtskostüm für die Sammlung?

Dem voraus ging eine Diskussion innerhalb der Abteilung für Populär- und Alltagskultur, ob wir die Aufnahme eines weiteren Fastnachtskostüms in die Sammlung verantworten wollen.



▲ Hose, Jacke und Larve der Rottweiler Fastnachtsfigur „Schantle“, die das Museum der Alltagskultur 2019 neben den anderen Kostumbestandteilen in die Sammlung übernommen hat



Rottweiler Fasnacht



▲
Figuren der Rottweiler Fasnet, 2002

Insgesamt beinhalten die ehemals volkskundlichen Sammlungsbestände im Museum der Alltagskultur rund 1300 Trachten bzw. Trachtenteile sowie 280 Fastnachtskostüme und -einzelteile. Im Sammlungskonzept für das Museum der Alltagskultur ist festgehalten: künftig solle „die Trachten- und Fastnachtssammlung nur noch fallweise um historische Spitzenstücke und Exemplare aus Orten ergänzt werden, die noch nicht vertreten sind“ (Landesmuseum Württemberg, 2015: 39).

Warum Objekte nun Eingang in die Sammlung finden, mit welchen Informationen und Daten sie angereichert werden, hat sich verändert. Im Sinne einer subjektorientierten Sammlungspraxis stehen die Deutungen und Bedeutungen der Dinge im Fokus. Zu kaum einem Fastnachtskostüm in der Sammlung lassen sich diese Informationen finden.

Die Historikerin Renée E. Kistemaker und die Ethnologin Elisabeth Tietmeyer verorten diese Hinwendung zu einem „biographical approach“ in die Mitte der 1990er-Jahre:

„Objects, photographs and other two-dimensional materials were contextualized by interviews, videos or photos documenting the person connected with them, their owner, or someone who felt emotionally attached to the object. This was one of the reasons why some historical museums in the same period started to seriously

think about not just collecting material heritage, the customary thing to do, but intangible heritage as well.“ (Kistemaker/Tietmeyer, 2010: 6)

Ein Teil der institutionellen Logik der Abteilung für Populär- und Alltagskultur im Landesmuseum Württemberg basiert auf der Trennung zwischen dem Sammeln materieller Bestände und der Forschung, Dokumentation sowie Archivierung immaterieller Zeugnisse. Letzteres fällt in den Zuständigkeitsbereich der Landesstelle. Die Neuaufnahme eines Gegenstandes in die Sammlung ist im Museum der Alltagskultur verbunden mit einer umfangreichen Dokumentation der Objektgeschichte sowie einer Begründung, warum der Gegenstand mit Blick auf den bereits bestehenden Sammlungsbestand noch mit aufgenommen werden sollte. Für die Landesstelle für Alltagskultur war die Übernahme des Schantle in die Sammlung Ausgangspunkt und Initiator für weitere forschungsbasierte Datenerhebungen rund um die württembergische Fastnacht (vgl. Zinn-Thomas, 2022).

210

Wir näherten uns dem Schantle und der Bedeutung für seinen ehemaligen Besitzer also mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen an. Neben der Aufnahme eines neuen Gegenstandes in die Sammlung fand hier Sammlungsforschung bereits im Moment des Sammelns statt. Entsprechend unterscheiden sich

Postkarte von Torre Pellice, einem von drei historisch zentralen Waldenserorten in Italien, um 1952



die Ergebnisse: Neben einer Vielzahl von neuen Datensätzen und nicht digitalisierten Dokumentationsmaterialien in der Sammlungsdatenbank wurden Bilder in der Bilddatenbank abgelegt, Interviews geführt, Transkripte erstellt, Vorträge gehalten und zum Thema publiziert. Physisch befindet sich der Schantle sowie weitere Nutz- und Erinnerungsgegenstände der Fasnet, die der Schenker ebenso dem Museum übergeben hat, in der Sammlung des Museums der Alltagskultur. Weiterführende Dokumentationsmaterialien und Forschungsdaten sind in der Landesstelle für Alltagskultur archiviert. In der Praxis geht es also um Fragen des Verknüpfens von Wissensbeständen und die Zugänglichkeit. Aktuell findet sich in den Datensätzen der internen Sammlungsdatenbank jeweils ein Verweis zu den weiteren Beständen.

So auch im Falle einer Tracht, die im Mai 2021 Eingang in die Sammlung fand. Ich komme zu einem weiteren Beispiel.

Wie eine „Waldenser-Tracht“ entstand

Im Juni 2021 übernahm das Museum der Alltagskultur eine sogenannte „Waldenser-Tracht“. Die Entstehung der von den Schenker*innen als Tracht bezeichneten Kleidung geht auf das 300-jährige Bestehen des Waldenserortes Neuhengstett zurück. Im Jahr 2000 wurde



Torre Pellice (m. 546), Panorama e Valle Anagra.



▲ Die Abbildung zeigt die Schenkerin in ihrer „Waldenser-Tracht“, um 2000



► Bestandteile der Neuhengstetter Waldensertracht, die 2021 neben den weiteren Bestandteilen der Tracht, in die Sammlung des Museums der Alltagskultur aufgenommen wurden

dort zu diesem Anlass ein Heimatgeschichtsverein gegründet, der sich mit der Historie der Waldenser*innen in Neuhengstett auseinandersetzte. Als Waldenser*innen gelten in Neuhengstett jene Menschen, deren Vorfahren aufgrund ihres protestantischen Glaubens Ende des 17. Jahrhunderts aus dem heuti-

gen italienischen Piemont und dem französischen Savoyen geflüchtet sind. Im Rahmen des Ortsjubiläums wurde ein Festumzug organisiert, der sich auch mit dem Waldenser*in-Sein auseinandersetzte. Eine engagierte Gruppe kreierte für dieses Ereignis eine Neuhengstetter „Waldenser-Tracht“, die sich an einer im italienischen Waldenser*innental Torre Pellice getragenen Tracht orientiert.

211

Die Haube und das Schultertuch für die Tracht der Frau wurden in Torre Pellice in Auftrag gegeben. Die anderen Trachtenteile wurden in Neuhengstett entworfen und geschneidert.

Erstmals wurde die neue Tracht dann beim Festumzug im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten in Neuhengstett präsentiert.

Auf das Engagement der Mitglieder des Heimatgeschichtsvereins geht in den Folgejahren auch die Gründung eines Museums zurück. Gemeinsam wird dort die Geschichte, das Wissen um die Herkunft und das Alltagsleben als Waldenser*in in Neuhengstett gepflegt und erforscht.

Aufgrund einer Auseinandersetzung zogen sich die Schenker*innen nach einigen Jahren wieder aus ihrer Vereinsaktivität zurück. Ihre „Waldenser-Tracht“ wollten sie danach nicht mehr tragen. (vgl. Sulzner/Zinn-Thomas, 2021: 21).

Die Entscheidung, die Tracht dem Museum der Alltagskultur zu schenken, fiel, nachdem die Schenkerin bei einem Besuch im Museum ein Bild ihrer Großmutter beim Wäschewaschen entdeckte. Im Rahmen der Übernahme besuchten Raffaella Sulzner und Sabine Zinn-Thomas die Schenker*innen in ihrem Zuhause in Neuhengstett. Vor Ort führten sie ein umfangreiches Interview und erhielten die Möglichkeit, einen Blick in ihre Scheune zu werfen, die ein zentraler Treffpunkt bei Feierlichkeiten des Heimatgeschichtsvereins war.²

Mit dem Blick aus der Gegenwart

Gemeinsam ist den Beispielen, dass die Objektgeber*innen sich jeweils in Momenten des Umbruchs ans Museum wandten. Die Abgabe der Gegenstände steht mit einer Zäsur innerhalb ihrer Biografien und eine Abkehr von Orten, Ritualen und sozialen Netzwerken in Verbindung. Die Schenker*innen verbinden die Objekte mit einer für sie vergangenen Zeit und Praxis. Als Sammlungsinstitution ist die Perspektive aus der Gegenwart auf die vergangenen Ereignisse spannend, weil sie hilft, die individuelle Auseinandersetzung mit Geschichte zu verstehen. Entgegen einer statischen Beschreibung des Objekts finden sich die Veränderungsprozesse, von denen die Objektgeber*innen erzählten, auch in den Datensätzen wieder.

Bereits in den 1970er-Jahren hat das Netzwerk schwedischer Museen, Samdok, eine gemeinsame Sammelpraxis etabliert, die auf Basis gegenwartsorientierter Fragestellungen konkrete Lebenswelten sowie aktuelle gesellschaftliche Transformationsprozesse in die Sammlungen integrierte (vgl. Kjerström Sjölin, 2003: 11–13; Elpers/Palm, 2014: 16). Darin liegt auch der Mehrwert vom gemeinsamen Sammeln zwischen Museum und Landesstelle.

Sammeln, Forschen und Dokumentieren – wie weiter?

Abseits von Ausstellungsvorbereitungen ist eine so umfangreiche Auseinandersetzung mit neuen oder bestehenden Sammlungseingängen im Museumsalltag kaum möglich. Dabei, so wurde an den Beispielen deutlich, eröffnen sich darin erst die vielseitigen Potenziale von Sammlungsobjekten.



Als eine der zentralen Tätigkeiten musealer Arbeit findet das Sammeln und die Beschäftigung mit der Sammlung meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Die Landesstelle für Alltagskultur hat ihre Auseinandersetzung mit den Sammlungsneuzugängen zum Anlass genommen, themenbezogen weiteres Material zu erheben, dieses zu dokumentieren und zu beforschen sowie es im Rahmen von Vorträgen vorzustellen, in Podiumsdiskussionen mit ausgewählten Akteur*innen zu diskutieren und Ergebnisse zu publizieren.

„Wie weiter?“ ist eine Frage, die sich auf die inhaltliche Ausrichtung der Sammlung, aber ebenso auf die Art und Weise des Sammelns bezieht. Es gilt innerhalb der beiden Institutionen noch zu definieren, wie Sammlung, Forschung und Dokumentation sich nun konkret zueinander verhalten, wie eine gemeinsame Arbeit an und mit der Sammlung verstetigt werden und wie eine Öffnung der Sammlung und eine Teilhabe an der Auseinandersetzung mit der Sammlung gelingen kann.

Nicht zuletzt, so hat das Museum Europäischer Kulturen in Berlin vor wenigen Jahren gezeigt (vgl. Wittenzellner, 2020: 84–86), lohnt sich eine Neuformulierung eines Sammlungskonzepts in progress, das Überlegungen zum gemeinsamen Gestalten von Sammeln, Forschen, Dokumentieren und Verknüpfen ergänzt.

²

Bereits 1990 bis 1992 fanden Materialerhebungen, u. a. eine Fotodokumentation der Landesstelle für Volkskunde, in Neuhengstett unter dem Aspekt „Zusammenleben mit Fremden?“ statt (Bearbeiterin Heidi Staib).

Elpers, Sophie/Palm, Anna: Von Grenzen und Chancen des Sammelns von Gegenwart in kulturhistorischen Museen im 21. Jahrhundert. Eine Einführung. In: dies. (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld 2014, 9–28.

Kistemaker, Renée E./Tietmeyer, Elisabeth: Collecting the Present – Historical and Ethnographical Approaches: The Case of Entrepreneurs. In: Fägerborg, Eva/Marshall, Catherine (Hg.): ComCol Newsletter 11 (2010), 5–9.

Kjerström Sjölin, Eva: Fokus Gegenwart. Die aktuelle Diskussion und Praxis der Dokumentation schwedischer Museen. In: Carstensen, Jan (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen. Münster u. a. 2003, 11–16.

Landesmuseum Württemberg (Hg.): Sammlungskonzept des Landesmuseums Württemberg.
URL: https://www.landmuseum-stuttgart.de/fileadmin/user_upload/o_Downloads/LMW_Sammlungskonzept.pdf
(Zugriff: 27.4.2023).

Sulzner, Raffaella/Zinn-Thomas, Sabine: Neuzugang im Museum der Alltagskultur. Eine Waldenser-Tracht aus Neuhengstett. In: Heimatpfleger 2 (2021), 20–21.

Wittenzellner, Jana: Prozess statt Produkt. Vielstimmigkeit auf dem Weg zum Sammlungskonzept. In: Deutscher Museumsbund (Hg.): Museumskunde. Fachzeitschrift für die Museumswelt. Berlin 2020, 82–86.

Zinn-Thomas, Sabine: „Jedem zur Freud, niemand zu Leid“? Fastnächtliches Brauchregime als „lebendiges“ Kulturerbe. In: Drascek, Daniel/Groschwitz Helmut/Wolf, Gabriele (Hg.): Kulturerbe als kulturelle Praxis. München 2022, 173–192.



► Ein neuer Name als Wegmarke

Aus der Landesstelle für Volkskunde wird die Landesstelle für Alltagskultur

Angelika Merk

Im Zuge des anstehenden Jubiläums zum 100-jährigen Bestehen der „Landesstelle für Volkskunde“ konnte es nicht ausbleiben, über diesen Namen zu reflektieren und ihn kritisch zu hinterfragen. Ist er noch zeitgemäß? Welche Erwartungshaltungen sind mit den beiden Namensbestandteilen „Landesstelle“ und „Volkskunde“ verbunden? Was sind unsere Themen und wen möchten wir mit unseren Inhalten und Angeboten ansprechen?

Die Umbenennung der Landesstelle war längst überfällig geworden, nachdem das dazugehörige Museum in Waldenbuch bereits 2009 den Begriff „Volkskultur“ durch „Alltagskultur“ ersetzt hat und auch die Abteilung innerhalb des Landesmuseums Württemberg unter dem Namen „Populär- und Alltagskultur“ firmiert. Die Landesstelle für Volkskunde jedoch blieb bei ihrem etablierten Namen, der in den Jahren 1928/1929 eingeführt worden war. Damals wurde aus der „Abteilung Volkstum“, die noch beim Landesdenkmalamt Württemberg angesiedelt war, eine der landesweiten Sammelstellen für den Atlas der deutschen Volkskunde¹.

Dabei begleiten kritische Debatten rund um die „Volkskunde“ als Wissenschaft, um ihre Methoden, inhaltlichen Ausrichtungen und um den Namen selbst das Fach schon seit den 1970er-Jahren.² Ein langwieriger und kontrovers geführter Prozess, der in der Umbenennung fast aller frühen volkskundlichen Lehrstühle

im deutschsprachigen Raum mündete. Die neuen Namen des Vielnamenfachs von „Kulturanthropologie“ und „Europäische Ethnologie“ bis hin zur „Empirischen Kulturwissenschaft“ repräsentieren das jeweilige Selbstverständnis der Institute sowie deren fachliche und inhaltliche Programmatiken. Hierin wird deutlich, dass bisher kein Konsens in der Namensdebatte zu erreichen war und die Vielfalt der Bezeichnungen sich bis heute nicht nur erhalten hat, sondern zum Kennzeichen für das Fach selbst geworden ist (vgl. DGEKW, 10. D.).³

Dass es andererseits auch gute Gründe für das Beibehalten des Begriffs „Volkskunde“ gab, wurde zuletzt in der langen Diskussion zur angestrebten Umbenennung der wissenschaftlichen Fachgesellschaft (seit 2021/2022: Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft) deutlich. Hierbei wurden Argumente der Tradition angeführt: „Volkskunde“ als Begriff sei etabliert und vor allem in außeruniversitären Kontexten noch immer gebräuchlich (vgl. Tauschek, 2021: 68). Dieser letztgenannte Punkt ist insbesondere bei einem Blick auf die Webseiten der Fachgesellschaft DGEKW nicht von der Hand zu weisen, auf der alle in Deutschland ansässigen Landesstellen und ähnliche Forschungsinstitutionen aufgelistet werden. 19 der insgesamt 22 Einrichtungen tragen „Volkskunde“, „Volkskultur“ oder „Volks-erzählung“ noch in ihren Institutsbezeichnungen (vgl. DGEKW, 30. D.).

215

¹ Der Atlas der deutschen Volkskunde gilt als das bis dato größte Kulturraumforschungsprojekt im deutschsprachigen Raum. 1984 lief die Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft für das Projekt aus, das aufgrund seiner theoretischen Prämissen und methodischen Vorgehensweise kritisch bewertet wird (vgl. u. a. Schmoll, 2009.)

² Anstoß auf breiter fachlicher Ebene gab 1970 die Tübinger Publikation „Abschied vom Volksleben“ und Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, die in Falkenstein stattfand. Hier wurde kritisch über Fachgeschichte und bis dato gängige Grundbegriffe wie „Volk“ und „Stamm“ diskutiert, mit dem Ergebnis einer fachlichen Neuorientierung und eines Paradigmenwechsels (vgl. Zeitschrift für Volkskunde 116/2 (2020)).

³ Daher rührt auch der Begriff des „Vielnamenfachs“, den Gottfried Korff (Universität Tübingen) prägte.

4 Die Bedeutung inhaltlicher Gesichtspunkte bei der Benennung wissenschaftlicher Institute hat auch Hermann Bausinger im Kontext der Umbenennung des Tübinger Instituts für Empirische Kulturwissenschaft immer wieder betont (vgl. u. a. Bausinger, 2021).

Alle genannten Pro- und Kontrapunkte sowie Überlegungen im Hinblick auf den Stellenwert innerhalb des Landesmuseums Württemberg fanden Eingang in die Diskussionen an der Landesstelle in Stuttgart. Als Institution interagiert sie auf vielfältige Weise mit Laienforscher*innen, Wissenschaftler*innen und Studierenden und tritt zudem als Akteurin in einem wissenschaftlichen Netzwerk aus Fachgesellschaft, anderen Landesstellen und Universitäten auf. Hinsichtlich der Namensfrage spielten – neben diesem Komplex aus Netzwerk und Einbindung – inhaltliche Fragen eine wichtige bzw. letztendlich auch ausschlaggebende Rolle.⁴ Passen die Themen, Forschungsfragen und Methoden noch zum Namen der Institution oder haben sich Zielsetzung und Schwerpunkte verändert? Welches Zielpublikum will die Landesstelle ansprechen?

Um die Binnenperspektive zu verlassen und fachliche Expertise von extern einzuholen, fanden im Mai 2022 zwei Workshops statt, in denen wir uns intensiv mit Kolleg*innen aus dem wissenschaftlichen Netzwerk der Landesstelle zur Frage der Umbenennung austauschten und die möglichen neuen Namensbestandteile erörterten.

Diskutiert wurden sowohl die Begriffe „Landesstelle“ wie auch „Volkskunde“ und Alternativen sowie die Frage nach Ergänzungen, die den regionalen Schwerpunkt präzisieren („Württemberg“) und/oder die Tätigkeitsschwerpunkte verdeutlichen („Forschungsstelle“, „Dokumentations- und Beratungszentrum“ oder „Archiv“) sollten. Dabei wurde schnell deutlich, dass der Begriff „Volkskunde“ nicht mehr zum Profil und der fachwissen-



Die Grafik gibt einen kleinen Einblick in die Diskussion mit den Fachwissenschaftler*innen aus den Universitäten Freiburg und Tübingen, dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden, dem Kulturanthropologischen Institut für das Oldenburger Münsterland sowie den beiden Landesmuseen in Baden-Württemberg.

schaftlichen Ausrichtung der Institution passt. Stattdessen wurde „Alltagskultur“ favorisiert, der mit Blick auf ein breites Zielpublikum und auf das Museum in Waldenbuch am meisten Sinn ergibt. Zudem hatte bereits der vormalige Landesstellenleiter, Leo von Stieglitz, das im Internet präsente „Forum Alltagskultur“⁵ initiiert. Festgehalten wurde jedoch am etablierten und bekannten Namen der „Landesstelle“, der den Bezug zum Bundesland und dem Landesmuseum Württemberg deutlich macht, wenngleich auch kritisch bemerkt wurde, dass der Begriff an sich noch wenig über die Tätigkeitsfelder aussagen würde. Aus diesem Grund wurde der Zusatz „Forschung & Dokumentation – Archiv für Populär- und Alltagskultur“ gewählt, der die Aufgabe als außeruniversitäre Forschungsstelle mit angeschlossenem Archiv klar benennt. Kulturwissenschaftliche For-

schung, Dokumentation und Archivarbeit gehen in der Praxis der Landesstelle Hand in Hand miteinander. Im Zuge von empirischen Erhebungen aus Dokumentations- und Forschungsprojekten (v. a. Interviews, Fotografien und Videos) wird Wissen generiert und neues Material in das Archiv für Populär- und Alltagskultur übernommen. Forschung und Erkenntnisinteresse fokussieren auf die regionale und kulturelle Vielfalt sowie gesellschaftliche Transformationsprozesse in Südwestdeutschland.

5
Das Forum betreibt das Webportal <https://www.alltagskultur.info> (Zugriff: 26.01.2023). Auf der Homepage werden aktuelle Projekte aus universitären und außeruniversitären Forschungs- und Sammlungsinstitutionen in Baden-Württemberg präsentiert.

Bausinger, Hermann: Neue Themen, neuer Name – 50 Jahre Empirische Kulturwissenschaft. In: Schwäbische Heimat 2 (2021), 22–27.

Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) e. V. (Hg.): Kultur studieren. Studium. O. O., 10. D. <https://kulturstudieren.org/studium/> (Zugriff: 22.6.2023).

Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) e. V.: Umbenennung. Aus „Deutscher Gesellschaft für Volkskunde (dgv)“ wird „Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW)“. O. O., 20. D. <https://dgek.de/dgv/umbenennung/> (Zugriff: 22.06.2023).

Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) e. V. (Hg.): Landesstellen und andere Forschungsinstitutionen. O. O., 30. D. <https://dgek.de/netzwerk/landesstellen-und-andere-forschungsinstitutionen/> (Zugriff: 22.06.2023).

Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) e. V. (Hg.): Dossier zur Vorbereitung der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. o. O. 2021. https://dgek.de/wp-content/uploads/2022/02/dgv_Dossier_Umbenennung_MAILVERSION-1.pdf (Zugriff: 23.01.2023).

Korff, Gottfried: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1999.

Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. Stuttgart 2009.

Tauschek, Markus: Ein neuer Name setzt ein wichtiges Signal. Zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 1/2021, 63–73.

Zeitschrift für Volkskunde 116/2 (2020). Bendix, Regina u. a. (Hg.): Zeitschrift für Volkskunde 116/2 (2020).

Akten der Sammlung Wissenschaftsgeschichte an der Landesstelle für Alltagskultur: LVS-R 0608, LVS-R 0609.

Wandern, so geht's?!



Von "Landesmuseum Württemberg"
Landesstelle für Alltagskultur Baden-Württemberg



► Alles online?!

Maike Lehmann

Das Archiv der Landesstelle für Alltagskultur wird seit 2016 sukzessiv aufgearbeitet und den Nutzer*innen online über verschiedene Portale wie der Sammlung Online des Landesmuseums Württemberg¹, der Deutschen Digitalen Bibliothek² oder auch Leo-BW³ zur Verfügung gestellt, direkt zum Herunterladen als Digitalisat mit rund 1250 Einträgen oder zum Stöbern in digitalen Findbüchern. Die Erfassung der Bestände in der Objektdatenbank ImdasPro bildet hierfür die Grundlage und ist auch der Schlüssel für die zukünftigen digitalen (und natürlich auch analogen) Ausstellungs- und Dokumentationsformate. Über 24 000 Datensätze konnten in den vergangenen Jahren erfasst werden. Der Wind der digitalen Zukunft weht auch in der Landesstelle: 2023 ging die erste Ausstellung „Tracht tragen heute. Zwischen Tradition und Spaßkultur“ bei Google Arts & Culture⁴ online.

219

¹
Vgl. Landesmuseum Württemberg.
URL: <https://www.landmuseum-stuttgart.de/sammlung/sammlung-online>
[Zugriff: 27.4.2023].

²
Deutsche Digitale Bibliothek.
URL: <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de>
[Zugriff: 27.4.2023].

³
LEO-BW.
URL: <https://www.leo-bw.de>
[Zugriff: 27.4.2023].

⁴
Landesmuseum Württemberg:
„Tracht tragen heute“. Ausstellung.
URL: <https://artsandculture.google.com/story/sgWhJePOEOD9EQ>
[Zugriff: 27.4.2023].





◀
Flur in der Landesstelle im Stiftsfruchtkasten Stuttgart. Zu sehen sind die Archivschränke, die die Zeitungsausschnittsammlung enthalten



Auracher
Stumpfen-Haus
Wilhelmstr. 4 - B 01 11/00 20 14
E-Mail: thomas@auracher.com
www.auracher.com
für zuverlässige Partner
aus Linz

DMS
deutsche
Digitalmedien

► 100 Jahre Archiv für Populär- und Alltagskultur

Eine Spurensuche

Angelika Merk

Zur Landesstelle für Alltagskultur gehört ein umfangreiches Archiv für Populär- und Alltagskultur zu dessen ältesten Beständen die sogenannten Konferenz- und Sprachaufsätze, umfangreiche Sammlungen von württembergischen Flurnamen und Liedern sowie Fotografien und Grafiken zählen. Dieser Bestand ist abgeschlossen und wird nicht mehr substantiell fortgeführt. Er ist in digitaler Form für alle Interessierten frei zugänglich und auf Internetportalen verfügbar.¹

Die vielfältigen historischen Sammlungen sind Ergebnisse groß angelegter Forschungs- und Dokumentationsprojekte in Württemberg seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und geben Einblick in frühere (volkskundliche) Themenschwerpunkte wie Sprach- und Dialektforschung, Bräuche, alltägliche (bäuerliche) Lebenswelten, geografische Landschaftsbezeichnungen oder populäres Liedgut. Heute sind sie vor allem von wissenschaftshistorischem Interesse und eine Quelle zur Alltagsgeschichte.

Diese Archivsammlungen „neu zu lesen“, d.h. sie quellenkritisch zu lesen und im Kontext aktueller Forschungsschwerpunkte der Landesstelle, ist eine der Herausforderungen der Arbeit. Wesentlich für die eingehende Auseinandersetzung mit den Sammlungsbeständen sind deren Entstehungsgeschichten, Provenienzen und die Einbeziehung zeitgenössischer Diskurse und Kontexte. Vor diesem Hintergrund war

die Aufarbeitung der historischen Abteilungsakten insofern wichtig, da sie Auskunft geben über Kontexte, Personennetze und alltägliche Arbeitsvorgänge. Im Laufe der letzten 100 Jahre waren diese Akten auf rund 27,4 laufende Regalmeter angewachsen. In einem Archivprojekt wurden diese Altregistraturen unter fachwissenschaftlichen Gesichtspunkten bewertet, einheitlich systematisiert, in eine Datenbank aufgenommen und für die dauerhafte Aufbewahrung in beständige Mappen und Archivboxen umverpackt. Auf diese Art und Weise entstand aus dem überlieferten Schriftgut ein neuer Archivbestand zur Wissenschafts- und Institutionengeschichte in Baden-Württemberg, der nun erstmals datenbankgestützt recherchierbar ist. Dieses Material reicht zurück bis in die Anfangs- und Gründungszeit des Fachs Volkskunde in Württemberg und der Landesstelle. Ihr Stellenwert ist nicht nur bedeutsam im Hinblick auf das „Neu Lesen“ der eigenen Bestände, sondern dient auch als Quelle zur Geschichte des Fachs Volkskunde, der Institution Landesstelle sowie deren Netzwerken vor, während und nach den beiden Weltkriegen.

In der Praxis sind die Tätigkeitsschwerpunkte der Landesstelle – Forschung, Dokumentation und Archiv – eng miteinander verknüpft, d.h. das erhobene Material findet Eingang in das Archiv und ist hier wiederum frei verfügbar für weitergehende Recherchen. Exemplarisch zeigt sich dies an dem 2020 durchgeführten Projekt

¹ Beispielsweise über folgende Portale: Sammlung online des Landesmuseums Württemberg www.landesmuseum-stuttgart.de/sammlung/sammlung-online, (Zugriff: 22.06.2023), museum-digital.de www.museum-digital.de, (Zugriff: 22.06.2023), LEO-BW www.leo-bw.de, (Zugriff: 22.06.2023).

zum Thema „Tracht tragen heute“. Es wurde als Lehrforschungsprojekt zusammen mit den kulturwissenschaftlichen Instituten der Universitäten Freiburg und Tübingen konzipiert. Dabei setzten sich im Sommersemester 2020 Masterstudierende aus kulturwissenschaftlicher Perspektive mit dem Trachtenwesen in Baden-Württemberg auseinander.²

Da die Themen „vestimäre Kultur“ und „Trachten“ einer der früheren Sammlungsschwerpunkte an der Landesstelle ausmachten, bot das Archiv eine Vielzahl an historischen Quellen wie etwa die Grafiksammlung des Künstlers Theodor Lauxmann (1865–1920). Mehrfach war in der Vergangenheit eine Veröffentlichung der Grafiken angedacht worden, zur Umsetzung kam es aufgrund von Krieg und knappen Ressourcen jedoch nie. Erst im Rahmen des Projektes konnte das Vorhaben erneut angegangen und die Sammlung vollständig digitalisiert werden.³ Die empirischen Daten, die während solcher kooperativen Projekte erhoben werden, wie auch weitere

Forschungsdaten, die etwa im Rahmen von Qualifikationsarbeiten entstehen, können in das Landesstellenarchiv übernommen, gesichert und für weitere Forschungen zur Verfügung gestellt werden.

Daneben werden auch alltagsgeschichtliche Zeugnisse unterschiedlicher Provenienz immer wieder dem Archiv angeboten und teilweise übernommen, sofern wenn sie die bestehenden historischen Sammlungen ergänzen und das breit gefächerte Spektrum der gegenwartsbezogenen Schwerpunkte „Tradition(en)“, „Raum & Umwelt“, „diverse Gesellschaft“ und „Mobilität“ erweitern

Aktuell sind an der Landesstelle zwei Langzeitdokumentationsprojekte angelaufen: Darin geht es zum einen um den Umgang mit individueller Erinnerung wie auch um das kulturelle Gedächtnis eines Ortes oder einer Region. Zum anderen u.a. um den Umgang mit Traditionen im Kontext einer UNESCO-Listung als immaterielles Kulturerbe und damit einhergehenden

² Die Forschungsergebnisse wurden öffentlichkeitswirksam mittels Google Arts & Culture (<https://artsandculture.google.com/story/sgWhJePOEO-D9EQ>, Zugriff: 28.06.2023) präsentiert und dienen als Diskussionsgrundlage für eine Podiumsrunde mit Expert*innen mit dem Titel „Alles eine Frage der Trachtenmode? Von ‚echten Trachten‘, dem Wiesen- & Wasdirndl und der Trachtenbegeisterung“, die am 30.09.2021 in der Dürnitz des Alten Schlosses in Stuttgart stattfand.

³ Dazu erschien 2021 auch ein Beitrag in der Zeitschrift „Der Heimatpfeifer“.



Transformationen. Auch hier wird das erhobene Material erforscht, archiviert und steht für weitergehende Recherche- und Forschungszwecke Wissenschaftler*innen und Laienforscher*innen zur Verfügung. Folgt man Foucault sind Archive die Bedingung der Möglichkeit und Wirklichkeit des Wissens, die Vergangenheit nicht einfach repräsentieren, sondern eine bestimmte Ordnung der Vergangenheit produzieren. Sie sind Gedächtnisinstitutionen, die mitbestimmen, was aus der Vergangenheit sowohl in der Gegenwart als auch in der Zukunft unserer Gegenwart als zukünftige Vergangenheit wissbar ist (vgl. Foucault, 1981; Isto, 2016).

Das Ziel der Arbeit an der Landesstelle für Alltagskultur heute ist es, gesellschaftliche Transformationsprozesse zu erforschen, zu dokumentieren und zu archivieren. Dazu finden sich auch in den Sammlungen zahlreiche Spuren, die sich als Ausdruck von historischen Wandlungsprozessen interpretieren lassen und Auskunft geben über das Alltagsleben in Württemberg. Die

wissenschaftliche Perspektive, wie auch die thematischen Schwerpunkte an der Landesstelle haben sich parallel zur Fachgeschichte weiterentwickelt. Die Landesstelle ist Teil der Forschungsinfrastruktur in Deutschland (vgl. Wissenschaftsrat, 2011), die in Lehrforschungs- und Verbundprojekten⁴ auf Landesebene mit anderen Archiven, Landesstellen Universitäten und Museen zusammenarbeitet. Sie ist „Objekt, Werkzeug und Produkt der Wissenschaft“ (ebd.: 11). Eine Art lebendiges Laboratorium, an dem Wissen generiert und überliefert wird.

⁴ Im von der Landesinitiative „Kleine Fächer Baden-Württemberg“ (2017–2019) geförderten Verbundprojekt „Vernetzt lernen, forschen, vermitteln. Eine Kooperation volkswissenschaftlicher Sammlungs-institutionen mit Universitäten“ (vgl. Bericht zur Abschlussstagung: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-126894>, Zugriff: 03.08.2023) und aktuell im Kooperationsprojekt „KulturWissen vernetzt“ zur Populär- und Alltagskultur in Baden-Württemberg (2021–2027) gefördert von der VolkswagenStiftung (vgl. <https://alltagskultur.info/kulturwissen>, Zugriff: 03.08.2023).

Arbeitsgemeinschaft der Sing-, Tanz- und Spielkreise in Baden-Württemberg e. V.
(Hg.): „Der Heimatpfleger“ 38 (2021), 15–17.

Foucault, Michel: Die Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1981.

Huvila, Isto: Archiv. In: Gertraud Koch (Hg.): Digitalisierung – Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung Köln 2016, 89–107.

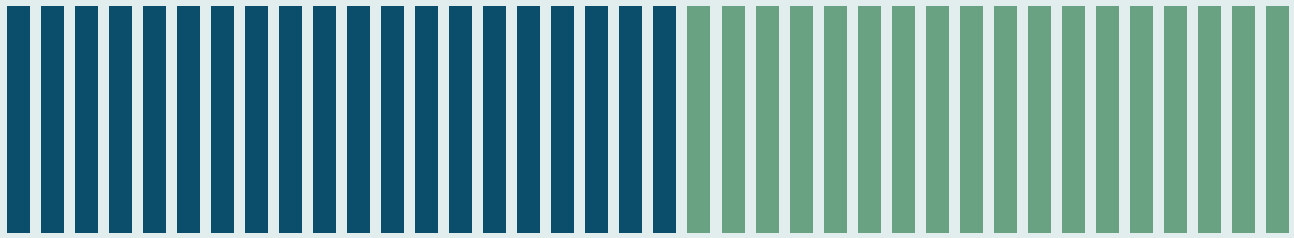
Wissenschaftsrat (Hg.): Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen. Berlin 2011. URL: https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10464-11.pdf?__blob=publicationFile&v=5%3E (Zugriff: 14.07.2023).

Archiv für Populär- und Alltagskultur in laufenden Regalmetern

Stand: Juni 2023

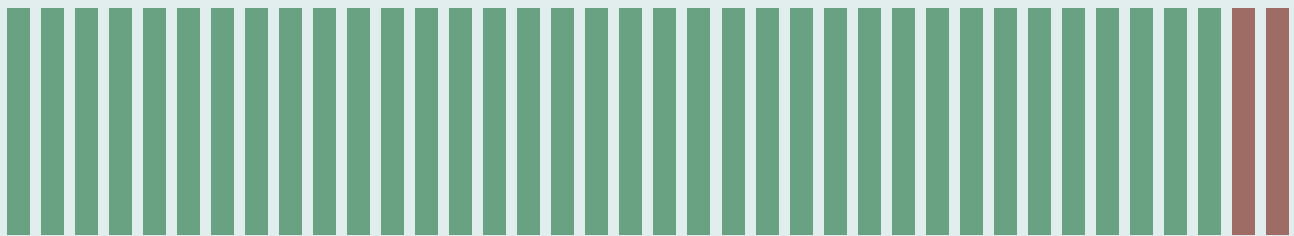
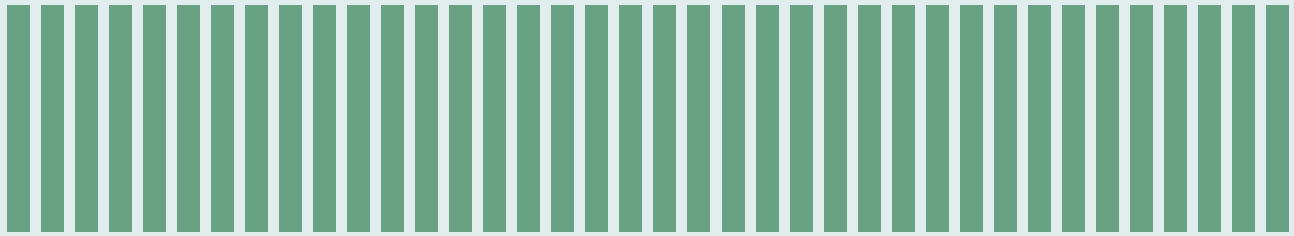
- Nachlässe
- Zeitungsausschnitte
- Flurnamen
- Volkslieder
- Sprach- & Konferenzaufsätze
- Fotos
- Grafiken
- Audioaufnahmen
- Karten
- Manuskripte
- Wissenschafts- & Institutionengeschichte

*Lfm. = Laufmeter



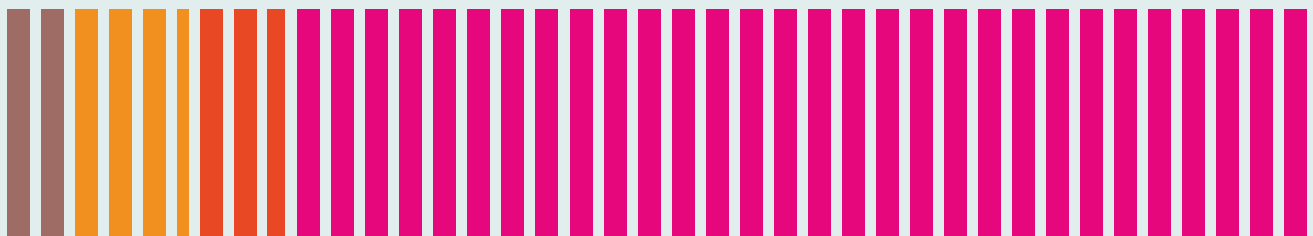
20

92

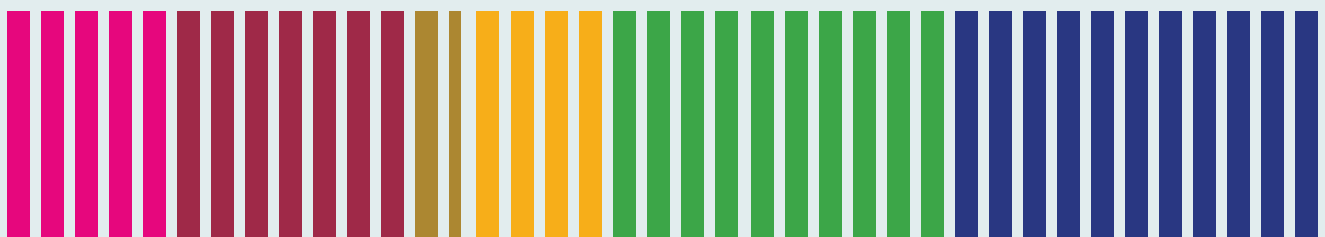


227

4



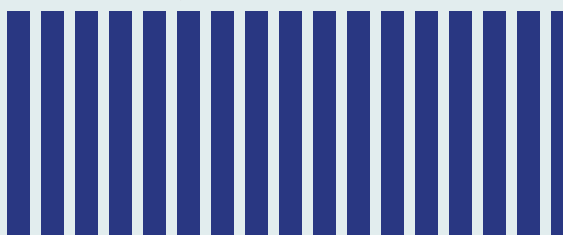
3,5 2,8 35



7

1,5 4 10

27,4



**Gesamt:
207,2 Lfm.***



**Hier finden
Sie uns:**

Landesstelle für Alltagskultur
Schillerplatz 1 (Fruchtkasten)
70173 Stuttgart



**GE-
SCHICH-
TE**

**der Landesstelle für
Alltagskultur**

1923

**Württembergisches Landesamt
für Denkmalpflege Stuttgart
Abteilung Volkstum**

Abteilungsleitung

August Lämmle (†1962)

Mundartdichter

Heimatkundler



Themenschwerpunkte

- Tracht
- Flurnamen
- Sitte und Brauch

Arbeitsschwerpunkte

- Netzwerkbildung
- Publikation Periodika
- Sammlungsaufbau

1929

**Württembergisches Landesamt
für Denkmalpflege Stuttgart
Abteilungsumbenennung:
Württembergische Landesstelle
für Volkskunde**

Anlaufstelle für den
„Atlas der Deutschen Volkskunde“
in Württemberg

|
|
|
|
|

Themenschwerpunkte

- Dialekt
- Volkslieder
- volkskundliche Überlieferungen

1946

Abteilungsleitung

Helmut Dölker (†1992)
Germanist
Historiker, Volkskundler
Denkmalpfleger

1969

Abteilungsleitung

Irmgard Hampp (†2011)
Volkskundlerin

Themenschwerpunkte

- Flurnamen

Arbeitsschwerpunkte

- Wiederaufbau
- Sammlungsordnung und Erweiterung
- Beratung

Themenschwerpunkte

- Segenssprüche
- Aberglaube

Arbeitsschwerpunkte

- Fachbibliothek
- Publikation Periodika

1976–1977

**Probeweise Zusammenlegung
der Landesstellen in Baden-Württemberg**
(Leitung: Irmgard Hampp)

1979

**Wechsel zum Württembergischen
Landesmuseum – Landesstelle
für Volkskunde**

1990

Landesmuseum Württemberg
Integration in die Abteilung
Volkskunde als Referat

1989

Referatsleitung
Gustav Schöck
Volkskundler
Altphilologe

Themenschwerpunkte

- Bräuche
- Traditionen
- Tracht

Arbeitsschwerpunkte

- Vermittlung volkskundlicher Themen

2007

Referatsleitung

Leo von Stieglitz (†2021)
Empirischer
Kulturwissenschaftler

Themenschwerpunkte

- Arbeit
- Handwerk

Arbeitsschwerpunkte

- Webportal
- „AlltagsKultur!“

2023

2017

Referatsleitung

Sabine Zinn-Thomas
Kulturanthropologin

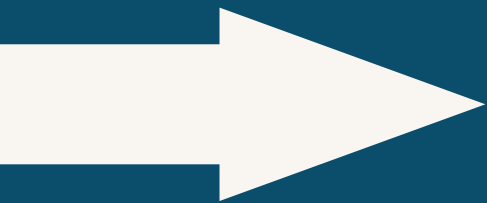
Landesmuseum Württemberg
Landesstelle
für Alltagskultur

Themenschwerpunkte

- Mobilität
- Diversität
- Umwelt
- Region
- Transformationsprozesse

Arbeitsschwerpunkte

- Neuaufstellung und
Weiterentwicklung



... Fortsetzung folgt

Ausblick

Die Produktion und Bereitstellung von Wissen zur Alltagskultur im Südwesten ist Aufgabe der Landesstelle für Alltagskultur und dient dazu u.a. zu einem besseren gegenseitigen Verständnis und Miteinander beizutragen. Gerade in einer immer diverser werdenden Gesellschaft ist dies von immenser Bedeutung und geschieht aufgrund der Prämisse, dass das gegenseitige Verstehen und Akzeptieren davon beeinflusst wird, welches Wissen wir haben, wie wir es diskursiv verhandeln und was wir davon erhalten und weitergeben wollen.

Zu den Perspektiven der Zukunft der Arbeit an der Landesstelle für Alltagskultur zählt sicher auch, die gemeinsame Arbeit an und mit der Sammlung der Abteilung Populär- und Alltagskultur zu verstetigen und die Auseinandersetzung mit der Sammlung zu fördern und zu erweitern. Gerade die Zugehörigkeit der Landesstelle für Alltagskultur zum Landesmuseum Württemberg bietet hier besondere Herausforderungen und Chancen, die sich aus dem Spannungsfeld des Bewahrens von Artefakten im Museum einerseits und der Dokumentation, Forschung und Weitergabe von Wissen in Bezug auf den Umgang mit diesen Artefakten an der Landesstelle für Alltagskultur andererseits ergeben. Denn dadurch lassen sich alltagskulturelle Phänomene viel umfassender in materieller wie auch immaterieller Hinsicht dokumentieren, erforschen und präsentieren.

Heute wird das, was wir glauben zu wissen, in hohem Maße auch über die sozialen Medien vermittelt und künstliche Intelligenz spielt dabei eine immer größere Rolle. Dies alles nimmt Einfluss auf die diskursiven Prozesse, auf das Aushandeln von „Wahrheit“ und stellt die Gesellschaft vor immer wieder neue Herausforderungen. Dazu zählen etwa der Umgang mit der Informationsflut, dem Datenschutz, der Qualität der zur Verfügung stehenden Daten (die Richtigkeit und Zuverlässigkeit von Informationen) oder das Erkennen KI-generierter Inhalte. Problematisch ist vor allem das erschwerte Identifizieren von Plagiaten oder Urheberrechtsverletzungen (Inhalte werden ohne angemessene Quellenangabe veröffentlicht und verwendet), die Existenz von Filterblasen und Echokammern wie auch die Instrumentalisierung von Fachwissen. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, den Umgang mit dem frei verfügbaren Wissen aufmerksam zu verfolgen und zu reflektieren. Die Förderung von digitaler Bildung und Medienkompetenz nimmt dabei einen wichtigen Stellenwert ein.

Auch die Landesstelle für Alltagskultur muss sich diesen Aufgaben stellen. In hundert Jahren, wenn 2123 erneut ein Jubiläum hoffentlich begangen werden kann, wird sich zeigen, wie gut dies gelungen ist. Denn es geht heute und in der Zukunft nicht allein darum, Informationen und Wissen über das Alltagsleben im Südwesten zur Verfügung zu stellen und zu kommunizieren, sondern auch die entsprechenden Kompetenzen eines kritischen Umgangs damit zu vermitteln. Zudem kommt, dass auch die Forschung und Dokumentation des Alltagslebens fachspezifischen Perspektivwechseln und Modifikationen unterworfen ist. Aus diesem Grund wird es auch in Zukunft weiterhin darauf ankommen, die Prozesse der Konstruktion und Produktion von Wissen immer wieder zu hinterfragen. Denn erst dann kann der dynamischen Entwicklung unserer Gesellschaft Rechnung getragen werden und wird aus dem Alltagsleben eine Alltagskultur, aus der sich ergibt, was gegenwärtig als bedeutungsvoll und überlieferungswürdig erscheint.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

Publiziert bei
Universität Heidelberg / Universitätsbibliothek, 2024
arthistoricum.net – Fachinformationsdienst
Kunst • Fotografie • Design
Grabengasse 1, 69117 Heidelberg
<https://www.uni-heidelberg.de/de/impressum>



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-SA 4.0 veröffentlicht.



Die Online-Version dieser Publikation ist auf
<https://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei
verfügbar (Open Access).

URN: urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-1405-2
DOI: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.1405>

e-ISBN: 978-3-98501-256-5

Herausgeber

Landesmuseum Württemberg, Altes Schloss,
Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart

Landesstelle für Alltagskultur
Schillerplatz 1 (Fruchtkasten), 70173 Stuttgart

Redaktion

Sabine Zinn-Thomas
Angelika Merk

Layout

milla grafikdesign

Lektorat

Sascha Bühler

Copyright

©Landesmuseum Württemberg, 2023
ISBN 9783000765834

Autoren*innen

Martin Blümcke, Rudolf Bühler, Karin Bürkert, Anne Dippel, Kai Engelmann, Michael Fischer, Astrid Fendt, Bernadette Gramm, Elisabeth Haug, Stephanie Habel, Brigitte Heck, Christine Herdin, Lioba Keller-Drescher, Maike Lehmann, Gisela Lixfeld, Anne-Christin Lux, Angelika Merk, Gerhard Prinz, Martin Scharfe, Gustav Schöck, Michael Simon, Markus Speidel, Ira Spieker, Raffaella Sulzner, Thomas Thiemeyer, Katharina Wahl, Manfred Waßner, Sabine Zinn-Thomas

Bildnachweise


Martin Blümcke (Archiv des Autors), Karin Bürkert, Werner Feirer, Michael Fischer, Gunther Galinsky, Gemeinde Neckarwestheim, Greg Montani auf Pixabay, Irmgard Hampp, Elisabeth Haug, Heilbronner Land, Pfarrer Helbling, Christine Herdin, Henning Holschumacher, J.W. Hornung, Königl. Hoffotograf, Tübingen, Petra Imer, Farknot_Architect (iStock), LeManna (iStock), Jürgen Kläger, O. Klein, Axel Klisch, Kreisarchiv Esslingen, Landesmuseum Württemberg: Dirk Kittelberger, Heike Fauter, Hendrik Zwietasch, Jonathan Leliveldt, Ortolf Harl, P. Frankenstein / H. Zwietasch, Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart, Landesstelle für Volkskunde, Staufen, Peter Neumann (Stadtarchiv Tübingen), Claus Pfefferle, Rachel C (Pixabay), Michael Saile / Fotografie, Martin Scharfe (Archiv des Autors), Hermann Schwarzweber, Michael Simon, Stadtarchiv Baden-Baden, Stadtarchiv Leonberg, Städtische Museen Esslingen, Wilhelm Steinkopf, Alwin Tölle, Bernd Torchalla, Katharina Wahl, Nick Wetschel / ISGV, Martin Windhab

Die Schreibtischlampe aus Bakelit (ca. 1950er Jahre)
gehörte zur Büroeinrichtung der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart



Feld & Wege

Der Titel des Jubiläumsbandes löst das Kompositum „Feldwege“ bewusst auf, um zu trennen zwischen dem Feld und den Wegen. Es geht also nicht um den „Feldweg“, den Martin Heidegger 1949 beschreibt und der als Bild oder Symbol dienen kann für den Gang des Denkens in vertrauter Umgebung: „Wenn die Rätsel einander drängten und kein Ausweg sich bot, half der Feldweg. Denn er geleitet den Fuß auf wendigem Pfad still durch die Weite des kargen Landes.“ Was jedoch auf dem Feldweg erfahren und woraus auch Zuspruch abgeleitet werden kann, ist für Heidegger die Andacht und die Aufforderung zur Gelassenheit, wie er an anderer Stelle schreibt: „Allein – die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis fallen uns niemals von selber zu. Sie sind nicht Zufälliges. Beide gedeihen nur aus einem unablässigen herzhaften Denken.“ Darum geht es auch in diesem Band, und zwar über das Feld, d. h. das Alltagsleben der Menschen im Südwesten und über die vielfältigen Wege zu deren Erforschung und Dokumentation in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.



Dieser Jubiläumsband zum 100-jährigen Bestehen der Landesstelle für Alltagskultur ist inspiriert vom Thema „Wandern“. Damit wird Bezug genommen auf die Anfänge des Fachs Volkskunde und die Gründung der Landesstelle 1923. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts haben frühe Forscher*innen Wanderungen unternommen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen mit „dem Land und den Leuten“ publiziert. Auch heute geht es um das Unterwegs-Sein im Feld und in der Region, auf alten und neuen Wegen, an bekannten und unbekanntem Orten, das zu unterschiedlichen Perspektiven, Ansichten und Aussichten führt, an denen uns die Autor*innen dieses Bandes teilhaben lassen. Sie geben nicht nur Einblicke in ihre wissenschaftliche Arbeit, sondern teilen auch ihre Erfahrungen und Erwartungen im Hinblick auf die Landesstelle für Alltagskultur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

